

12 639



Ex libris-

Peters 1910

D 6

Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

- Stanley, Henry M.** Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage, mit einem Lebensabriß Livingstone's vermehrt. Zwei Bände. Mit 54 Abbildungen in Holzschnitt und Karte. 8. 1885. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.
- Stanley, Henry M.** Durch den dunkeln Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die großen Seen des Aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von C. Böttger. Zweite Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen. 8. 1885. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.
- Stanley, Henry M.** Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von H. von Bobeser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Auflage. Zwei Bände. Mit über 100 Abbildungen, 2 großen und mehreren kleinern Karten. 8. 1887. Geh. 16 M. Geb. 20 M.
-





Nach einer Photographie,
1874, acht Tage vor seiner Abreise nach Afrika aufgenommen.



Henry M. Stanley.

Nach einer Photographie,
im November 1877 in Simon's Town, Kap der Guten Hoffnung,
nach seiner Reise quer durch Afrika aufgenommen.

Henry M. Stanleys

Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten
für weitere Kreise bearbeitet

von

961788 — 931928

Dr. Berthold Volz,

Direktor des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam.

Vierte Auflage.

Mit 54 Abbildungen und einer Karte.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1888.

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167449



12639

N-444448

NH-64627/TMR

Vorwort zur vierten Auflage.

Seit die deutsche Flagge an den Küsten Afrikas aufgezo- gen ist, haben wir Deutschen die Empfindung, als ob uns der „dunkle“ Erdteil näher gerückt sei und weniger geheimnisvoll erscheine. Und seit wir den Mann, der das größte Geheimnis, das es barg, Afrika entrissen, als Gast in der Reichshauptstadt gehabt oder vielleicht selbst die kleine gebrungene Gestalt, das lebhaft gefärbte, narbenreiche, energische Antlitz Stanlehs mit dem kleinen dunklen Schnurrbart und den hellen blitzenden Augen geschaut und seine bald begeisterungsvolle, bald durch drastische Wendungen frappierende, stets aber eigenartig fesselnde Rede, wo man mit Festen ihn feierte, gehört haben: will es uns fast bedünken, als ob er einer der un- sern geworden. Ist aber damit das Interesse für ihn verringert worden? Mit nichten: wenn irgend etwas, so beweist der Um- stand, daß er des Geheimnisvollen nicht bedarf, um das höchste Interesse zu fesseln, die Bedeutung Stanlehs, so wie die hochbe- deutenden Folgen, welche an sein Entdeckungswerk sich angeschlossen haben, die großartige Wichtigkeit desselben in greifbarster Weise darthun.

Der Sklavenhandel ist der Fluch Afrikas. Nicht freilich so sehr die dort seit alten Zeiten bestehende Sklaverei, welche, mehr eine Leibeigenschaft, ein Ausdruck niederer Entwicklungsstufen der mensch- lichen Gesellschaft ist, als jene Sklavenjagden, welche mit blu- tiger Roheit die aufsprossende Gesittung niedertreten. Im Sudan beträgt der jährliche Ertrag dieser Razzias etwa 15 000 Menschen, aber die dabei herbeigeführte Vernichtung von Menschenleben sicher doppelt so viel; am obern Nil schätzt man den Ertrag auf

30 000, aber die Zahl der dabei gemordeten Opfer ist mindestens ebenso groß; in Innerafrika endlich, dem dritten Hauptschauplatze dieser mörderischen Menschenjagden, kann man den Ertrag auf 80 bis 90 000 Menschen annehmen, und doch war Livingstone der Meinung, daß diese Ziffer nur den fünften, ja stellenweis nur den zehnten Teil der Opfer darstelle, welche Jahr aus Jahr ein die Sklavenjagden dort erfordern. Leicht begreift man aus diesen Ziffern schon, daß, soweit sich die Sklavenjagden erstrecken, in Afrika niemals eine höhere Gesittung sich entwickeln kann.

Alt sind daher die Versuche, welche Europa gemacht hat, dem unglücklichen Erdteile zu Hülfe zu kommen. Die erste Verbindung zu diesem Zwecke war die Afrikanische Gesellschaft, welche 1788 in London zusammentrat. Aber in ihrer Vereinzelnung wirkten solche Vereine nicht viel. Daher war es ein Gedanke, ebenso segensreich wie fruchtbar, welchen König Leopold II. von Belgien faßte, ein Zusammenwirken aller Kräfte zu diesem großen Ziele ins Werk zu setzen. Denn solange es sich als unmöglich erweist, die Absatzmärkte für afrikanische Sklaven in den mohammedanischen Ländern zu sperren, kann das Werk der Errettung Afrikas nur in Afrika selbst in Angriff genommen werden. König Leopold berief daher am 12. September 1876 eine geographische Konferenz nach Brüssel, deren Zweck nach den Worten des Königs es war: „Der Civilisation den einzigen Erdteil, wohin sie noch nicht gedrungen ist, zu eröffnen, die Dunkelheit zu zerstreuen, welche ganze Völkerschaften umhüllt, und einen Kreuzzug zu unternehmen, welcher dieses Jahrhunderts des Fortschritts würdig ist.“

Aus dieser Konferenz ging die Internationale afrikanische Gesellschaft hervor, welche die Erforschung und Civilisierung Mittelafrikas (zwischen dem Sudan und dem Gebiete des Zambesi) sich zur Aufgabe machte. Sie ward geleitet durch ein Comité, dessen Präsident König Leopold, dessen Mitglieder Nachtigal, de Quatrefoiges und Sanford waren. Generalsekretär war Oberst Strauch.

Schon hatte dies Comité seine Thätigkeit begonnen, Forschungsreisende ausgesandt, von Zanzibar aus in Ostafrika Stationen angelegt, als die Kunde durch Europa flog, Stanley habe den Lauf des Kongo entdeckt.

Was für eine Aussicht eröffnete sich damit! Eine gewaltige Wasserstraße mitten hinein in das Herz von Mittelafrika war

gegeben: war es möglich sie mit dem Ozean in Verbindung zu bringen? Ließen sich Freundschaftsverhältnisse mit den Völkern an dem Strome anknüpfen, Stationen an ihm anlegen?

Stanleys großartige Entdeckung wurde der Anstoß, daß sich am 25. November 1878 ebenfalls unter den Auspicien König Leopolds eine zweite internationale Gesellschaft in Brüssel unter dem Namen Comité d'études du haut Congo bildete, deren Präsidenschaft, um eine enge Verbindung mit der Internationalen afrikanischen Gesellschaft festzuhalten, dem Obersten Strauch übertragen wurde. Ihr gelang es, Stanley nach dessen Rückkehr nach Europa für sich zu gewinnen. Von ihr ausgestattet, kehrte der große Reisende im August des Jahres 1879 auf den Schauplatz seines Ruhmes zurück und gründete am Unterlaufe des Kongo, langsam stromaufwärts vorrückend, eine Reihe von Stationen bis an den Stanley-Pool hin. Er langte hier im Juli 1881 an. Allein schon war ihm vom Ogowai her der französische Reisende Graf Savorgnan de Brazza zuvorgekommen und hatte mit dem dortigen Könige Makoko einen Abtretungsvertrag geschlossen. Damit wurden dem Vorgehen des Comité d'études Schwierigkeiten in den Weg gelegt, ja das Gelingen seiner Aufgabe überhaupt in Frage gestellt.

Dem gegenüber schien es notwendig dem Comité d'études eine andere Gestalt zu geben: es verwandelte sich in die Internationale Kongo-Gesellschaft. Der Zweck derselben war, im Herzen Afrikas, an den Ufern des Kongo, einen souveränen Staat zu gründen, welcher durch die größten seinen zukünftigen Bürgern zugestandenen Freiheiten die Pioniere, die Ackerbauer und die Kaufleute aller Länder anziehen sollte. Zu diesem Zwecke wurden von den eingebornen Häuptlingen umfassende Landstriche mit Einschluß der Souveränitätsrechte erworben, eine Polizei eingerichtet, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Anfänge des neuen Staates vor einem Handstreich sicher zu stellen, Dampfschiffverbindungen auf dem Kongo errichtet und Stationen als Keime der künftigen Städte angelegt.

Das sind die Anfänge des Kongostaates, über dessen Gründung Stanley in seinem neuesten Werke: „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung“ (2 Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885) ebenso anziehend wie

lehrreich, und warmherzig wie immer, Bericht erstattet. Hier mag es genügen, auf dies bedeutende Werk zu verweisen. Nach demselben hat das Gebiet des Kongostaates eine Länge von etwa 2300 km, eine Breite von etwa 1325 km, also eine Größe von etwa $1\frac{2}{3}$ Millionen qkm, dem Flächeninhalte Deutschlands, Frankreichs, Spaniens und Portugals zusammengenommen gleichkommend. Die Einwohnerzahl berechnet Stanley auf 27 694 100 Menschen.

Genauer hat die 1884—85 in Berlin tagende Westafrikanische Konferenz den Staat der Internationalen Gesellschaft dahin begrenzt, daß er nach Westen bis an den vorliegenden französischen und portugiesischen Kolonialbesitz reicht; dann bildet die Grenze vom Kuango an der 6. Grad südl. Br., der Fluß Lubi, die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des obern Kongo und denen des Kaffai, die Wasserscheide zwischen Kongo und Zambesi, die Westufer der Seen Bangweolo, Moëro und Tanganika, weiter nördlich die Wasserscheide zwischen Kongo und Nil und im Norden endlich der 5. Grad nördl. Br. Souverän dieses neu geschaffenen Staates ist König Leopold von Belgien.

Die Berliner Konferenz ist es auch gewesen, welche gegenüber den Ansprüchen Frankreichs und Portugals den neuen Kongostaat lebensfähig in wirtschaftlicher Selbständigkeit dadurch hingestellt hat, daß sie die Anerkennung desselben durch alle an der Konferenz teilnehmenden Mächte bewirkt und die Neutralität ihm gewährt hat. So durfte der Fürst Bismarck, als er die Konferenz schloß, der Hoffnung Ausdruck geben, „daß die von einem Geiste weiser Mäßigung eingegebenen Grundsätze ihre Früchte bringen und dazu beitragen würden, jene Völkerschaften an die Wohlthaten der Kultur heranzuziehen“. Denn bis ins Herz des afrikanischen Festlandes hinein ist dem sittlichen und materiellen Fortschritte der eingebornen Völker eine Bahn eröffnet, der Sache der Religion, des Friedens, der Menschheit der größte Dienst geleistet.

Stanley aber hat das unvergängliche Verdienst, zuerst diese Bahn dem staunenden Europa gezeigt zu haben.

Freilich bleibt, was Hoffnung war, es auch heute noch und wird es noch auf lange Jahre bleiben. Denn noch ist der Kongostaat weit davon entfernt, durch sich selbst bestehen zu können: die Aufwendungen seiner Gönner halten ihn aufrecht. Wer hätte das auch von vornherein anders erwarten dürfen?

Für Stanley selbst aber ist er die Grundlage zu einem neuen großen, wahrhaft hochherzigen Unternehmen geworden.

Durch den Aufstand des Madi war Dr. Eduard Schnitzer (Emin-Pascha), der Gouverneur der südsudanischen Provinz Ägyptens, mit einigen tausend Getreuen in Wadelai völlig von Ägypten abgeschnitten worden. Auch einen Abzug nach Süden gestatteten die Verhältnisse in Uganda nicht, dessen Kabaka Mtesa 1884 — in demselben Jahre wie Mirambo — gestorben war. Da hat sich denn Stanley mit einer mutigen Schar aufgemacht, um die Verlassenen zu retten. Auf Dampfern des Kongostaates ist er vom Stanley-Pool den Kongo hinaufgegangen bis zum Aruwimi. Hier hat er in einem besetzten Lager zur Sicherstellung der Verbindung mit dem Kongo den Major Barttelot mit 130 Mann zurückgelassen, während er zugleich, um in seinem Rücken nicht von feindlich gesinnten arabischen Händlern beunruhigt zu werden, die Ernennung eines alten Freundes, des mächtigen Tippu-Tib, zum Gouverneur der Station an den Stanley-Fällen erwirkt hat. Dann hat er selbst mit 5 Europäern und 470 Mann den Weitermarsch an dem Aruwimi hinauf angetreten. Die letzte Nachricht, welche wir bis heute direkt von ihm haben, hat er am 23. Juni 1887 von Zambuga am Aruwimi in einem Briefe an Mr. Mackinnon in London gegeben.

Stanleys Hoffnung war, um die Mitte des August bei Emin-Pascha einzutreffen. Und es liegt kein Grund zu der Befürchtung vor, wenn es auch bis zu dieser Zeit ihm noch nicht gelungen ist, daß die Hoffnung sich ihm nicht in nächster Frist erfüllen sollte. Das wäre ein neuer Ruhm für ihn, andersartig wohl, aber nicht geringer, als der, den er durch seine Entdeckung des Kongolaufes gewonnen hat.

Doch das müssen wir noch der Zukunft anheim geben. Jetzt liegt uns nur am Herzen, das Interesse für den bedeutenden Mann und seine epochemachende Erschließung des „dunklen Welttheiles“ in weitere Kreise zu tragen. Das ist allein der Zweck der vorliegenden Bearbeitung seiner Reise. Sie schließt den Originalberichten Stanleys, soweit wie möglich, sich an; aber während diese den unruhigen Tagebuchcharakter mit stark subjektiver Färbung, häufig in grellen Tönen, wiederpiegeln, wählt sie die Form der objektiven Erzählung, welche, das Überschwängliche, den dort berechtigten Reflex des momentanen Eindrucks, meidend, in freierer Gestaltung und ge-

drängter Erfassung des Bedeutenden mit mehr gleichmäßiger Ruhe vorwärts strebt. Sie versucht die oft dramatische Lebendigkeit der Darstellung Stanleys festzuhalten, aber aus dem Blätterwerk der Reflexionen und gelegentlichen Bemerkungen das Charakteristische herauszuheben und hie und da durch Einfügung kurzer Züge — oder auch einer Abbildung — aus andern Reiseberichten, sei es Stanleys, sei es anderer Reisender, an geeigneten Stellen, wo es die eingehendere Schilderung von wichtigen Örtlichkeiten oder Personen gilt, die Anschaulichkeit wie die Abrundung der Darstellung zu fördern.

Aber über alles hat diese Bearbeitung auch in ihrer wesentlich vereinfachten Gestalt ihre Aufgabe darin gesetzt, Stanleys große Verdienste, indem sie ein genaues und treues Bild von den wechselnden Schicksalen und den Erträgnissen seiner Reise entwirft, klar herauszustellen und dem großen Werke der Erforschung und Erschließung des centralen Afrika auch an ihrem Teile zu dienen. Vielleicht ist es in etwas ihr gelungen: hat doch das Interesse der Leser sie in wenig Jahren bis zu der vorliegenden vierten Auflage geführt. Aber die Hauptsache ist: Stanley selbst ist der Mann, der dafür sorgt, daß die warme Teilnahme der Zeitgenossen für ihn und sein Thun nicht erkalte.

Potsdam, am 4. November 1887.

B.

Anmerkung:

Längengrade sind von Greenwich gerechnet,
 Temperaturgrade sind nach Réaumur gezählt;
 1 Meile = 7420 m, 1 Pfund = 454 g;
 Njanza sprich Njansa, Nziye sprich Nziye.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel.

Von London nach dem dunklen Weltteil.

Ein kühner Entschluß. — Die Aufgabe. — Henry M. Stanley. — „Sa — Bennett“. — Viel Angebot. — Ausrückung und Abreise. — Ausblick auf Zanzibar. — Landung. — Die Stadt der Europäer und der Wangwana. — Werbungen. — Das Schauri. — Lady Alice. — Hinüber nach dem dunklen Weltteil. 1

Zweites Kapitel.

Landeinwärts!

In Bagamojo. — Das Dorf in Aufruhr. — Ausbruch der Expedition. — Der erste Marschtag. — Belutschen im Lager. — Jagd auf Zebras. — „Ein Löwe, Herr!“ — Trübselige Weihnachtstage. — Drohende Hungersnot. — Verstimmung unter den Eingebornen. — Edward Poccoß stirbt. — Der Zauberarzt von Binjata. — Kriegesgeschrei. — Tage der Kämpfe. — Weitermarsch. — Blick auf den Njanza. — Triumphgefang. — Bewillkommnung in Kagehji. 12

Drittes Kapitel.

Umschiffung des Victoria-Sees.

Feierlicher Empfang bei Stanley. — Fürst Kaduma. — Allgemeine Angst vor dem See. — Bemannung für das Boot. — Betrübte Abfahrt. — Saramba. — Am Schimijü. — Die Krokodilinseln. — Ein gefährliches Flußpferd. — Die Trunkenbolde von Ugamba. — Gewitter auf dem See. — Gutherzige Leute. — Die hinterlistigen Wawuma. — An der schönen Bai von Bula. 35

Viertes Kapitel.

Kabaka Mtesa.

	Seite
Mtesas Botschaft. — Magassa. — Empfang in Usavara. — Gastgeschenke. — Saramba in Nden. — Die Audienz. — Mtesa einst und jetzt. — Die Flottenrevue. — Ein Meisterschuß. — Der Weg zur Hauptstadt. — Kubaga. — Christentum und Islam. — Empfangsceremonien. — Einant de Bellefonds. — Rückkehr nach Usavara. — Abschied von Pinant.	50

Fünftes Kapitel.

Heimfahrt nach Usukuma.

Magassas Windbeuteleien. — Der Alexandra-Nil. — Gastlich-ungastliche Eingeborne. — Rundblick von Musira. — Bilder der Zukunft. — Die Nacht auf der Alice-Insel. — Der Schreckenstag auf Bumbireh. — Gerettet! — Im Aufruhr der Elemente. — Auf der Zufluchtsinsel. — Sturm im Speke-Golf. — Ungeflüme Bewillkommung. — Wo ist Frederick Barker?	66
---	----

Sechstes Kapitel.

Rückkehr nach Uganda.

Frederick Barkers Tod. — Frank Pocod. — Fieberphantasieen. — Protest Nwomas. — Verhandlungen mit Lukongeh. — Revolte der Wakerewe. — Abfahrt von Kageji. — Schrecken und Not. — Tumult in Usukuma. — Kischadschu von Komeh. — Ein nächtliches Tanzfest. — Das Lager auf Mahjiga. — Anschläge der Wilden. — Schelka als Geißel. — Antaris Feindseligkeit. — Ankunft von Freunden. — Verrat der Wa-Bumbireh. — Stanleys Erwägungen. — Bestrafung der Mörder. — Glückliche Weiterfahrt. — Ankunft in Dumo.	83
---	----

Siebentes Kapitel.

Auf Pfaden des Krieges.

Reise zu Mtesa. — Am Victoria-Nil. — Wiedersehen. — Die Armee auf dem Marsche. — Das Lager auf Nataranga. — Die rebellischen Wawuma. — Eine Seeschlacht. — Der Dammweg. — Die Friedensgesandtschaft. — Des Kaisers Wissensdurst. — „Was weißt du von den Engeln?“ — Bibel und Koran. — Mtesa wird Christ. — (Die Waganda in London). — Niederlage der Waganda. — Der Kabaka in Wut. — Erfolglose Kämpfe. — Der Nwuma-Hauptling. — Der Christ siegt. — Das schwimmende Fort. — Der Krieg ist zu Ende. — Das Lager in Brand. — Siegreiche Heimkehr.	115
---	-----

Achstes Kapitel.

Der Marsch zum Lutu Nzige-See.

	Seite
Der Befehl des Kabaka. — Abschied von Mtesa. — Jagdglück. — Sambuzi spielt Kabaka. — Der Zug durch Unjoro. — Die Gambaragara. — In Uzimba. — Am Lutu Nzige. — Ein Kriegsrat von Feiglingen. — Stanleys Entscheidung. — Der Rückzug. — Sambuzis Bestrafung. — Mtesas neue Vorschläge. — Katschetsches Spott.	144

Neuntes Kapitel.

Kleinkönige in Afrika.

Am Alexandra-Nil. — Rumanita von Karagwe. — Das Betrubern. — Eine Badereise in Afrika. — Rumanitas Schatzkammer. — Manforongos Botschaft. — Hungersnot in Usui. — Die Wasserscheide der großen Seen. — Nochmals Manforongo. — Der Tod des treuen Bull. — Mirambo, der Schrecken Afrikas. — Mirambo vor Serombo. — Mirambos Besuch. — Der Bruderbund. — Ungomirwas Wandelung. — Die Watuta. — Rufunzus Helden. — Übergang über den Malagarazi. — Nach Udschidschi.	164
---	-----

Zehntes Kapitel.

Udschidschi und der Tanganika-See.

Die Stadt Udschidschi. — Der Marktverkehr. — Rechtsanschauungen. — Die Araber in Udschidschi. — Allerhand Zweifel. — Die Umschiffung des Tanganika. — Jagd auf Zebras. — Besuch der Watuta. — Die Kasumabucht. — In den Ruinen von Kiveja. — „Der Tanganika frisst das Land weg.“ — Die Felsen von Mpimbwe. — Das Südende des Sees. — Der Seesturm. — Der Grasbrand. — Am Lukuga. — Der Abfluß des Sees. — Die Alpen von Goma. — Feindseligkeit der Wabwari. — Das Ende der Rundfahrt. — Rückkehr nach Udschidschi.	185
---	-----

Elftes Kapitel.

Zum Luälaba.

Franks Krankheit. — Desertionen. — Der junge Kalula. — Furcht der Eingebornen. — Im Thale von Uhombo. — Manjema, Land und Volk. — Am Luälaba. — Tippu-Lib. — Verhandlungen. — Abed bin Dschumahs Erzählung von den Zwergen und von dem Walde von Uregga. — Tippu-Libs Bedingungen. — Die Stunde der Entscheidung. — „Laßt uns dem Strome folgen.“ — Widerspenstige Orakel. — Der Kontrakt mit Tippu-Lib. — Marsch nach Njangwe.	208
---	-----

Zwölftes Kapitel.

Durch den Urwald von Uregga.

	Seite
Der Lualaba. — Njangwe. — Der Markt. — Muini Dugumbi und Mtagamojo. — Scheith Abed bin Salim und Mohammed bin Sayid. — Musterung. — Abmarsch von Njangwe. — Im Urwalde. — Tippu-Tibs Mutlosigkeit. — Unter den Kannibalen von Kampunzu. — Das Lager am Livingstone.	227

Dreizehntes Kapitel.

Mit Tippu-Tib am Livingstone.

Kapitän Ludeys fernster Punkt. — Das Schauri am Stromufer. — Tippu-Tibs Befürchtungen. — „Uh—ju! uh—ju—ju!“ — Verrat der Eingebornen. — Unter den Benja. — „Mutter, die Wasambje!“ — Der Überfall am Nuiki. — Schicksale der Landabteilung. — Die Stromschnellen von Ulassa. — Manwa Seras Ungehorsam. — Gefangene Wilde. — Ein Trommellconcert. — In Klondu. — Der Watwa. — Die Schlacht auf dem Strome. — Eine gefangene Handelsgesellschaft. — „Ziehet in Frieden!“	239
--	-----

Vierzehntes Kapitel.

Hinaus in die unbekannt Welt!

Angriff der Wilden. — Der Kampf um das Lager. — Belagerung in Binja-Ndschara. — Der Ausfall. — „Bo—ho, ho—ho—o—oh!“ — Entsatz. — Der nächtliche Überfall. — Friedensschluß auf dem Strome. — Der Vertrag mit Tippu-Tib wird gelöst. — Stanley begeistert seine Leute. — Weihnachtsfestlichkeiten. — Trennung von Tippu-Tib. — Ernste Gedanken. — Abschiedsgefang. — Ermutigung. — Hinaus in die unbekannt Welt!	257
---	-----

Fünfzehntes Kapitel.

Die Stanley-Fälle.

„Dies ist unser Strom!“ — An der Mündung des Lowwa. — Im tropischen Urwalde. — „Sen—nen—neh!“ — Freunde in Kanfore. — Die Mwana Ntaba. — Der erste Stanley-Fall. — Kämpfe mit den Baswa und Bakumu. — Die Umgehung der Katarakte. — Zaidis Not und Rettung. — Kannibalen. — Im Netz gefangen. — Nochmals die Bakumu. — Der siebente und letzte der Stanley-Fälle	272
--	-----

Sechzehntes Kapitel.

224 Meilen Stromfahrt.

Veränderte Scenerie. — Plagegeister. — Das Gefecht im Aruwimi. — Immer neue Kämpfe. — In Rubunga. — „Mutu ya Kongo!“ — Die Barangi. — Strominseln. — Im Sankuru. — Angriff der Ba- ngala. — Not um Lebensmittel. — Auf der Kastinsel bei Ikengo. — Steinschloßgewehre. — Aminas Tod. — Der König von Ischumbiri. — Unruhige Nacht. — Das letzte Gefecht. — Der Stanley-Boo. — Mantoneh. — König Itfi von Ntamo.	Seite 294
---	--------------

Siebzehntes Kapitel.

Die Livingstone-Fälle.

Der Stromlauf. — „Der Vater“. — Kafulus Tod. — Sudis seltsame Abenteuer. — Methode des Vorrückens. — Frank ein Goi-Goi. — Todesgefahr. — Die Lady Alice-Fälle. — „Den Berg hinauf!“ — Neue Canoes. — Diebereien. — Der Nowa. — Uledi vor Gericht. — Shakespeare verbrannt. — Der eingepreßte Strom. — „Engiliz, Francis, Dytische oder Portugase?“ — Franks Unbesonnenheit. — Der Jason in den Massassa-Fällen. — Frank Pocod ertrinkt. — Ndalas Trost. — Meuterei und Desertionen. — Salaam Allahs Tod. — Noch einmal gerettet! — Bedrohliche Stimmung der Eingebornen. — Der Isan- dschila-Fall. — Das Ziel ist erreicht.	313
--	-----

Achtzehntes Kapitel.

Zum glücklichen Ende.

Boma. — Die Lady Alice. — Mirambo, der Reitesel. — „Da ist Rum für ihn!“ — Allgemeine Ermattung. — In Nsanda. — Stanleys Hilferuf nach Boma. — Die Boten. — Streit und Versöhnung. — Traurige Raft. — Rückkehr der Boten. — Triumphgesang. — Das Ende der Not. — Unter Weißen. — In Boma. — An der Mündung des Kongo. — Raft in Kabinda. — Eine neue Gefahr. — In San Paulo de Voanda. — Umschlag der Stimmung. — Aufenthalt am Kap. — Rückkehr nach Zanzibar. — Mabruki und seine Mutter. — Das Ende der Expedition. — Abschied von den Getreuen. — Heimwärts!	345
---	-----

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
Ulebi und Manwa Sera	8	Die Lady Alice und der Meofu	202
Nach dem dunklen Weltteil!	11	Bewohner von Manjema	210
Ansicht von Bagamojo	13	Kopf oder Schrift?	226
Zebra	19	Njangwe, vom Flusse aus gesehen	228
Das Lager unter dem Baobab	21	Hinaus in die unbekannte Welt!	271
Kagehi	34	Der siebente der Stanley-Fälle	292
Insel im Victoria-See, unweit der Mündung des Schimju	49	Haus in Mondu	293
Audienzhalle des Palastes des Kabaka Frederic Barler's Grab	65	Der König von Tschumbiri	308
Frank Pocock	82	Der Sohn des Königs von Tschum- biri	309
Am Landungsplatz in Msoffi auf Ukerewe	85	Eiserne Doppelglocken in Urangi	312
Das Schwimmende Fort	114	Transport der Canoes über die Fels Spitze	315
Der Ngogo, ein Fisch aus dem Vic- toria-See	141	Kalulus Tod	316
Der Berg Edwin Arnold im Westen des Gordon Bennett	143	Ansicht des Tafellandes	323
Bulls Tod	163	Die neuen Canoes	324
Ein Ruga-Ruga	173	Salaam Allahs Tod in den Jinga- Fällen	340
Süden des Tanganika	176	Lager in Kilolo	343
Einfahrt in den Lukuga	195	Das Canoe-Krokodil	344
	198	Die Expedition in Kabinda	361
		Neue Kirche in Zanjibar	369

Separatbilder.

Henry M. Stanley	Titelbild
Empfang in Ujovara	52
Kabaka Mtesa	56
Rubaga	59
Empfang auf Bumbireh	73
Die Ripon-Fälle oder „die Steine“ (von Uganda aus)	116
Seeschlacht zwischen den Waganda und den Barwuma	134
Marß durch Unjoro	150
Udschidschi	185
Dorf in Manjema	209
Zaidis Not	286
Gefecht im Aruwimi	297
Angriff der Bangala	304
Die Lady Alice im Wasserfall	321
Bau der neuen Canoes	324
Die Massassa-Fälle	331

Erstes Kapitel.

Von London nach dem dunkeln Weltteil.

Ein fühner Entschluß. — Die Aufgabe. — Stanley. — „Ja — Bennett“. — Viel Angebot. — Ausrüstung und Abreise. — Ausblick auf Zanzibar. — Landung. — Die Stadt der Europäer und der Wangwana. — Werbungen. — Das Schauri. — Lady Alice. — Hinüber nach dem dunkeln Weltteil.

Es war im Frühjahr des Jahres 1874.

David Livingstone, der Nestor der Afrika-Reisenden, hatte seine letzte Ruhestatt in der Westminster-Abtei in London gefunden.

Im Redaktions-Bureau des Daily Telegraph wurde eifrig von den Aufgaben gesprochen, welche Livingstone ungelöst zurückgelassen. Hatte ihn doch, als er eben daran zu sein glaubte, die äußersten Quellen des Nil endgültig festzustellen, der Tod tief im Innern von Afrika abgerufen. Mit Lebhaftigkeit führte in der Gruppe der Sprechenden ein junger Mann das Wort, klein von Gestalt, blitzenden Auges, den selbst schon die Sonne Afrikas tief gebräunt hatte. Der Eigentümer der Zeitung trat hinzu; eine Weile folgte er aufmerksam der Auseinandersetzung; dann wandte er sich an den Eifrigen mit der Frage:

„Könnten und wollten Sie wohl, Herr Stanley, Livingstones Werk vervollständigen? Und was ist da zu thun?“

Die Antwort war: „Der Ausfluß des Tanganika-Sees ist noch nicht entdeckt. Wir wissen — mit Ausnahme der von Speke entworfenen Skizzen — fast nichts vom Victoria-See, wir wissen nicht einmal, ob er aus einem oder mehreren Seen besteht; und deshalb sind die Quellen des Nil noch immer unbekannt. Überdies erscheint die westliche Hälfte des afrikanischen Kontinents auf den Karten noch immer als ein weißer, leerer Raum.“

„Glauben Sie, daß Sie über dies alles bestimmte Resultate gewinnen können, wenn wir Ihnen den Auftrag dazu erteilen?“

„Jedenfalls werde ich, solange ich am Leben bleibe, etwas fertigt bringen. Wenn ich über die zur Vollendung der ganzen Arbeit nötige Zeit hinaus lebe, so soll alles gethan werden.“

Das waren Worte voll hoher Zuversicht. Aber — unterschätzte etwa Stanley die Aufgabe? Oder überschätzte er seine Kraft? Keines von beiden. Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt.

Im Jahre 1858 hatten die Engländer Burton und Speke 135 Meilen von der Küste Ost-Afrikas entfernt den großen Binnensee Tanganika entdeckt. Wohin gehörten dessen Gewässer? Nach Norden hatten sie keinen Abfluß. Das hatte Livingstone im Verein mit Stanley selbst festgestellt. Aber vielleicht nach Westen, wie der Engländer Cameron 1874 gefunden zu haben glaubte. Wenn nicht überhaupt statt eines Sees deren mehrere, wie Livingstone meinte, vorhanden waren.

Auf der Rückreise hatte dann Speke, von Unjanjembe nach Norden vordringend, den Victoria-See entdeckt und 1862 auf einer zweiten Reise an der Nordseite des Sees den Ausfluß desselben, in dem er den Nil erkannte, gefunden. Livingstone jedoch war trotzdem bei seiner früher aufgestellten Behauptung geblieben, daß dieser neugefundene große See gar nicht vorhanden wäre, vielmehr an seiner Stelle, wie er von arabischen Händlern erfahren, fünf kleinere Seen lägen. Was war die Wahrheit?

Bald nach Speke hatte ferner der Engländer Sir Baker entdeckt, daß der Nil, nachdem er vom Victoria-See sich westwärts gewandt, einen anderen bedeutenden See, den Albert-See oder Mutá (Mwután) Nzigé, durchfließt. War nun der Lutu Nzigé, von dem man nur durch ganz unbestimmte Gerüchte wußte, derselbe See wie dieser oder ein anderer?

Endlich hatte Livingstone im Jahre 1868 südwestlich vom Tanganika-See den Bangweolo- oder Bemba-See entdeckt, aus dem ein großer Strom, der Luapula, sich ergoß. In nördlicher Richtung durchfloß dann dieser Strom noch mehrere kleinere Seen, indem er, seinen Namen in Luálaba verändernd, stets die gleiche Richtung innehielt, bis zu der arabischen Niederlassung Njangwe, dem nördlichsten Punkte, an dem ihn Livingstone gesehen. Der große Reisende war daher der Meinung, in dem Luálaba den wahren Oberlauf des Nils gefunden zu haben, während Cameron, der ihn

ebenfalls in Njangwe 3 Jahre später, 1874, sah, ihn für einen Hauptquellfluß des Kongo hielt. Welcher von beiden hatte recht?

Das waren die Fragen, deren zweifellose Beantwortung von der höchsten Wichtigkeit für die Geographie Afrikas war. Und Stanley versprach es, sie zu lösen!

Freilich war er dazu vorbereitet, wie kaum ein anderer.

Henry Moreton Stanley war im Jahre 1843 in Nordamerika geboren.* Ein Blockhaus unter ächzenden Tannen am Ufer des Ouachita war seine Heimat. In den weiten Fichtenwäldern von Arkansas und Missouri war er aufgewachsen, in urwüchsigem, aber nicht unfreundlichen Verhältnissen, behütet von den treuen schwarzen Dienern des Hauses. Das Leben im Walde und, als der Vater seinen Wohnsitz in die Nähe des Mississippi verlegte, manche Fahrt auf dem mächtigen Strome, mitunter in Gesellschaft der Mississippi-Bootsleute, wilder Gesellen, hatten ihn gestählt. Achtzehnjährig war er beim Ausbruche des amerikanischen Bürgerkrieges als Freiwilliger in die Armee der Nordstaaten getreten; nach dem Friedensschlusse war er Zeitungs-Korrespondent geworden. Er hatte die Türkei und unter mannigfachen Abenteuern Kleinasien bereist, hatte dann den Feldzug der Engländer gegen den König Theodor von Abessinien als Berichterstatter des New York Herald, einer der größten amerikanischen Zeitungen, mitgemacht und sich endlich nach Frankreich und weiter nach Spanien begeben, um über die Belagerung von Valencia an seine Zeitung Berichte zu schreiben. Von hier hatte ihn der Besitzer des Herald, James Gordon Bennett, unvermutet nach Paris berufen und ihm den Auftrag gegeben, den fast verschollenen und von vielen für tot gehaltenen Livingstone in Inner-Afrika, wo nur immer er sich befände, aufzusuchen und zu unterstützen.

So war Stanley nach Afrika gekommen. Mit bewunderungswürdiger Energie hatte er dem Auftrage entsprochen und Livingstone in Udschidschi am Tanganika-See aufgefunden. Mehrere

* Viel erzählt ist die Fabel, welche Stanley in St. Asaph in Wales geboren werden läßt; von dort wäre er, früh verwaist, als Schiffsjunge nach Amerika gekommen; in New Orleans von einem Kaufmann adoptiert, hätte er seinen Namen — James Rowland — abgelegt und denjenigen seines Wohlthäters — Henry Moreton Stanley — angenommen. Allein Stanley selbst protestiert mit Entschiedenheit gegen diese ihm angedichteten Jugendschicksale.

Monate hindurch hatte er dann bei dem Manne, der sein halbes Leben auf die Erforschung von Inner-Afrika verwandt, geweiht und nach der Rückkehr in London durch die ernstlichsten Studien sich darauf vorbereitet, das Werk des großen Entdeckers dermaleinst fortzusetzen.

So kam die Frage, welche in dem Redaktions-Bureau des Daily Telegraph an ihn herantrat, ihm sehr zur guten Stunde. Es wurde bei dem New York Herald, der ja ältere Ansprüche auf Stanley hatte, telegraphisch angefragt, ob er sich mit dem Daily Telegraph in London zu einer Sendung Stanleys nach Afrika, um die Entdeckungen Spekes, Burtons und Livingstones zu vervollständigen, verbinden wolle. Durch das Kabel kam unter dem atlantischen Ocean sofort die lakonische Antwort zurück: „Ja — Bennett.“ Damit war denn die Sendung Stanleys nach Afrika beschlossene Sache. Der Daily Telegraph kündigte sie in einem Leitartikel an, in welchem der Zweck des Unternehmens darin gesetzt wurde, das durch den tief beklagten Tod des Dr. Livingstone unvollendet gebliebene Werk zu vervollständigen, die noch übriggebliebenen Probleme der Geographie Central-Afrikas wo möglich zu lösen und die Schlupfwinkel und Märkte der Sklavenhändler aufzufuchen und über dieselben zu berichten: so dürfe man hoffen, daß aus diesem Unternehmen sehr wichtige und für die Wissenschaft, Humanität und Civilisation erspriessliche Resultate erwachsen würden.

Die nächste Folge dieser Ankündigung war, daß in wenig Tagen mehr als 1200 Gesuche eingingen von Leuten, welche die Expedition Stanleys mitzumachen wünschten. Hoch und niedrig, Leute aus allerlei Ständen meldeten sich, Generale, Obersten, Hauptleute, Lieutenants, Seekadetten, Ingenieure, Hotel-Kommissionäre, Handwerker, Kellner, Köche, Bediente, selbst Magnetisireure und spiritistische Medien priesen sich an: alle wollten Afrika gründlich kennen, durchaus an das Klima gewöhnt sein und ganz sicher wissen, daß sie gefallen und durch Scharfsinn und Anstelligkeit wichtige Dienste leisten würden.

Allein Stanley beschränkte sich in der Auswahl seiner Begleiter auf einen jungen Handlungsdiener, Frederick Barker, der, entstammt von der Begierde nach Afrika zu reisen, zusammen mit seiner Mutter in seinen dringenden Bitten nicht nachließ, und auf die beiden Brüder Francis und Edward Pocock, kräftige und

mutige Burschen, Söhne eines achtbaren Fischers aus der Grafschaft Kent.

Nun ging es an die Beschaffung der Ausrüstung. Gewehre, Munition, Seile, Sättel, Arznei- und Mundvorräte wurden gekauft, dazu wissenschaftliche Instrumente, Schreib- und Zeichenmaterialien, Geschenke für Negerhäuptlinge und unzähliges andere, dessen Nützlichkeit Stanley die Erfahrung seiner ersten afrikanischen Reise gelehrt hatte. Das Hauptstück der Ausrüstung aber war ein zerlegbares Boot, die „Lady Alice“, bestimmt, auf den großen Seeen Ost-Afrikas zu schwimmen. Es bestand aus 5 einzelnen Sektionen, im ganzen 12,19 m lang, fast 2 m breit und 76 cm tief. Gar manche nützliche und angenehme Dinge fügten Freunde beim Abschied der Ausstattung des kühnen Reisenden noch hinzu. Dann begab er sich mit seinen 3 Begleitern und 5 Hunden am 15. August 1874 an Bord und langte am 21. September vor Zanzibar an.

Wenn man vom roten Meere her kommt, ermüdet von dem Anblick der düsteren Felsengebirge Nubiens, der traurig öden, ockerfarbenen Berghöhen der arabischen Halbinsel, der durstigen Vulkanfelsen Adens, der trockenen, braunen, hohen und steilen Ufer von Guardafui, und endlich in die enge Wasserstraße einbiegt, welche die Insel Zanzibar von dem afrikanischen Festlande trennt, so wird man entzückt durch das prachtvolle Grün des Laubwerks, den Purpur der fernen Höhenzüge, die ruhige See, die wie durch einen dünnen Schleier leuchtende Atmosphäre, das geheimnisvolle Schweigen, welches sich über die ganze Natur breitet. Frisch, fruchtbar, in üppigster Fülle der Kraft steigt das Land empor, Palmen erheben ihre wie mit Federn geschmückten Häupter, Mango-Bäume ihre großen Ballen dunkelgrünen Laubwerks, daneben sieht man Bananen-Pflanzungen mit undurchdringlichem Schatten, Orangen-Haine, duftende Zimmetbäume und sich weit ausbreitende Gewürznelken-Pflanzungen. Johannisbrot-Bäume erscheinen mit großen, massiven Kronen von Laub und Zweigen, und zwischen den Bäumen und an den bewohnten Stellen bedecken saftige Gräser und Pflanzen den Boden mit einem dichten, grünen Teppich.

Hinter einem breiten Streifen sandigen Strandes liegt auf einer niedrigen Landspitze, Afrika zugewandt, die Hauptstadt der

Insel, eine Stadt von etwa 100000 Einwohnern. Würfelförmige, massive Bauwerke, in ihrer Höhe wenig verschieden, alle weiß angestrichen, erheben sich über die niedrigen grünen Gestade. Von mehreren weht die blutrote Standarte des Sultans von Zanzibar, Schib Barghasch, von anderen die Flaggen der europäischen Konsulate oder das Sternenbanner Amerikas.

Der Dampfer wirft Anker. Alsbald stößt eine Menge von Booten von dem Ufer der Bucht ab und kommt auf das Schiff zu. Europäer sitzen am Steuerruder, die Ruderer sind schwarzbraune Wangwana in weißen Hemden mit roten Mützen. Alles ist fremdartig. Fröhliche Menschen von schwarzer, rotbrauner und gelber Farbe bewegen sich bald mit großer Hast und Lebhaftigkeit ringsum und rufen, ohne sich in irgend eine Ordnung zu fügen, ihren Gefährten laute Worte in Kiswahili, der Sprache der afrikanischen Küste, oder Arabisch zu; der Kamerad antwortet gleich laut mit lebhaftesten Geberden, bis mit der Ankunft immer neuer Boote afrikanische und europäische Sprachen, mit asiatischen untermischt, lärmend und gellend durch einander klingen.

Witten in einem solchen Lärm und Gewirre landete Stanley mit seiner Begleitung. Seine Wohnung nahm er bei seinem alten Freunde Augustus Sparhawk. Eine Zeit mannigfaltigster Geschäfte begann. Denn unzählige Dinge gab es zu besorgen, die für die geplante Entdeckungsreise notwendig waren. Da mußten die Tagesstunden zum Ankauf der verschiedenen Arten von Glasperlen, von Zeug und Messingdraht benutzt werden, welche bei den verschiedenen Stämmen des Festlandes als gangbare Tauschmittel das Geld ersetzen, jene die Scheidemünze verretend, Zeug und Messingdraht dem Silber- und Goldgelde vergleichbar. Dann langten stämmige, dunkelfarbige Lastträger mit den gekauften Waren an; große Ballen mit ungebleichtem oder gestreiftem oder buntem farbigem Baumwollenzeuge bringen sie oder Säcke voll bunter Glasperlen, klein und groß, rund und oval, oder Gewinde dicken Messingdrahtes. Alles dies muß geordnet, Stück für Stück nummeriert und in tragbare Ballen von 54 Pfund — je eine Trägerlast — verpackt werden. Dazwischen gehen und kommen Kaufherren und Diener, Ballen werden fortgewälzt, Hammerschläge dröhnen, man ruft nach den Farbentöpfen zum Signieren, man fragt nach den Nummern: Lärm und Geschrei bis zum Abend.

Endlich tritt Ruhe ein. Zur Erholung wird ein Spazierritt

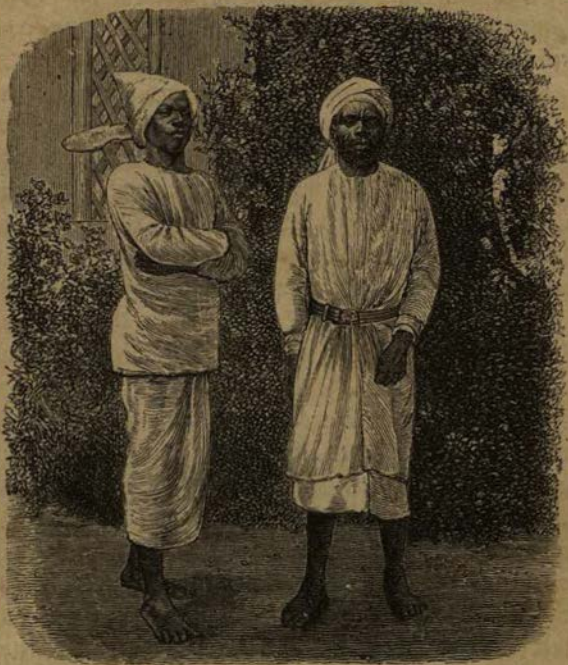
durch die Stadt unternommen. In den engen, krummen, gepflasterten Gassen des Europäer-Viertels hallen die Hufschläge des Pferdes weithin an den hohen, weißgetünchten Häusern, welche mit 2 oder 3 Stockwerken emporragen. In dem hohen Thorwege eines jeden Hauses sitzt bequem der farbige Thürrhüter. Der Weg führt zu dem alten, etwas verfallenen Fort, das nur noch dazu dient, Salutschüsse mit den anlangenden Kriegsschiffen auszutauschen. In der Nähe erhebt sich der Palast des Sultans, dreistöckig, mit grünen Jalousieen an allen Fenstern. Einige halbkreisförmige Stufen führen zu dem prächtigen Portal hinauf. Weiterhin wird die Gasse noch enger; zwischen die großen, weißen Häuser beginnen niedrige Hütten sich einzudrängen, in welchen Hindus oder Araber wohnen. Dann hört die Gasse auf; unregelmäßig durch einander gemischt folgen Häuser und Hütten, bis ein Bach die Grenze bezeichnet. Jenseits desselben liegt das Quartier Ngambu, d. h. „Jenseits“, von einer dichten Masse von Hütten und ärmlichen Baracken zwischen Schutthaufen und Hügeln von Unrat gebildet. Hier leben glücklich und zufrieden die freigelassenen Sklaven Zanzibars, die Wangwana — der Sultan ist ein entschiedener Gegner der Sklaverei — untermischt mit armen asiatischen Einwanderern, achtbare Handwerker und Handelsleute. Weithin ziehen sich die ärmlichen Lehmhütten, mit trockenen Palmblättern gedeckt, meist von einem Gärtchen umgeben, bis Gruppen von Kokospalmen und mächtige Mangobäume das Ende der Stadt bezeichnen.

Die Wangwana sind sehr genügsame Leute. Ihr höchster Wunsch ist der Besitz einer Hütte mit einem Gärtchen, wenn auch nur groß genug, um ein Duzend Kokosbäume zu pflanzen, einige Beete mit süßen Kartoffeln und Erdnüssen anzulegen und eine Ziege mit einigen Hühnern zu halten. Besitzen sie dazu einige weiße Hemden und rote Mützen, und tragen einen Spazierstock wie ein Europäer, so ist ihr Ehrgeiz vollkommen befriedigt. Die Ärmeren vermieten sich als Lastträger und Handwerker oder nehmen Dienste in den Karawanen der Araber, durch welche diese den Verkehr mit ihren Handelsniederlassungen tief im Innern bis Udschidschi, ja bis Njangwe unterhalten.

Auf die Wangwana richtete daher Stanley, als die Aufgabe an ihn herantrat, Träger und Soldaten für seine Expedition anzuwerben, zuerst sein Augenmerk, neben ihnen jedoch auch auf die kräftigeren und mutigeren, wenn auch weniger civilisirten Wanja-

mwezi, welche aus dem Innern des Continents mit Karawanen häufig an die Küste gelangen.

Auf das Gerücht, daß Stanley nach Zanzibar gekommen wäre, um einen neuen Zug in das Innere von Afrika zu unternehmen, drängten sich sofort Wangwana und Neger aller Stämme in dichten Scharen an ihn, ihre Dienste ihm anzubieten. Fast alle Krüppel und Lahmen der Insel wollten angeworben werden: sie wurden kurzweg abgewiesen. Dann fanden sich die Kaufbolde,



Uledi und Manwa Sera.

Strolche und Räuber, kurz das roheste Gesindel der Insel, mit der gleichen Bitte ein: sie waren schwerer zu prüfen, sodaß doch manch einer durchschlüpfte und Handgeld erhielt. Unverzüglich aber wurden alle die Leute, welche bei der früheren Expedition Stanleys zur Auffuchung Livingstones sich bewährt hatten, und diejenigen, welche Livingstone auf seinem letzten Zuge begleitet hatten, angeworben. Darunter war vor allen der energische und zuverlässige Manwa Sera, jetzt zum Hauptführer der ganzen

Karawane bestimmt, der treue und wachsame Mabruki, der unermüdlche Spaßmacher Ulimengo, der tapfere und handfeste Tschauperch, der schlaue Katschetsche, Wadi Safeni voll Würde und Überlegung, Zaidi, Hamoidah. Aber wie viele kamen trotz aller Sorgfalt der Auswahl in die Liste der Angeworbenen, welche der Genossenschaft dieser Braven so gar nicht entsprechen sollten!

Allen großen Unternehmungen — so will es die Sitte in Ost-Afrika — geht eine genaue Besprechung, oder wie die Wangwana es nennen, ein Schauri voraus.

Die zu Führern der Karawane Bestimmten bildeten daher an dem festgesetzten Tage einen Halbkreis, und Stanley — des Kiswahili mächtig — setzte sich vor ihrer Front hin: „Was giebt es, meine Freunde? Sprecht aus, was ihr denkt.“ Sie murmelten und sahen einander an; alle zauderten, keiner wollte zuerst sprechen; endlich brachen sie alle in ein lautes Gelächter aus. Da sagte der immer ernste Manwa Sera: „Sprecht Ihr, Sohn des Safeni; wahrhaftig, wir benehmen uns wie die Kinder! Wird der Herr uns aufessen?“

Wadi Safeni zögerte ein wenig, dann sagte er mit sehr sanfter Stimme: „Wir sind gekommen, Herr, mit Worten. Höre uns an. Es ist gut, daß wir jeden Schritt vor uns kennen, ehe wir lospringen. Ein Reisender reist nicht, ohne zu wissen, wohin er wandert. Wir sind gekommen, um darüber Gewißheit zu erlangen, nach welchen Ländern deine Reise hingehen soll.“

Stanley suchte den leisen Stimmtton Wadis nachzuahmen, wie wenn die Auskunft, welche er der mit Spannung lauschenden Gruppe zu geben im Begriff stand, zu wichtig wäre, um mit lauter Stimme ausgesprochen zu werden, und beschrieb ihnen in kurzen Umrissen die in Aussicht stehende Reise. Als ein Land nach dem andern erwähnt wurde, von dem sie bisher nur ganz unbestimmte Ideen gehabt hatten, und als viele Flüsse und Seen nach einander namhaft gemacht wurden, welche mit ihrer getreuen und zuverlässigen Hilfe durchforscht werden sollten, wurden Ausrufe laut, welche Bewunderung und mit etwas Besorgnis gemischte Freude ausdrückten; als aber Stanley seine Rede schloß, da holte ein jeder in der Gruppe tief Athem und fast gleichzeitig gaben alle ihrer Bewunderung mit den Worten Ausdruck: „Ja, Kameraden, das ist eine Reise, die würdig ist, eine Reise genannt zu werden!“

„Aber, Herr“, sagten sie, nachdem sie sich etwas beruhigt

hatten, „diese lange Reise wird Jahre zur Wanderung beanspruchen — sechs, neun oder zehn Jahre.“ „Unsinn!“ entgegnete Stanley. „Sechs, neun oder zehn Jahre! Wo denkt ihr denn nur hin? Es kostet zwar den Arabern beinahe drei Jahre, Udschidschi zu erreichen, aber, wie ihr euch erinnern werdet, brauchte ich nur 16 Monate von Zanzibar nach Udschidschi und zurück. Nicht wahr?“

„Ja, das ist richtig!“ antworteten sie.

„Nun gut“, fuhr Stanley fort, „und ich versichere euch, daß ich nicht hergekommen bin, um in Afrika zu leben. Ich bin einfach gekommen, um mir diese Flüsse und Seen anzusehen und, nachdem ich sie gesehen habe, in meine Heimat zurückzukehren.“

„Ja“, erwiderte Hamoidah, „Ihr wißt doch aber, daß der alte Meister Livingstone immer sagte, er wolle nur zwei Jahre lang auf Reisen gehen, und Ihr wißt auch, daß er niemals zurückkehrte, sondern dabei starb.“

„Das ist freilich ganz wahr“, entgegnete Stanley, „aber wenn ich auf meiner ersten Reise schnell vorwärts kam, ist es da wahrscheinlich, daß ich jetzt langsam reisen werde? Bin ich jetzt etwa viel älter als damals? Bin ich weniger stark? Weiß ich nicht jetzt, was Reisen ist? Gleich ich damals nicht einem Knaben, und bin ich nicht jetzt ein Mann? Ihr erinnert euch, daß ich auf dem Hinwege nach Udschidschi dem Führer gestattete, uns den Weg zu zeigen, aber als wir auf dem Rückwege waren, wer war es, der da voranzog? War ich es nicht, mit Hilfe jenes kleinen Kompasses, der nicht lügen konnte, wie der Führer?“

„Ja, das ist wahr, Meister, jedes Wort wahr!“

„Nun wohl denn, so laßt uns das Schauri beendigen und gehen. Und morgen wollen wir vor dem Konsul einen gehörigen Vertrag abschließen.“

Und so geschah es. Am nächsten Tage wurde ein Kontrakt nicht bloß über den Lohn der einzelnen Teilnehmer an der Expedition, sondern auch dahin abgeschlossen, daß Stanley versprach, sie freundlich zu behandeln, für sie zu sorgen und sie zu beschützen; wogegen sie gelobten, sich wie treugesinnte und gute Kinder gegen ihn zu betragen und in der Not ihn nie im Stiche zu lassen. —

Unterdes war in Zanzibar auch das zerlegbare Boot, die Lady Alice, angelangt, das für die Forschungsreise speciell gebaut war. Stanley versprach sich die besten Dienste von ihm, wenn

es zu den ostafrikanischen Seen würde hingeschafft sein. Natürlich konnte dies nur auf den Schultern schwarzer Träger geschehen; denn andere Beförderungsmittel giebt es in Ost-Afrika nicht. Nun war aber die Verlegenheit groß, da die einzelnen Bootsektionen je $2\frac{1}{2}$ bis 3 Centner wogen und fast 2 m breit waren, während doch die Wege in Afrika oft kaum $\frac{1}{2}$ m breit und zu beiden Seiten von dicht verwachsenem Gebüsch eingefasst sind. Indes mit Hülfe eines geschickten Schiffszimmermanns gelang es, jede der Sektionen unbeschadet der Brauchbarkeit und Haltbarkeit durchzuteilen und dadurch transportabel zu machen.

Endlich war alles bereit: die Tragballen waren geschnürt, die Träger angeworben, Schlachtvieh gekauft. Vor dem amerikanischen Konsulate ankerten 6 Daus — arabische Zweimaster — 224 Mann, meist Wangwana und Wanjamwezi, antworteten bei dem Namensaufruf und wurden mit dem Gepäck auf die einzelnen Schiffe verteilt. Als letzter stieg — es war am 12. November 1874, um 5 Uhr nachmittags — nach einem herzlichen Abschied von allen Wohlgesinnten Stanley ein. Ein Wink mit der Hand: die Anker wurden gelichtet, die lateinischen Segel aufgehißt — und unter Tücher- schwenken und Abschiedsgrüßen der am Ufer zurückbleibenden Freunde ging es hinüber nach dem dunkeln, geheimnisvollen Weltteil.



Nach dem dunkeln Weltteil.

Zweites Kapitel.

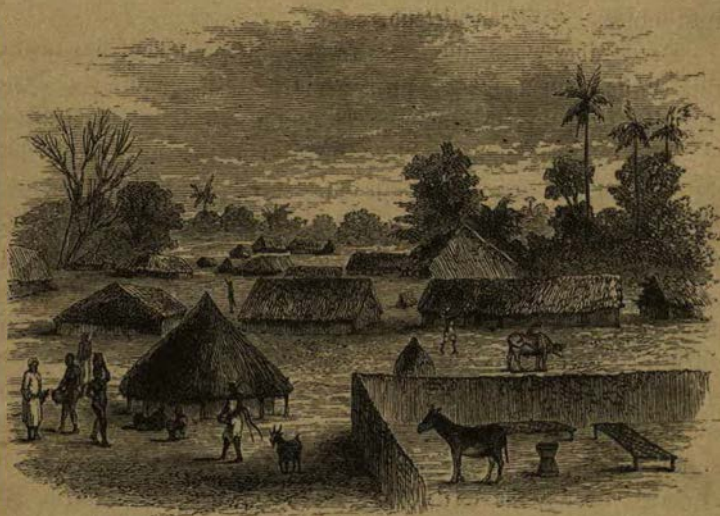
Landeinwärts!

In Bagamojo. — Das Dorf in Aufruhr. — Ausbruch der Expedition. — Der erste Marschtag. — Belutschen im Lager. — Jagd auf Zebras. — „Ein Löwe, Herr!“ — Trübselige Weihnachtstage. — Drohende Hungersnot. — Verstimmung unter den Eingeborenen. — Edward Poccock stirbt. — Der Zauberarzt von Binjata. — Kriegsgeschrei. — Tage der Kämpfe. — Weitermarsch. — Blick auf den Njanza. — Triumphgesang. — Bewillkommnung in Kagehii.

Am grünen Gestade Afrikas unter Dattelpalmen, Zanzibar gegenüber, liegt Bagamojo, halb Dorf halb Flecken, wohl geeignet zur Beschaffung der letzten Reisebedürfnisse und zur Anwerbung von Trägern aus den Stämmen des Binnenlandes.

Hier landete Stanleys Flotille am folgenden Morgen. Die Waren wurden in Magazine gebracht, die Hunde an Ketten, die Reiteisel an Seile gelegt, die gezogenen Gewehre in dem Vorrathshause aufgestellt, das Boot dicht daneben unter ein Dach gebracht und auf Walzen gelegt, um es vor Beschädigungen von seiten der weißen Ameisen zu bewahren. Dann gab Stanley den jungen Engländern verschiedene Verrichtungen im Lager auf, um sie in das afrikanische Reiseleben einzuführen, und begann endlich, als die erste Verwirrung nach der Ankunft beseitigt war, die große Schar seiner geworbenen Begleiter genauer zu mustern; denn nur 47, seine „Getreuen“, waren von der ersten afrikanischen Reise her ihm vertraut.

Allein noch befand sich die Expedition nicht drei Stunden auf afrikanischem Boden, so war schon ganz Bagamojo in Gärung. „Der weiße Mann“, hieß es, „hat alle Räuber, Kaufbolde und Mörder Zanzibars hergebracht, um die Stadt in Besitz zu nehmen.“ Das Gerücht durchlief in wilder Hast alle Straßen, Gassen, Höfe und Bazars. Männer mit erhitzten Gesichtern, wilden Augen, beschmutzten und zerrissenen Kleidern taumelten gegen das ordentlich eingerichtete, fast stille Lager heran und schrieten nach Flinten und Pulver, und hinter ihnen drein kamen Kraber mit gezogenen Schwertern, sehnige Belutschen-Soldaten mit Buntens Flinten und eine drohende Masse aufgeregten Pöbels.



Ansicht von Bagamojo.

„Worüber führt ihr Klage?“ fragte Stanley, bemüht, die leidenschaftlich Ungestümen zu beruhigen.

„Klage!“ hallte es laut ringsum wieder.

„Worüber führt ihr Klage?“ fragte er nochmals.

„Klage genug! Die Stadt ist in Aufruhr. Eure Leute stehlen, morden, rauben Waren aus den Vorrathshäusern, brechen Teller entzwei, schlachten unsere Hühner, greifen jedermann an, mißhandeln unsere Frauen, zücken ihre Messer gegen sie und drohen die Stadt anzuzünden und die Bevölkerung zu ermorden. Wahrlich Klage genug! Was habt Ihr im Sinn, daß Ihr dieses wilde Gesindel aus Zanzibar herüberführt?“ Diese Worte stieß,

vor-Zorn tobend, ein Araber aus, der mit seinen nackten, sehnigen Armen, seinem hochgeschwungenen Schwert und seinen wilden, schwarzen Augen grimmig genug aussah.

„O Himmel, mein Freund“, entgegnete Stanley, „das ist ja eine sehr ärgerliche Geschichte, ganz entsetzlich! Bitte, setz dich nieder und sei ruhig. Setz dich hier an meine Seite, und laß uns diese Sache wie weise Männer besprechen.“

Stillschweigen trat ein. Der Araber leistete der Aufforderung Folge und setzte sich. „Wir stehen im Begriff, ein Schauri anzustellen.“ „Still da! Schweigt!“ „Leere Worte!“ „Schauri!“ „Worte — hört zu!“ „Skaven!“ „Hörcht hin, ihr Araber!“ „Du Belutsch da, zügele deine Zunge!“ So tönte wirres Rufen durcheinander, Stille gebietend.

Der Araber wurde nun aufgefordert, die schuldigen Wangwana, wenn er sie kennen sollte, zu bezeichnen. In unwilligem Tone, aber mit berebtem Redefluß trug er nunmehr seine besondere Klage vor. Ein Mann, namens Mustapha, war betrunken in seinen Laden gekommen und hatte ihn wie einen gemeinen Troßbuben mißhandelt; darauf hatte er ein Stück Baumwollenzug ergriffen und war damit weggelaufen; aber verfolgt und eingeholt, hatte er ein Messer gezogen und war im Begriff gewesen, dem Araber einen Stich beizubringen, als einer von dessen Freunden noch zur rechten Zeit den Bösewicht mit einem Knüttel niederschlug und so dem Araber das Leben rettete. Durch die Aussagen noch anderer Zeugen überführt, wurde Mustapha arretiert und, nachdem ihm das Messer weggenommen, in ein finsternes Loch gesteckt, um in Einsamkeit über seine Missethat nachzudenken. Mit lautem Beifall wurde dieser Urteilspruch begrüßt.

„Wer hat sonst noch zu klagen?“

Über ein Duzend Leute kam darauf mit mannigfachen Beschwerden auf Stanley losgestürzt. Nach 3 Stunden war alles erledigt; mehr als 20 Wangwana waren in Arrest gesteckt, und dadurch der Frieden in Bagamojo wieder hergestellt.

Um die Wiederholung solcher Auftritte zu verhindern, sandte nun Stanley einen Boten an den Stadtbefehlshaber, Scheikh Mansur bin Suliman, mit der Bitte, alle, die sich Ungeheuerlichkeiten zu schulden kommen ließen, zu verhaften und so, wie es das Recht verlange, zu bestrafen. Der Scheikh kam diesem Gesuche nach, allein in solcher Ausdehnung, daß kaum einer der

Wangwana am folgenden Tage sich auf den Straßen durfte sehen lassen, ohne eine gewaltthätige Behandlung zu erfahren. Mehr als 30 Mann wurden in Ketten gelegt und mit Stockschlägen bestraft, während ihre Kameraden nur durch schleunigste Flucht den Häschern des rachsüchtigen Scheikh entgingen.

Stanley ersuchte ihn nun, rücksichtsvoller zu verfahren; allein diese Bitte machte den Scheikh nur noch tyrannischer. Er ließ noch mehr Leute von der Expedition durchprügeln, in Ketten schließen und Geldstrafen von ihnen erpressen.

Dieser Zustand der Dinge war unerträglich. Die Wangwana erschienen daher sämtlich vor Stanley und verlangten ein zweites Schauri.

Die Beratung dauerte lange. Sehr ernstlich rügte Stanley das zügellose Benehmen seiner Leute, das ihn fast geneigt mache, der harten Behandlung des Scheikh zuzustimmen, schärfte ihnen nachdrücklich ein, sich während des kurzen Aufenthaltes in Bagamojo wohlgesittet zu benehmen, und versprach ihnen, sie binnen zwei Tagen weiter nach Afrika hinein zu führen. Im ersten Lager sollte ihnen dann Generalpardon gewährt werden, und ein neues Leben in Frieden und Eintracht beginnen. —

Demgemäß wurde denn am Morgen des 17. November der erste kühne Schritt nach dem Innern zu gethan. Die Leute stellten sich in Reih und Glied auf, und einem jeden wurde je nach seinen Kräften seine Last zugeteilt. Einem Manne von starkem, kraftvollem Bau ein Zeugballen, dessen Gewicht — 54 Pfund — sich durch den fortwährenden Verbrauch ermäßigen mußte; einem Manne von untersehter, gedrungener Gestalt ein Perlenack, 45 Pfund schwer; leichtgebauten Jünglingen Kisten von 36 Pfund Gewicht mit Vorräten oder Munition. Unter die ernst aussehenden älteren Leute von festem Benehmen wurden die wissenschaftlichen Instrumente, der photographische Apparat, die Bücher in Kisten von je 36 Pfund Schwere verteilt. Die Bootträger sind Leute von herkulischer Gestalt und Stärke. Für jede Sektion des Bootes sind ihrer vier bestimmt, von denen je zwei einander ablösen sollen. Sie erhalten höheren Lohn und doppelte Ration, außerdem haben sie das Vorrecht, ihre Frauen mitzunehmen. Die Kirangozi oder Führer, an diesem Tage mit fliegenden Kleidern von rotem Bettdeckenzeuge herausgeputzt und sämtlich mit Snidergewehren bewaffnet, tragen die Messingdrahtrollen. Auch Reitesel befinden sich

bei der Expedition, alle gesattelt, vier für die Europäer und zwei für etwaige Kranke. Für diese sind außerdem noch drei Netzhängematten vorhanden mit je 2 Trägern, eine Art fliegenden Lazarets.

Um 9 Uhr setzte sich der Zug, einer hinter dem andern — über einen Kilometer lang — in Marschordnung: vier Kirangozi gingen einige hundert Schritt voran; die Spitze des Zuges bildeten zwölf Kirangozi, welche Hamadi mit einem langen Elfenbeinhorn anführte, um bei drohender Gefahr Signale zu geben. Ihm schreitet ein kleiner Junge mit einer Negertrommel voran, die er aber nur schlagen darf, wenn der Zug sich einem Dorfe nähert, um die Karawane im voraus anzukündigen. Denn da viele Dörfer im Gebüsch versteckt liegen, so könnte plötzliche Ankunft einer so großen Menge von Fremden leicht Besorgnis und Mißtrauen erwecken. Danach folgt eine lange Reihe von 270 Trägern, denen die 36 Frauen der Führer und Bootträger und 10 Knaben sich anschließen, welche ihren Müttern folgen und ihnen durch das Tragen der Gerätschaften helfen wollen. Darauf kommen die Reitesel, die Europäer und die Flintenträger. Die Arrièregarde endlich stellen 16 Führer dar, deren Amt es ist, Nachzügler aufzusuchen und wieder herbeizubringen. Im ganzen bilden 356 Menschen den langen Zug.

So wird hinausgezogen aus Bagamojo: die lange Reise beginnt. Man hört Lärm und Gelächter die Reihe entlang, ein Summen und Gemurmel fröhlicher Stimmen, das über die Felder tönt, während die lange Linie auf dem welligen Lande auf- und niedersteigt und sich auf den Krümmungen des Pfades hinschlängelt. Die Marschbewegung giebt allen ein Gefühl der Zufriedenheit, ob auch hell und glühend heiß die Sonne herabscheint. Denn auf dem trockenen und harten Pfade schreitet es sich leicht dahin.

Als bald aber wird die Glut der blendenden Sonne überwältigend, indem der Zug in das Thal des Ringani-Flusses hinabsteigt. Die Reihen lösen sich und werden unordentlich; viele gehen zerstreut oder bleiben ganz zurück; die Leute klagen über die schreckliche Hitze; die Hunde schnaufen und lechzen vor Durst. Nirgends bieten die von der Sonne gebleichten Ebenen des lothfarbenen dürstigen Thales irgend welchen Schatten. Die Reiseveteranen drängen vorwärts auf den Fluß zu, wo sie Ruhe und Schutz vor der Sonne erlangen können, aber die Unerfahrenen liegen auf den Boden hingestreckt, jammern über die Hitze, schreien nach Wasser und wehklagen über ihre Thorheit, Zanzibar verlassen zu haben.

Stanley, selbst schweißtriefend und vor Hitze halb ohnmächtig, spricht ihnen Mut ein und tröstet die aufgeregten Leute. Viele stehen, von seinen Worten erfrischt, auf mit dem Entschlusse zu versuchen, ob ein standhafter Wille und eine ehrgeizige Mannskraft die Ermüdung überwinden kann. Einige erringen Erfolg, aber die meisten sind zu abgemattet, um den Kampf auszuhalten. Die Anführer müssen die im Stich gelassenen Güter von der Erde aufheben und die Esel damit beladen, sodaß erst um 2 Uhr nachmittags der Ringani erreicht wird.

Frank und sein Bruder Edward Pocock, welche beim Beginn dieser Marschverzögerungen nach der Überfahrtsstelle vorausgeschickt worden waren, haben indes die Lady Alice fertig zusammengesetzt, und das Hinüberfahren über den Ringani wird mit Energie betrieben. Schon nach 1½ Stunden ist das Boot wieder in Stücke zerlegt und auf die Tragstangen gehoben, und die Expedition setzt ihren Marsch nach Kikoka, dem ersten Halteplatz, fort.

In Kikoka wird einen Tag gerastet, um die Erschöpften wieder zu Kräften kommen zu lassen. Denn ein Marsch bei 48° R. in der Sonne verlangt ungeschwächte Körperkraft, die doch viele der Wangwana nicht besaßen. 961788 — 931923

Am Nachmittage des Nasttages langte im Lager ein seltsamer Besuch an, eine Abteilung Belutschisoldaten, welche Scheikh Mansur bin Suliman von Bagamojo mit dem Auftrage schickte, die Auslieferung einer Anzahl von Weibern zu verlangen, die ihre Herren heimlich verlassen und der Expedition sich angeschlossen hätten. Stanley, durch eine Untersuchung die Gerechtigkeit dieser Forderung alsbald erkennend, gab den Befehl zur Auslieferung der Sklavinnen. Allein die Wangwana, welche sie zur Flucht berebet hatten, waren nicht gesonnen, dem Befehle Stanleys nachzukommen. Sie ergriffen ihre Gewehre, und Patronen und Ladestöcke wurden mit Unheil verkündenden Blicken von Hand zu Hand gegeben. Alles deutete auf die Absicht entschlossenen Widerstandes. Da rief Stanley seine „Getreuen“ zusammen und stellte sie zur Seite der Soldaten des Sultans auf, um so den Auführern zu beweisen, daß sie, wenn sie Feuer gäben, ihre eigenen Freunde und Anführer verwunden müßten. Zugleich stellte Frank Pocock zwanzig Mann hinter der rebellischen Schar auf. So von zwei Seiten eingeschlossen, gelang es, sie zu entwaffnen und den Aufbruch zu dämpfen.

Von Nifoka ging es nun westwärts weiter. Der Marsch führte durch eine Strecke schönen, saftig grünen Parklandes, das sich bald zu lieblichen Thälern herabsenkte, bald zu sanften Berg- rücken erhob. Kleine, seichte Wasserrinnen in furchenähnlichen Betten oder in tiefen, schmalen Gräben liefen in labyrinthischen Krümmungen um vereinzelte Waldgruppen oder durch ein Gewirr dichter Dschungeln und wanden sich zwischen den höheren Boden- erhebungen hindurch. Auf den Höhen begann der Baobab zu blühen, und in den Niederungen bildeten Dum- und Fächer- palmen dichte Gruppen. Dann ging es wieder an dem Saume einer Bergreihe hin über zahlreiche Strombetten mit klarem Wasser. Nirgends fehlte es an malerischen und erhabenen Landschaftsbildern.

Allmählich emporsteigend gelangte der Zug auf den Kamm eines Bergzuges. Eine weite Ebene mit äsenden Herden von Edelmild breitete sich vor den Reisenden aus. Das Lager wurde daher am Rande der Berge neben einem schönen Teiche aufgeschlagen, und Stanley machte sich mit seinem Gewehrträger Bil- lali und Mjenna, einem der Wangwana, auf, sein Jagdglück zu versuchen.

Nachdem die Jäger im Geschwindschritt über eine lange Strecke rotbraunen Grases gegangen waren, sich darauf mit Ge- walt durch brombeerartiges Dickicht hindurchgedrängt und ihren Pfad durch dichte Gruppen schlanken Rohres niedergetreten hatten, bekamen sie endlich eine kleine Herde Zebras zu Gesicht.

Diese Tiere haben einen so feinen Geruch und so scharfe Ohren, und sind dabei mit ihren Augen so wachsam, daß es äußerst schwer fällt, sie quer über eine offene Stelle zu beschleichen. In- dem aber Stanley jeden Busch, ja jeden Büschel Gras sich zu nütze machte, gelang es ihm, bis auf ungefähr 350 Schritt heran- zukommen. Dann feuerte er, fast aufs Geratewohl. Ein Tier aus der Herde sprang vom Boden empor, galoppierte wie rasend eine kurze Strecke vorwärts, wankte dann plötzlich, kniete nieder, zitterte, fiel um und stieß mit den Beinen in die Luft. Seine Begleiter wieherten ihren Gefährten in gellendem Tone an und indem sie ihn in anmutiger Bewegung umkreisten, kamen sie, immer wiehernd, näher heran, bis es möglich wurde, ein zweites Tier mit einer gut gezielten Kugel durch den Kopf zu treffen. Der Rest der Herde verschwand sofort, und der jetzt losgekoppelte Bullenbeißer Jack geriet in wildes Entzücken über seine erste

afrikanische Jagdbeute. Mit wahrhafter Wut packte er die Zebras bei der Nase und schlug seine Zähne tief in ihre Kehlen: in Blut gebadet, in seiner rasenden Wildheit ein echter Mordhund!

Nun wurde der junge Billali nach dem Lager geschickt, um Leute zur Fortschaffung des Wildes herbeizuholen. Überglücklich sprang er von dannen, denn er wußte, daß lautes Freudengeschrei seine Meldung begrüßen würde. Msenna war inzwischen damit beschäftigt, dem einen der erlegten Tiere das Fell abzuziehen. Ein wenig entfernt saß Stanley selbst auf dem andern Zebra, Sack zu



Zebras.

seinen Füßen. Plötzlich sprang der Hund auf und blickte aufmerksam nach Süden. Stanley wandte den Kopf nach der gleichen Richtung und wurde die Gestalt eines lohfarbenen Tieres gewahr, das mit sonderbar langen Schritten herankam. Er glaubte in demselben einen Löwen zu erkennen, und ging deswegen näher auf Msenna zu, ihm leise zuwinkend: „Was glaubst du, was das ist, Msenna?“

961788 — 931923

„Simba, bana!“* antwortete rasch der Neger.

Sofort legten sich beide nieder, machten ihre Büchsen schuß-

* „Ein Löwe, Herr!“

fertig und zielten, auf den Zebrakörper auflegend, mit voller Ruhe auf den heranschreitenden Löwen. Stanley hatte sogar, um der Wirkung ganz sicher zu sein, explosive Kugeln in seine Elefantbüchse geladen. Der Löwe kam wirklich bis auf etwa 450 Schritt heran, machte dann, wie wenn er erstaunt wäre, einen lebhaften Sprung und stand still: wäre nur für einen sichern Schuß die Entfernung nicht zu groß gewesen. Dann aber sah er sich bedächtig um, machte kehrt und trabte davon in ein niedriges, dichtes Gesträuch. Zehn Minuten verflossen, da kamen zehn Löwen an derselben Stelle aus dem Busche hervor, wo der erste verschwunden war, und näherten sich den gespannt Wartenden in einer stattlichen Kolonne. Allein die Dämmerung war hereingebrochen, und die einzelnen Tiere nicht mehr sicher zu unterscheiden. Sobald jedoch das vorderste in Schußweite herangekommen war, gab Stanley Feuer. Der Löwe, getroffen, sprang hoch empor, und die übrigen liefen mit Ungestüm davon.

In dem Augenblick ertönte ein Freudengeschrei im Rücken: die Wangwana, von Billali geführt, waren da, um die erlegten Zebras zu holen. Sofort wurde nach dem angeschossenen Löwen gesucht; allein in der Dunkelheit war nichts zu finden. Am nächsten Tage machte sich Manwa Sera, der Hauptführer, auf den Weg, um das Löwenfell zu erbeuten. Nach langem Suchen aber kehrte er heim und brachte nichts mit zurück als einige rötliche Haare: das Einzige, was die Hyänen während der Nacht von dem Tiere nicht aufgefressen hatten.

Immer weiter ging der Marsch nach Westen. Das Bergland wurde überschritten, eine Wildnis durchzogen.

Endlich langte die Karawane wieder in bewohnten Gegenden an und schlug ihr Lager unter einem mächtigen Baobab auf.

Unterdes nahte die Regenzeit. Sehr plötzlich kündigte sie sich an. Innerhalb einer Stunde sank die Temperatur von $28\frac{1}{2}^{\circ}$ auf $16\frac{1}{4}^{\circ}$ R., während schreckliche Donnerschläge in den Bergen wiederhallten und heftige Blitze grell aufleuchteten. Anfänglich fielen nur wenige Tropfen. Aber am 23. Dezember brach während eines tobenden Sturmes der Regen los und überschwemmte die Ebene mit rauschenden gelben Wasserströmen. Es waren gar trübselige Weihnachtstage, die jetzt kamen, und die selbst den mutigen Stanley fast verzagen ließen.

„Ich befinde mich“, schrieb er am Weihnachtstage an einen

Freund, „in einem 7 Fuß breiten und 8 Fuß langen, von einer Mittelstange getragenen Zelte. Da es gestern den ganzen Tag geregnet hat, so mußte das Zelt auf durchnästem Boden aufgeschlagen werden, und dieser war durch die ab- und zugehenden Diener bald zu einem dicken, teigichten Schlamm zertreten, der die Spuren von Zehen, Fersen, Schuhnägeln und Hundepfoten zeigt. Die Zeltwände sind mit angespritztem Rote beschmutzt, die Zeltdecken hängen matt und schlaff herab und der ganze Zeltbau sieht so trostlos und elend aus, daß dies mein eigenes Elend noch verschlimmert, das bei dem Anblick des teigichten Schlammbodens



Das Lager unter dem Baobab.

mit seinen Wasserpfüßen und seltsamen hieroglyphischen Zeichnungen und Abdrücken schon groß genug ist. Ich sitze auf einem ungefähr einen Fuß über dem Rote aufgeschlagenen Bette und stelle über meine Lage traurige Reflexionen an. Draußen sind die Leute offenbar in einer der meinigen verwandten Stimmung; denn sie erscheinen mir wie Wesen, die in ihren Gedanken stark zum Selbstmorde hinneigen, oder die da beabsichtigen, sich still und apathisch hinzulegen, bis der Tod sie erlöst. Es hat während der letzten Tage stark geregnet, und ein heftiger, wolkenbruchähnlicher Regenguß hat eben aufgehört. Auf dem Marsche ist der Regen sehr unangenehm; er macht die lehmigen Pfade schlüpfrig und die

Kasten, da sie durchnäßt sind, schwerer; dazu werden die Zeuge durch ihn halb verdorben. Uns selbst macht er ämütig, naß und kalt; dazu kommt, daß wir etwas Hunger leiden, denn in dieser Jahreszeit tritt Mangel an Nahrungsmitteln ein, und wir können uns nur halbe Rationen verschaffen. Der im Lande gewachsene Getreidevorrat ist während der sieben Monate vom Mai bis November aufgezehrt. Im Dezember, wo gesät wird, ist nur noch wenig Korn übrig, und wir müssen für das, was wir uns noch verschaffen können, ungefähr das Zehnfache der gewöhnlichen Preise bezahlen. Die Eingebornen haben eben infolge ihres Mangels an Vorsicht nur wenig übrig. Ich selbst habe seit zehn Tagen nicht ein Stückchen Fleisch zu sehen bekommen. Meine Nahrung ist gekochter Reis, Thee und Kaffee, und bald werde ich mich, wie meine Leute, mit Mehlsuppe, dem hiesigen Nationaleffen, begnügen müssen. Ich wog 162 Pfund, als ich Zanzibar verließ, aber bei dieser Diät bin ich in 38 Tagen auf 121 Pfund zurückgegangen. Die jungen Engländer befinden sich in derselben ausgemergelten körperlichen Verfassung, und wenn wir nicht bald eine gesegnetere Gegend erreichen, müssen wir zu bloßen Skeletten werden.“

Das neue Jahr — 1875 — begann: allein es brachte nur neues Ungemach. Die Schleusen des Himmels schienen sich aufgethan zu haben. Sechs Zoll hoch bedeckte das Wasser den Lagerplatz und floß in langsamer Strömung nach Süden. Die Zeltwände schlossen einen kleinen Teich ein, dessen Ufer Kisten mit allerhand Vorräten und Munition bildeten. Das Bett stellte eine Insel dar in einem seichten Flusse. Die Stiefel waren Boote, welche auf der trüben Flut hin- und herschwammen und eine Ausgangsstelle suchten, um hinaus in die dunkle Wasserflut zu entschlüpfen. Auf einer Munitionskiste saßen, Rücken gegen Rücken, brummend und knurrend Jack und Bull, die beiden Bulldoggen Stanleys. Als der Morgen kam, war wirklich der eine der Stiefeln mit der Flut nach Süden davongetrieben, und weit außerhalb des Zeltes schwamm Stanleys Mütze. Schießpulver in Menge, dazu Thee, Reis, Zucker war unbrauchbar geworden.

Erst gegen 10 Uhr durchbrach die Sonne das tiefgraue Gewölk. Doch schon um Mittag war das Wasser so weit gefallen, daß der Marsch fortgesetzt werden konnte. Und getrostens Herzens zogen alle nach Norden, wohin mit dem neuen Jahre der Marsch sich richtete, von dannen.

Nach wenigen Tagen aber kamen sie schon in eine allmählich ansteigende und mit dichtem, niedrigen Buschwerk bedeckte Ebene. Der Pfad war wenig betreten und schlecht zu erkennen, aber der angenommene Wegweiser versicherte, daß er den Weg kenne. In diesem dichten Buschwerk stand nicht ein einziger großer Baum. Es bildete ein ungeheures Gewirr von Gesträuch und Reiskig, das hoch genug war, um ein gewaltsames Sichhindurchdrängen durch die niedrigeren Zweige zu gestatten. Aber diese waren derartig mit einander verflochten, daß man fortwährend mit den Ellbogen sich Bahn brechen mußte, und keiner ohne schmerzhafteste Risse und Verletzungen davon kam.

961788 — 931923

Am folgenden Tage kam zu all diesem Ungemach — denn das Gestrüpp blieb immer das gleiche — noch hinzu, daß der Führer vollständig den Weg verlor. Nach langem Umherirren wurde zwar ein Dorf erreicht, allein dies war so armselig, daß nicht die geringsten Nahrungsmittel zu erlangen waren. Und doch bedurfte dieser die Karawane auf das dringendste.

In dieser kritischen Lage, in welcher das Leben so vieler Menschen auf dem Spiele stand, beschloß Stanley, 40 der stärksten Männer nach dem nächsten, 12 Meilen entfernten Dorfe Suna voranzusenden mit dem Auftrage, dort 720 Pfund Getreide zu kaufen — was für jeden Mann eine leichte Last von 18 Pfund ausmachte — und dann so schnell wie irgend möglich zurückzukehren: das Leben ihrer Weiber und Freunde hinge von ihrem herzhaften Benehmen ab. Eifrig, obgleich selbst vom Hunger gequält, machten die Männer sich auf den Weg.

Unterdessen aber galt es, auf Notmittel zu sinnen, um bis zu ihrer Rückkehr das Leben der übrigen zu fristen. Die Wangwana streiften im Walde umher, um eßbare Wurzeln und Beeren zu suchen, und alle Bäume wurden untersucht, um zu entdecken, ob sie nicht irgend etwas hergäben, das die schrecklichen Qualen des Hungers wenigstens lindern könnte. Einige fanden einen toten Elefanten und verschlangen Stücke seines Fleisches: aber sie wurden dafür mit Übelkeit und ernster Erkrankung gestraft.

Mittlerweile untersuchte Stanley, nachdem er stundenlang vergeblich nach jagdbarem Wild umhergestreift war, die Arzneivorräte und fand zu seiner Freude, daß Hafersgrütze genug da war, um jedem der Hungernden zwei Tassen voll dünnen Haferschleims zu geben. Ein Kleiderkoffer von Eisenblech wurde leer gemacht und

mit Wasser gefüllt, in welches 9 Pfund Hafergriße und einige Pfund Nevalenta arabica gethan wurden. Wie sich die Leute, alt und jung, zu diesem Koffer herandrängten! Und wie sie Brennmaterial herbeischleppten und darunter legten, um das Kochen zu beschleunigen! Wie genau sie acht gaben, daß ihm nicht irgend ein Unfall begegnen möge! Wie sie, als die dünne Suppe fertig war, nach ihrem Auteil schrieen, wie unaussprechlich zufrieden sie damit zu sein schienen, und mit welcher Inbrunst sie Gott für seine Güte dankten!

Endlich am Morgen nach diesem trübseligen Fasttage kamen die kühnen und schnellen Fouragierer mit einer Quantität Hirse zurück, welche gerade ausreichte, um einem jeden Mitgliede der Expedition eine gute Mahlzeit zu gewähren. Rasch war diese von den Leuten verzehret. Dann forderten sie, noch an demselben Tage weiter geführt zu werden, damit sie am nächsten Morgen Suna zeitig genug erreichen könnten, um dort selbst zu fouragieren.

So ging es denn immer weiter nach Norden durch Gestrüpp und Sumpf. Endlich lagen vor den Erschöpften die bebauten Felder von Suna, an deren Rande sie das Lager aufschlugen.

Am nächsten Morgen zeigten sich sonderbare Spuren von Mißvergnügen, wie Vorboten ernstere Friedensstörungen, an den vor dem Lager erscheinenden Eingebornen. Man sah, wie ein Teil derselben Weiber und Kinder hastig wegschaffte und das Dorf verließ, während andere mit drohenden Geberden das Lager umschwärmten und dabei eine große Menge von Waffen — Speere, Bogen und Pfeile und Knotenstöcke — sehen ließen. Ein Kampf schien bevorzustehen. Um dem drohenden Unwetter zu begegnen, ging Stanley unbewaffnet zu ihnen hinaus, lud sie durch Geberden zum Niederstzen ein und suchte sie über die Beschaffenheit und die Zwecke der Expedition aufzuklären, indem er einigen älteren Leuten zum Ausdruck seiner freundlichen Absichten etliche Perlschnüre als Geschenk anbot. Aber nichts von alledem wollte helfen. Endlich wurde es allmählich klar, daß sie eine Beschwerde zu führen hatten: einige Wangwana hatten in ihrem Heißhunger die Getreidehütten ausgeplündert und mehrere Hühner gestohlen. Natürlich hat nun Stanley die Dorfbewohner, heranzukommen und ihm die Diebe zu bezeichnen. Das thaten sie und wiesen mit den Fingern auf Mfassi, einen als Dieb und Guteser bekannten Menschen. Nachdem Mfassi durch eine strenge über sein Nachtquartier

in Suna angestellte Untersuchung von Katschetsche, dem sehr gewandten Polizisten der Expedition, seines Verbrechens überführt war, wurde er in Gegenwart der Dorfbewohner ausgepeitscht und der Wert des Gestohlenen den Eingebornen ersetzt — womit denn Frieden und Ruhe hergestellt war.

Allein eine gereizte Gemüthsstimmung blieb doch zurück, da die Anwesenheit der Karawane in Suna den Eingebornen überhaupt sehr unwillkommen war, wenn sie auch keinen Vorwand fanden, gewaltsam dieselbe wegzujagen. So mußte denn Stanley, obwohl er seinen abgematteten Leuten gern eine längere Erholung in Suna gegönnt hätte, doch nach wenigen Tagen schon weiterziehen. Überdies machte ihm die große Zahl der Kranken schwere Sorge, keiner darunter aber mehr als Edward Pocock, der an einem höchst bedenklichen Typhusanfall litt. In Hängematten wurden die schwersten Kranken getragen; die Edward Pococks war außerdem noch mit einem Segeltuchdache versehen. Sein Bruder Frank und Frederick Barker hielten sich stets in seiner nächsten Nähe.

So zog die Karawane in langsamem Schritte von dannen, während Hunderte von bewaffneten Eingebornen meilenweit zu beiden Seiten des Pfades mit ihr gleichen Schritt hielten. Matt und todmüde langte man endlich am Abend in dem Dorfe Tschiwju an. Eine der Bootsektionen wurde schräg über Edward als Schutz gegen die Sonne aufgestellt, bis eine kühle Grashütte hergestellt sein würde. Man baute eben an einer Einpfählung für das Lager, als Stanley zu dem sterbenden Gefährten gerufen wurde. Sofort eilte er zu ihm, und kam noch eben zeitig genug, um ihn seinen Geist aufgeben zu sehen. Frank schrie laut auf, als er sich überzeugte, daß die Seele seines Bruders auf ewig entflohen sei, und beugte sich wehklagend über den Toten, vom tiefsten Schmerze überwältigt. Es war am 17. Januar 1875.

Am Fuße einer altehrwürdigen, ihre Zweige weit ausbreitenden Akazie wurde das Grab gegraben. In ihren Stamm schnitt Frank ein Kreuz, das Symbol des Glaubens, in welchem Edward gestorben. Dort wurde der Brave zur ewigen Ruhe, 100 Meilen von der Küste, bestattet in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Fast alle Wangwana wohnten der Totenfeier bei, um ihre Hochachtung für den Abgeschiedenen auszudrücken, dessen offenerherziges, geselliges und einnehmendes Wesen die Neigung und Achtung aller gewonnen hatte.

Doch der Drang des Tages und der Zweck der Expedition erlaubten nicht, sich wehmütigen Gefühlen hinzugeben. Schon am folgenden Tage wurde von Tschiwju weitergezogen, immer in der Richtung auf den Victoria-See als das nächste Ziel zu.

Dicht vor Tschiwju war die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ocean und dem Victoria-See, d. h. dem Nil, überschritten worden. Jetzt verlor das Land den Charakter einer undurchfurchten Hochebene, die bis zu 1600 m allmählich angestiegen war. Es begann von breiten Falten und Thalsenkungen durchteilt zu werden, deren Wasserläufe, nach Norden abfließend, nach und nach den Schimju bilden, der an der Südseite als fernster Quellenfluß des Nil in den Victoria-See einmündet. In diesen Thalbecken liegen die Dörfer der Eingebornen, von ihren Feldern umgeben.

Zu einem solchen — Binjata nannten es die Wangwana — stieg am Abend des 21. Januar die Karawane hinab und schlug ihr Lager auf dem höchsten Punkte einer nur wenig ansteigenden Anhöhe zwischen einem Walde und den Feldern der Senkung auf. Nichts war zu bemerken, worin selbst der Furchtsamste schlimme Vorzeichen hätte entdecken können. Alles verhieß eine friedliche Nacht. Stanley war damit beschäftigt, das Gepäck möglichst zu erleichtern, um alles irgend Entbehrliche zurückzulassen. Denn kaum reichten noch die Kräfte der Träger für die Weiterbeschaffung der Ballen aus, da von der Küste bis zur Stelle 89 Mann trotz aller Wachsamkeit desertiert, 20 überdies gestorben und 25 krank waren. Bei der Untersuchung der Zeugballen ergab sich nun, daß mehrere durch die Regengüsse der letzten Tage durchnäßt waren, und die Zeuge daher, um sie vor dem Verderben zu bewahren, zum Trocknen ausgebreitet werden mußten, sodaß schon aus der Ferne die Eingebornen die Schätze der Karawane sehen konnten.

Mitten während dieser Arbeit kam der große Zauberarzt von Binjata, um der Karawane einen Besuch abzustatten. Er brachte einen fetten Ochsen als Friedensanerbieten mit. Sehr freundlich empfangen, wurde er in Stanleys Zelt geführt und dort mit süßem Kaffee und Biskuits bewirtet. Schließlich wurde ihm, um ihn ganz zu gewinnen, so viel Zeug, Perlen und Messingdraht geschenkt, daß er den Ochsen vierfach bezahlt erhielt, und auf seine Bitte ihm noch erlaubt, mitzunehmen, was an leeren Einnadegläsern, Sardinienbüchsen u. dergl. gerade da war. Das rührte den Alten so, daß er Stanley aufforderte, mit ihm Brüderschaft

zu schließen, hinderte jedoch nicht, daß er sowohl wie die ihm nachfolgenden Leute bedenklich begehrlische Blicke auf die zum Trocknen ausgebreiteten Zeuge warfen.

Am andern Tage erschien er wieder, um sich ein zweites Geschenk zu holen. Er erhielt auch, da er ein Quart geronnene Milch mitbrachte, einige Schnüre mit Glasperlen und schied mit vielfachem freundschaftlichem Händedrücken. Allein kaum war er eine halbe Stunde fort, so ertönte gellendes Kriegsgeschrei von dem Dorfe herüber. Viele der Wangwana waren abwesend, teils um in dem Dorfe Getreide zu kaufen, teils um aus dem Walde Holz zu holen. Niemand vermutete etwas Arges und achtete sonderlich auf das Geschrei. Als aber der wilde Ruf „hijju ä hijju“ immer näher kam, versammelte Stanley doch eine Abteilung seiner Leute auf der höchsten Stelle des Lagers, um wenigstens nicht vollständig überrascht zu werden, wiewohl er immer noch nicht glaubte, daß der Kriegsruf ihm gelten solle. Als jedoch ein starker Trupp der Eingebornen, mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, auf einer ganz nahen Anhöhe erschien, konnte er nicht länger daran zweifeln, obgleich er durchaus keine Ursache sah, weswegen der Kriegslärm der Wilden gegen ihn und seine Leute sich richtete.

Er sandte daher zwei unbewaffnete Leute ab, um anzufragen, zu welchem Zwecke sich der offenbar feindselig gesinnte Haufen versammelt habe. Die Boten machten in der Mitte zwischen dem Lager und der Volksmasse halt, setzten sich nieder und luden zwei der Eingebornen ein, zu einem Schauri zu ihnen zu kommen.

Durch die Boten erfuhr nun Stanley, daß einer der Wangwana etwas Milch gestohlen habe, und daß die Eingebornen wegen dieses Diebstahls zum Kriege aufgerufen worden seien. Sofort wurden sie zurückgesandt, um die Eingebornen darüber zu belehren, daß der Krieg wegen eines so geringfügigen Vergehens gottlos und ungerecht wäre, und um ihnen vorzuschlagen, daß sie einen Preis für die Milch bestimmen möchten, und überdies reichlichen Ersatz ihnen anzubieten. Nach einiger Beratschlagung stimmten jene diesem Vorschlage bei. Ein freigebiges Geschenk an Zeug wurde gegeben, und der Vorgang schien damit zu einem friedlichen Abschluß gebracht zu sein.

Allein als der Pöbelhaufe sich eben zum Abzuge anschickte, erschien eine andere starke Kriegermasse. Eine Beratung folgte, zuerst ziemlich ruhig. Doch bald wurde Erregung bemerkbar. Es

befanden sich ein paar hervorragende Gestalten in dem Trupp, welche laut und scharf mit Entschlossenheit ihre Stimme erhoben, sodaß zu erwarten stand, sie würden ihren Willen durchsetzen. Kriegslustige Erregtheit zeigte sich in ihren Bewegungen und eine grimmige Wut in der Haltung des Kopfes. In mürrischem Eigensinn schienen sie sich mit denen herumzuzanken, welche Zeug für die gestohlene Milch genommen hatten, und waren offenbar entschlossen, mit ihnen zu kämpfen, wenn jene bei ihren friedlichen Gesinnungen beharren würden.

Mitten in dieser Besorgnis erregenden Scene erschien Sudi, ein Ngwana*, hastigen Laufes auf dem Schauplatz. Er hatte einen Wurfspeer noch dicht an dem rechten Ellbogengelenk stecken und eine leichte Schnittwunde von einem Speere, der ihn gestreift hatte, in der linken Seite, während eine gräßliche Wunde von einem herumgewirbelten Knotenstock an seiner Schläfe klappte. Atemlos berichtete er, sein Bruder Suliman läge erschlagen im Walde.

Auch jetzt noch bewahrte Stanley alle Mäßigung. „Haltet euch ruhig!“ rief er seinen Leuten zu. „Selbst wegen dieses Mordes werde ich nicht kämpfen; wenn sie das Lager angreifen, so wird es Zeit genug sein, sich zu wehren.“ Doch ließ er jetzt ohne Lärm an jeden Mann Munition zu 20 Schüssen ansteilen und die Leute zu beiden Seiten des Lagerthores so aufstellen, daß, wenn die Eingebornen einen Angriff auf das Lager unternehmen sollten, sie selbst zum Angriff bereit wären.

Zimmer noch debattierten laut und hitzig die Volkshaufen über das, was geschehen solle, als die Mörder des jungen Suliman triumphierend mit blutbesleckten Händen herankamen und die ganze Volksmasse zu dem einstimmigen Beschlusse fortrissen, gegen „die feigen Wangwana und die weißen Männer, welche offenbar nur Weiber wären“, den Krieg zu beginnen.

Schnell stellten sie sich nun in Schlachtordnung auf, erhoben

* Singularis von Wangwana. — Die ostafrikanische Sprachfamilie unterscheidet Land, Volk, Individuum, Sprache und Sitte des Landes durch bestimmte Vorfahrlaute, z. B.

Uganda = Land der Ganda, d. i. der Trommeln,

Waganda = Volk von Uganda,

Nganda = einzelner Bewohner von Uganda

Riganda = Sprache, Sitte, Eigentümlichkeit von Uganda.

ein lautes Siegesgeschrei, machten ihre Bogen zurecht und schossen ihre Pfeile auf das Lager. Nichts rührte sich in demselben. So meinten sie denn, im Lager sei alles halbtot vor Schrecken, und rückten kühn bis auf kaum 50 Schritt heran. Da gab Stanley den Seinen den Befehl zum Angriff. Wangwana und Wanjamwezi stürzten mutig aus dem Thore hinaus und trieben durch den bloßen Anblick dieses kühnen Hervorstürens die Wilden weit zurück. Sofort wurde halt gemacht und die Leute zum Scharmützieren deploniert, doch ohne zu feuern.

Die Wilden, welche diese außerordentliche Mäßigung nicht begriffen, rückten abermals vor. Noch einmal wurden sie durch den Dolmetscher gewarnt. Aber sie erwiderten höhniisch: „Ihr seid Weiber, Ihr seid Weiber!“ und ließen ihre Bogen schwirren. Allein so wild waren sie jetzt, daß es eines lebhaften Feuerns während einer ganzen Stunde bedurfte, um sie zurückzutreiben.

Unterdessen waren im Lager 60 mit Äxten ausgerüstete Männer beschäftigt gewesen, eine starke Pallisadenverschanzung ringsum mit Schützenständen an jeder Ecke zu bauen und das Terrain um das Lager her bis auf eine Entfernung von 300 Schritten rein abzuholzen. So war es denn mit Einbruch der Nacht vollkommen verteidigungsfähig und sicher, obwohl die Zahl der wirklich dienstfähigen Männer nur 70 betrug. Alle übrigen waren mehr oder weniger Invaliden, furchtsame Packträger, Weiber, Eselungen und Kinder. Aber niemand war im Lager, der nicht den lebhaften Wunsch gehegt hätte, nicht angegriffen zu werden, sondern vielmehr ungefährdet es verlassen zu können.

Allein um 9 Uhr am nächsten Vormittage erschien der Feind wieder, sowohl an Zahl als an Selbstvertrauen sichtlich gewachsen. Denn auch die anstoßenden Dörfer hatte er zum Kriege aufgeboten. Die Karawane mußte demnach auf tägliche Angriffe mit stündlich wachsenden Streitkräften gefaßt sein, während sie in ihrem befestigten Lager eingepfercht blieb, bis schließlich der Hunger sie zwingen würde, sich zu ergeben, d. h. ohne Erbarmen sich hinf Schlachten zu lassen. Es kam also für sie alles darauf an, mit aller Macht und Geschicklichkeit nicht nur Widerstand zu leisten, sondern auch den Feindseligkeiten ein Ende zu machen und den ungefährdeten Abzug sich zu sichern.

Nachdem daher der erste Angriff der Feinde abgeschlagen und sie mit Gewalt aus der Nähe des Lagers vertrieben worden waren,

bildete Stanley aus seinen Leuten 7 Detachements von je 10 Mann, von denen 4 für den Angriff, 2 zur Reserve und das letzte zur Verteidigung des Lagers bestimmt war. Fene 4 erhielten nun den Befehl, plänkeld nach verschiedenen Richtungen durch das feindliche Land vorzurücken, und die Einwohner, wo auch immer sie dieselben fänden, mindestens eine Meile weit nach Osten oder Norden fortzutreiben; zugleich ward ihnen eine Felsgruppe, der Sammelplatz des Feindes, als der Punkt bezeichnet, in welchem die Operationslinien dieser Abteilungen zusammenlaufen sollten. Boten wurden jedem Detachement mitgegeben, um über die Erfolge desselben an Stanley Nachricht zu bringen.

Die linke Abteilung wurde, während sie vorrückte, bald in Unordnung gebracht und bis auf den letzten Mann getötet mit alleiniger Ausnahme des Boten, welcher die traurige Kunde ins Lager brachte und zugleich flehentlich um Reserve bat, da der Feind sich nun gegen das zweite Detachement konzentriert habe. Manwa Sera wurde deshalb mit 15 Mann abgesandt, und kam auf dem Kampfplatze gerade noch zur rechten Zeit an, um acht Leuten vom zweiten Detachement das Leben zu retten. Das dritte stürzte sich kühn auf den Feind, verlor aber 6 von seinen Leuten; das vierte jedoch, unter Safenis Anführung, benahm sich sehr vorsichtig und steckte jedes eingezäunte Dorf, sobald es genommen war, in Brand. Noch weitere 10 Mann, die nach dem Kampfplatze abgesandt wurden, gewährten Ersatz für die Verluste der dritten Abteilung und verstärkten Safeni.

Um 4 Uhr nachmittags kehrten die Abteilungen zurück und brachten als sehr erwünschte Beute Ochsen, Ziegen und Korn mit sich. Aber ihre Verluste beliefen sich an diesem Tage auf 22 Tote und 3 Verwundete.

Am folgenden Tage gab man sich im Lager der Hoffnung hin, die Feinde würden nunmehr die Unflughheit einer Erneuerung des Kampfes eingesehen haben. Allein darin täuschte man sich sehr; denn sie erschienen am Vormittage wieder, und zwar zahlreicher als vorher. Durch einige Salven, die ihnen schwere Verluste beibrachten, wurden sie jedoch wieder zurückgetrieben. Dann aber rückten die Wangwana in einer kompakten Masse vor. Einige der Träger traten als Freiwillige an die Stelle der am vorhergehenden Tage getöteten Soldaten, sodas sich immer noch eine Frontlinie von drohender Länge ergab. Es wurden zunächst alle

Dörfer in der Nähe zerstört, dann aber weiter vorgerückt und schließlich die Felsgruppe angegriffen, welche die Eingebornen zu ihrer Festung auserkoren hatten. Auch aus dieser wurden sie hinausgeworfen, sodaß sie in jähem Schrecken Hals über Kopf sich rückwärts flüchteten; verfolgt wurden sie nicht.

Nun erst konnte man sicher sein, nicht weiter beunruhigt zu werden. Allein mit wie schweren Verlusten war dies Ergebnis erkämpft worden! An Toten, Verwundeten und Kranken gingen der Expedition 53 Mann ab, sodaß diese zu ersetzen viel Nachdenken und Scharfsinn erforderlich war. Zwölf Ladungen wurden den Eseln aufgepackt, und zehn Anführer ausgewählt, um einstweilen Gepäck zu tragen. Außerdem wurde eine Menge entbehrlicher Gegenstände verbrannt. 961788 — 931923

Nur so wurde es möglich, daß beim nächsten Morgengrauen die Karawane, die jetzt noch aus 209 Männern, 25 Weibern und 6 Knaben bestand, ihren Marsch fortsetzen konnte. Allmählich senkte sich beim weiteren Vorrücken nach Norden das Land. Jagdwild bot sich in reicher Fülle. In der wohlangebauten Ebene erwiesen sich die Bewohner sehr gastlich und lieferten für ein Billiges Getreide, Bohnen und Kartoffeln, so viel verlangt wurde, sodaß nach den überstandenen Tagen voll Mühe und Hunger sich die Karawane ausruhen und zu neuen Anstrengungen neue Kräfte sammeln konnte. Da mitunter gaben die freundlichen Dorfbewohner den Abziehenden unter heiteren Scherzreden noch weit das Geleit und schieden mit der Einladung: „Kommt noch einmal wieder! Kommt nur, ihr werdet stets willkommen sein!“

Weiterhin wurde die Gegend frei und offen, wie ein Park ohne Wald, nur hier und da mit einem einzelnen Strauch oder Baum. Das Gras war nur einen Zoll hoch. Die Rinder-, Ziegen- und Schafherden waren so zahlreich, daß die anmutige Gegend von ihnen oft geradezu weiß aussah.

So ging es in wackeren Märschen, zumal es auch gelungen war, aus den Eingebornen neue Träger anzuwerben, vorwärts, bis endlich der Victoria-See nur noch einen Tagemarsch entfernt lag.

Am Morgen dieses letzten Marschtages — es war der 27. Februar — wurde früh aufgestanden. Es war niemand in dem Lager, der nicht für die Wichtigkeit dieses Marsches ein volles Verständnis gehabt hätte. Als daher das Hornsignal ertönte

„Macht euch auf den Weg!“ antworteten die Wangwana und Wanjamwezi mit Freudengeschrei und dem lauten Ruf: „Ja wahrlich, ja wahrlich, so Gott will!“ Selbst die Eingebornen, welche sich in Massen als Zuschauer des Ausbruchs versammelt hatten, wurden von dieser freudigen Erregung mitgerissen; sie spornten die Träger durch die Versicherung an, daß der — in Wahrheit fast noch 5 Meilen entfernte — See ganz nahe sei: „nur ein Spaziergang von zwei bis drei Stunden.“

Hinab zog nun die Karawane in Thalbecken und Mulden des Landes, überstieg einen Berggrücken nach dem andern, durchwatete Strombetten und Bergwässer, zog durch bebaute Felder und Dörfer, bei Gruppen gutmütiger Eingeborner vorbei, endlich einen lang gedehnten, allmählich ansteigenden Abhang hinauf, als plötzlich die Spitze des Zuges in ein lautes Hurrahgeschrei ausbrach. Da wußte denn auch der Nachtrab, daß die Vordersten den großen See zu Gesicht bekommen hatten.

Frank Pocock schritt ungestüm vorwärts, bis er die Höhe erstiegen hatte. Lange schaute er mit umhersehweifenden Blicken aus, schwenkte seinen Hut und kam mit freudestrahlendem Gesicht herunter, indem er Stanley enthusiastisch mit dem Feuer der Jugend und Begeisterung zurief: „Ich habe den See gesehen; er ist großartig!“ Frederick Barker, der unter Schmerzen auf einem Esel ritt und ermüdet über seine Krankheit und die Länge der Tagesreise seufzte, hob den Kopf empor und lächelte seinem Kameraden Dank zu.

Als bald erreichte auch Stanley die Höhe des Hügelrückens, wo der Zug halt gemacht hatte, und der erste rasche Blick zeigte ihm einen langen, breiten Wasserarm, welchen die blendende Sonne in eine Silberfläche verwandelte, fast 200 m unter ihm und $\frac{3}{4}$ Meilen entfernt.

Der Höhenzug fiel allmählich zu einer breiten Bucht ab, welche mit einer Linie grünen, wallenden Schilfrohres und dünnen Hainen längs der Küste zerstreuter, schattiger Bäume umsäumt war. Mehrere Dörfer, aus kegelförmigen Hütten bestehend, lagen am Ufer. Jenseits derselben dehnte sich der See wie eine Silberfläche weit gen Osten aus, bis ihm dunkelblaue Hügel und Berge eine Schranke setzten. Mehrere kleine graue Felsinseln im See sahen arabischen Daus mit weißen Segeln fast täuschend ähnlich.

Von dem Anblick hingerissen, stimmte ein junger Mnja-

mwezi* einen improvisierten, effektvollen Triumphgesang an, bei dessen Refrain der Chor seiner Landsleute einfiel, daß die Berge von den wilden, sonderbaren Klängen wiederhallten:

Singt, o Freunde, singt; die Reise ist beendet;
Singt laut, o Freunde, singt dem großen Njanza.**
Singt alle, singet laut, o Freunde, singt dem großen See;
Werft euren letzten Blick den Ländern hinten zu und wendet dann euch
um zum See.

Vor langer Zeit verließ ihr eure Lande,
Verließet Weib und Kind, die Brüder und die Freunde;
Sagt mir, habt je ihr einen See gesehen wie diesen,
Seitdem die große Salzsee ihr verlassen?

Chor: So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet;
Sing' laut, o Freund, sing' diesem großen See!

Erhebet eure Häupter, Männer, schaut umher!
Versucht, ob ihr sein Ende könnet sehn.
O seht, Halbmonde streckt er weit hinweg,
Der große, liebliche Süßwassersee!
Wir kommen aus dem Usukuma-Land,
Dem Land der Weiden, Kinder, Schafe, Ziegen,
Dem Land der Braven, Krieger und der Starken.
Und seht! Dies ist der weitbekannte Usukuma-See.

Chor: So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet;
Sing' laut, o Freund, sing' diesem großen See!

Kadumas Land liegt vor uns da, dort unten;
Er ist an Kindern reich, an Schafen und an Ziegen.
Der Msungu*** ist gar reich an Zeugen und an Perlen;
Er hält die Hände offen, und sein Herz ist frei.
Schon morgen muß der Msungu stark uns machen
Mit Fleisch und Bier, mit Wein und Korn;
Wir werden tanzen und den lieben Tag lang spielen
Und essen und trinken und singen und spielen.

Chor: So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet;
Sing' laut, o Freund, sing' diesem großen See!

Durch den muntern Gesang wieder neu belebt, ließ die Karawane ihre Flaggen im Winde flattern und zog in langer Reihe langsam an den Abhängen hinunter den Feldern des Dorfes Kagehji zu.

* Singular von Wanjamwezi.

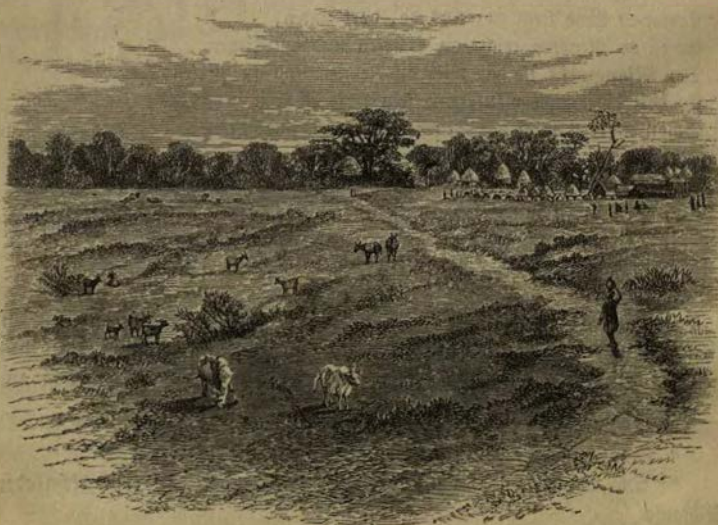
** Die Wangwana sprachen N'janza, die Eingeborenen Nihjandscha oder Nihjansa.

*** Der weiße Mann.

Dicht vor dem Dorfe aber stürmten Hunderte von Kriegern, bewaffnet und mit einem Koppschutz von Federn geschmückt, in vollem Laufe auf die Überraschten los, indem sie Proben ihrer Geschicklichkeit im Bogenschießen und Speerwerfen gaben. Sie waren zuerst durch die lange, sich von der Höhe herabziehende Prozession beunruhigt worden; als sie dann aber den friedlichen Charakter der Ankommenden erkannten, glaubten sie doch die günstige Gelegenheit, ihre Kriegstüchtigkeit zu zeigen, nicht unbenutzt lassen zu dürfen, und gewährten also mit diesem Kriegsspiel an der Seite des Zuges allen eine Unterhaltung.

Sungoro Tarib, arabischer Resident in Kagehji, schickte Stanley einen Boten entgegen, um ihn willkommen zu heißen und einzuladen, Kagehji zum Lagerplatze zu wählen, da Kaduma, der Häuptling des Dorfes, sein treuer Verbündeter wäre.

So wurde denn in Kagehji Kast gemacht, nachdem die Karawane von der Küste an 155 Meilen in 103 Tagen (70 Marsch- und 33 Ruhetagen) zurückgelegt hatte. Zwei dürftige Hütten, kegelförmig nach Landesart gebaut, mit Löchern im Dache, von Ratten wimmelnd, erwiesen sich als gut genug, um den erschöpften Europäern die lang ersehnte Ruhe zu gewähren: war doch der Victoria-See erreicht!



Kagehji.

Drittes Kapitel.

Umschiffung des Victoria-Sees.

Feierlicher Empfang bei Stanley. — Fürst Kaduma. — Allgemeine Angst vor dem See. — Bemannung für das Boot. — Betrübte Abfahrt. — Saramba. — Am Schimiju. — Die Krokodilinseln. — Ein gefährliches Flußpferd. — Die Trunkenbolde von Ugamba. — Gewitter auf dem See. — Gutherzige Leute. — Die hinterlistigen Wavuma. — An der schönen Bai von Bula.

Am Morgen des 28. Februar erwachten alle mit dem Gefühle einer wesentlichen Erleichterung: jetzt gab es keine Märsche mehr, keine Hornsignale, um zu den Mühen und Anstrengungen eines Reisetages aufzuwecken, keine Angst vor einer Hungersnot — wenigstens für einige Monate.

Die Europäer standen erst um 8 Uhr von ihrem Lager auf und fanden dann, daß die Wangwana und Wanjamwezi noch längelang auf ihren Matten und Ziegenfellen ausgestreckt lagen und sich von ihren Strapazen in Frieden ausruhten.

Um 9 Uhr hielt Stanley einen feierlichen Empfang, eine Burzah. Zuerst kamen Frank und Frederick, der jetzt vom Fieber wieder ganz genesen war, um zu der allen in Aussicht gestellten Ruhe Glück zu wünschen. Danach kamen die Wangwana- und Wanjamwezi-Führer und sprachen die Hoffnung aus, daß ihr Chef gut geschlafen haben möchte, und nach ihnen die mutigen, jungen Genossen der Expedition. Ferner kam der Fürst von Kagehji, Kaduma, mit seinem Freunde, dem Araber Sungoro Tarib, um

einen Bericht über die Reise und Neuigkeiten von Zanzibar zu erhalten; und zuletzt erschien die Fürstin mit ihren vornehmsten Freundinnen in Stanley's Grashütte.

Die Burzah dauerte zwei Stunden; nach derselben zogen sich alle Besucher zurück, um ihre verschiedenen Geschäfte zu besorgen, die sich bei den Eingebornen hauptsächlich auf Schwazen und auf die Anfertigung oder Ausbesserung von Fischernezen, Futtertrögen, Dorfzäunen u. dgl. beschränkten, während die Leute der Expedition sich zunächst an den Bau von Grashütten für sich machten, da alle mit einem längern Aufenthalte in dem friedlichen Fischerdorfe sehr einverstanden waren. Überdies gab Stanley seinen Leuten, um die glückliche Erreichung des Victoria-Sees zu feiern, ein Fest, zu welchem sechs junge Ochsen geschlachtet und zwanzig Gallonen Bombe* gespendet wurden.

Durch die Ankunft der Karawane wurde das Dörfchen schnell ein Ort von großer Wichtigkeit. Denn rasch hatte sich das Gerücht von der Ankunft weißer Männer am großen Njanza weithin verbreitet. Eingeborne Händler in großer Zahl brachten ihre Waren meilenweit herbei. Fischer von der Insel Ukerewe, deren Hügel purpurfarben über den See herüberschimmerten, kamen in ihren Canoes mit Vorräten getrockneter Fische; die östlichen Nachbarn brachten reife Bananen oder Kaffava-Knollen; Hirten schickten ihre Ochsen, während die westlichen Nachbarn herbeizogen und Salz, Eisendraht, auch Yamswurzeln und süße Kartoffeln zum Kaufe anboten.

Stanley's Hauptgedanke war jetzt, eine Umschiffung des Sees mit der Lady Alice zu versuchen, während die Karawane in Kaghi rastete. Er hoffte dabei vornehmlich auf die Unterstützung des Fürsten Kaduma, der auch bereitwillig versprach, Stanley bei der Umfahrt zu begleiten, indes bei genauerer Bekanntschaft sich als vollständig unfähig erwies, irgend etwas für Stanley zu thun.

Fürst Kaduma war ein von Natur liebenswürdiger Mann, vorausgesetzt, daß stetig nachgefüllte Krüge mit Bombe ihn bei Laune erhielten. Jedoch wie sehr schon sein Lieblingslaster ihn zerrüttet hatte, verrieten seine trüben Augen, seine schwere Zunge, seine heisere Stimme. In den Morgenstunden gab er sich den Anschein, für seinen Viehhof viel Interesse zu hegen und von der

* Bier, aus in Gärung versetztem Korn oder aus grobem Mehl bereitet.

Wichtigkeit irgend welcher geschäftlichen Thätigkeit, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu fände, ganz erfüllt zu sein. Er pflegte in der That bisweilen sogar so weit zu gehen, daß er zu dem halben Duzend seiner Dorfältesten sagte, er habe irgend einen Gegenstand ins Auge gefaßt, „aber“, fügte er dann hinzu, „wir müssen erst ein Schauri halten“. Natürlich nahmen die Ältesten sofort eine gedankenvolle Miene an. Dann aber fragte Kaduma: „Arbeitet ein Mensch, wenn er hungrig ist? Kann er reden, wenn er Durst hat?“ Durch leise Winke drückten die Ältesten ihre Zustimmung aus: Kaduma lacht heiser — und der Frühtrunk beginnt. Ein halbwüchsiger Junge bringt einen großen Krug mit schaumbedecktem Pombe herbei und giebt sich große Mühe, das unten eiförmige Gefäß fest auf den Boden zu stellen, damit es nicht umstürze. Neben dasselbe wird Kadumas Becher, aus einem ausgehöhlten Kürbis gearbeitet, hingestellt: er faßt gut ein Quart. Kaduma setzt sich nun auf seinen niedrigen Schemel und schlägt sein fettiges und schmutziges Kleid um sich, während die Ältesten auf Brettern oder Steinen neben ihm hocken. Der überschäumende Krug steht bereit: der schwarze Ganymed giebt scharf acht. Langsam streckt Kaduma seine Hand aus, und der Knabe reicht ihm kniend den Becher mit beiden Händen. Bald öffnen sich nun unter dem Einflusse des Pombe die Schlußen der Beredsamkeit. Kaduma ist ganz verständig; heiter und wohlgenut ist seine Unterhaltung. Große Projekte werden angeregt; Handelsexpeditionen bis zum Tanganika-See oder gar bis Zanzibar werden vorgeschlagen und, wie es scheint, in ernstliche Erwägung genommen. Aber mit dem Pombe schon finden sie ihr Ende. Der Krug ist leer — Kaduma geht schlafen. Gegen 3 Uhr indes erhebt er sich wieder. Noch einige Krüge werden geleert, bis schließlich alle Vorzüge seines von Natur intelligenten Wesens im Pombe ertränkt sind.

Der Einblick in Kadumas Lebensweise raubte Stanley alle Hoffnung auf dessen Mitwirkung bei der beabsichtigten Umschiffung des Sees. Ja die Angst, welche der Fürst vor dem großen Njanza zeigte, und die abergläubischen Mitteilungen, die er und seine Unterthanen wie Sungoro und dessen Sklaven über den See machten, übten vielmehr eine gewaltig abschreckende Wirkung auf die Leute Stanleys aus. Es wohne, erzählten jene, an den Gestaden des Sees ein Volk mit Schwänzen; ein anderes, welches ungeheuer große und wilde Hunde zu Kriegszwecken abrichte; ferner

ein Kannibalenstamm, welcher Menschenfleisch jeder andern Art von Fleischkost vorzöge. Der See sei so groß, daß man Jahre brauchen würde, um seiner Küstenlinie in ihrer ganzen Ausdehnung zu folgen: und wer würde am Ende jener Zeit noch am Leben geblieben sein?

Und wie diese abenteuerlichen Erzählungen, so riefen selbst die gegenüberliegenden Gestade des Sees durch die in der Ferne verschwimmende Unbestimmtheit ihrer Umrisse in den Gemüthern Furcht und Angst vor Gefahren wach, welche einen jeden auf diesem großen See bedrohten.

Indessen in wenig Tagen war das Boot seefertig gemacht; Borräte von Mehl und getrockneten Fischen, Zeugballen und Perlen verschiedener Art, allerhand kleine, möglicherweise notwendig werdende Gegenstände waren eingepackt: nur die Bemannung fehlte noch.

„Möchte wohl irgend jemand“, fragte Stanley seine Leute, „mich als Freiwilliger auf der Fahrt um den See begleiten?“

Alles blieb totenstill.

„Auch nicht für Belohnung und Extrabezahlung?“

Abermals Totenstille: auch nicht einer trat als Freiwilliger vor.

„Und dennoch“, fuhr er fort, „muß ich abreisen. Wollt ihr mich allein gehen lassen?“

„Nein!“

„Nun, was dann? Zeigt mir, meine Braven, die Männer, welche sich freiwillig anwerben lassen, um ihrem Herrn auf seiner Rundfahrt um den See zu folgen.“

Alle blieben wieder stumm. Einzelu befragt, sagte jeder, er verstehe von dem Leber zu Schiffe gar nichts; ja, jeder erklärte sich ganz freimütig für einen schrecklichen Feigling auf dem Wasser.

„Was soll ich aber dann thun?“

Da sagte Manwa Sera: „Meister, gebt diese Fragen auf. Bestimmt Eure Gefährten durch Euren Befehl. Alle Eure Leute sind Eure Kinder; sie werden Euch nicht ungehorsam sein. So lange Ihr sie wie ein Freund befragt, wird niemand seine Dienste anbieten. Kommandiert sie, und sie werden alle mitgehen.“

Stanley wählte nun einen der Anführer aus, Wadi Safeni, und befahl ihm, aus den jungen Leuten die nötige Mannschaft sorgsam auszusuchen. Wadi jedoch nahm lauter Leute, welche vom Schifferleben nichts verstanden. Deshalb rief Stanley seinen

Polizeimann Katschetsche herbei und erfuhr von ihm, daß die in Bagamojo zu Führern bestellten Leute alle von Zanzibar oder der Küste her das Seeleben kannten. So bestellte denn Stanley aus diesen nach genauer Prüfung zehn Matrosen und einen Steuer- mann, deren Treue er entschlossen war, sich während der Fahrt um den Victoria-See anzuvertrauen.

Frank und Frederick wurde für die Zeit der Abwesenheit die Sorge um die Expedition anvertraut, auch Fürst Kaduma bekam, um sein Wohlwollen warm zu erhalten, ein angemessenes Abschiedsgeſchenk — und am 8. März 1875 ging die Lady Alice von Kagehji unter Segel, ostwärts am Gestade dahin.

Der Himmel war düster, das silberhelle Wasser bildete eine traurige, aschgraue Fläche; die Felsen erschienen kahl und rauh, und das Land sah einsam und still aus. Die Leute seufzten be- kkommen; ihr Rudern machte den Eindruck, als wenn sie glaubten, das Boot führe sie dem gewissen Tode entgegen; dann und wann schauten sie zu Stanley auf, als ob sie erwarteten, daß er doch noch den Befehl zur Rückkehr erteilen werde. So sehr war ihr Herz voll Besorgnis und böser Ahnungen.

Langsam bewegte sich indessen das Boot durch die trüben, totenstillen Fluten. Langsam fuhr es an den düstergrauen Felsen einer nahen Landspitze vorüber, und noch langsamer ruderte die Bootsmannschaft, als die rauhen Felsen die Aussicht nach Kagehji verdeckten und mit ihren kahlen, schroffen Massen trotzig vor ihr standen.

Nach einer Fahrt von fünf Viertelmeilen lief das Boot in eine kleine, mit Nied umsäumte Bucht ein. Ein Fischer kam zu dem Boote herunter. Er war einige Tage vorher in Kagehji ge- wesen und erkannte die Reisenden wieder. Eine genauere Be- kanntschaft war bald angeknüpft, und führte schließlich dazu, daß er, durch den versprochenen Lohn gewonnen, in Stanleys Dienste als Führer trat. Die Bootsmannschaft war darüber sehr erfreut; denn es ergab sich, daß Saramba — so hieß der Führer — schon früher einmal eine kleine Strecke der Seeküste befahren hatte.

Die Nacht war sehr unbehaglich; denn in dem Schilfrohr hausten unzählige Moskitos und die Luft war kalt.

Am nächsten Morgen wurde die Reise mit Saramba zeitig fortgesetzt, indem man immer in östlicher Richtung dicht am See- gestade hin fuhr. Der Himmel war stark bewölkt, und noch am

Vormittage entluden sich heftige Windstöße aus dem Gewölk. Sofort wurde von der Küste hinweggesteuert. Bald war das Boot von einem schrecklichen Chaos wild aufgeregter Wassermassen umgeben. Der Sturm jagte es über die ungestümen Wellen dahin: die Lady Alice bäumte sich und sprang vorwärts wie ein wildes Rennpferd. Zu Schaum zerpeitscht wurden die Fluten über das Schiffsvolk und das Boot hinweggeschleudert. Die Bootsleute hatten sich niedergekauert, während das Boot unaufhaltsam dahinjagte; Saramba war vor Schrecken zusammengesunken und hatte, in alles ergeben, sein struppiges Haupt mit seinem Lententuche verhüllt. Stanley und Zaidi, der Steuermann, waren die einzigen über dem Schanddeck noch sichtbaren Personen, und ihre vereinten Anstrengungen waren erforderlich, um das Boot durch den tobenden See zu steuern. Um 2 Uhr nachmittags wurde die Mündung des Schimiju erreicht, der gegenüber es gelang, unter dem Schutze einer kleinen Insel unter den Wind zu kommen und die geschützte Einfahrt zu gewinnen.

Bei schönstem Wetter — der See war ruhig wie ein Teich — verließ das Boot die Mündungsbucht des Schimiju.* Nachmittags versuchten die Reisenden am Ufer zu landen, wurden aber von einer großen Menge verwegener Flußpferde, welche mit aufgesperrten Mäulern auf das Boot losstürzten, zurückgetrieben und genötigt, eine halbe Meile vom Ufer entfernt zu ankern.

Nach einer glücklichen Fahrt von einigen Tagen verließ das Boot den südlichen Teil des Sees, den Speke-Golf, indem es durch den seichten, nur 2 m breiten Kanal, welcher die große Insel Ukerewe vom Festlande scheidet, in das große Bassin des Sees hinausfuhr. Am Ausgange dieser schmalen Meerenge wurde bei einer Gruppe kleiner Inselchen gelandet, welche einer ungeheuren Masse von Krokodilen zum Schlupfwinkel diente. In einem einzigen Neste fand Stanley 58 Eier. Fast bei jedem Schritte erschreckte ihn ein Krokodil durch sein plötzliches Hervorstürzen und seinen jähen Sprung in den See. Der Zahl der Krokodile auf diesen unheimlichen Inseln schien die der Warneidechsen ziemlich

* Stanley berechnete die Länge dieses südlichsten Zuflusses der Nilgewässer auf 75 Meilen, was dem Nil eine Gesamtlänge von 912 Meilen giebt und ihn zum zweitgrößten Strome der Welt macht.

gleichzukommen, und ringsumher aus den seichten Standgewässern brüllten Flußpferde.

Da der Warner außerordentlich scharf sieht und in seinen Bewegungen sehr behend ist, so ist er für das träge und schwerfällige Krokodil ein schätzbarer Bundesgenosse. Denn er weckt es aus dem Schlafe und rettet es dadurch, daß er, sobald er das Nahen eines Feindes bemerkt, sofort mit Ungestüm und Geräusch wegläuft, vor der Gefahr, dem Jäger zur Beute zu werden. Als Vergeltung für seine Dienste liefert ihm das Ungetüm in seinen Eiern manche willkommene Mahlzeit. Stanley schoß einen Warner, welcher von der Spitze des Rachens bis zu der des Schwanzes etwas über 2 m maß.

Auf der gewaltigen, oceanartigen Fläche des Njanza ging es nun weiter dicht an der Küste hin, immer in nordöstlicher Richtung. Die Eingebornen erwiesen sich meist nicht unfreundlich: sie hatten noch nie ein Segelboot gesehen. Das Steuerruder und seine Benutzung erregte allgemeines Erstaunen; wenn aber das Segel aufgezogen wurde, so ruderten sie meist fort, als wenn es ein Gegenstand des Schreckens für sie wäre. Dagegen kam das Boot durch einen Sturm wieder in ernstliche Gefahr, und einmal fogar durch ein Flußpferd. Eines Morgens stieß die Lady Alice unversehens auf das Rückgrat eines gerade zur Wasseroberfläche emporsteigenden Flußpferdes, das, durch den seltsamen und gewichtig auf seinen Rücken drückenden Gegenstand erschreckt, wütend dagegenstieß und das Boot so erschütterte, daß man glauben mußte, es würde in Stücke gehen. Nach dieser Kundgebung seines Verdrußes stieg das Flußpferd einige Fuß vom Hinterteile des Bootes empor und forderte die Insassen laut brüllend zum Kampfe heraus; allein diese zogen es vor, durch angestrengtes Rudern sich schleunigst aus seiner Nähe zu entfernen.

Endlich war die Nordküste des Sees erreicht. An der Küste von Ugamba entlang ging es jetzt westwärts. Die Lady Alice hatte eben bei einer kleinen Insel dicht an der Küste Anker geworfen, als sie ein kleines, von zwei Männern gerudertes Canoe von der Küste her verwegend auf sich zukommen sah. In den sanftesten Tönen rief man sie an, und nach einer durch ihre neugierige Beobachtung des Bootes und seiner Mannschaft sehr ausgedehnten Zwischenpause ließen sie endlich auch den Klang ihrer Stimmen hören. Aber nichts konnte sie dazu vermögen, näher als

bis auf eine Entfernung von etwa 100 m heranzukommen. Während der Verhandlungen indes ruderte ein anderes sehr viel größeres Canoe auf die Lady Alice zu. Sein in der Form eines gekrümmten Ellbogens aufwärts gebogenes Borderteil ragte hoch empor, und von der Spitze desselben war bis zum obersten Teile des Canoebuges eine Leine ausgespannt, längs welcher feine Grasbüschel aufgehängt waren, die wie eine Mähne wogten, während das von 40 Ruderern getriebene Fahrzeug voll kühnen Selbstvertrauens auf die Lady Alice loskam. Die Hälfte der Ruderer, die vorher gefessen hatte, sprang, als das Canoe nur noch 50 m entfernt war, auf, ergriff lange mit einem Büschel geschmückte Lanzen und Schilde und fing an, die Waffen in drohender Weise zu schwingen. Da die Bootsmannschaft durch keine Demonstration andeutete, daß sie Widerstand leisten wolle, so rückten jene vorsichtig immer weiter vor und streiften endlich an der Seite des Bootes hin, indem sie sich gleichsam in herausforderndem Troge im Kreise herumdrehten.

Schließlich brach Stanley das Schweigen und ließ sie fragen, wer sie wären, und warum sie wie zum Angriffe herankämen. Sie rückten nun, ohne eine deutliche Antwort zu geben, seitwärts noch näher heran und brachten ihr Canoe der Länge nach bis dicht an die Seite des Bootes. Das friedfertige, sanftmütige Benehmen der Bootsmannschaft stand im schroffsten Gegensatze zu dem lärmenden, bramarbasierenden, anmaßenden und unverschämten Gebaren der Wilden. Die Ruderer, von denen die Hälfte betrunken war, betasteten alles in der ungeniertesten Weise. Die Bootsleute lächelten dabei auf Stanleys Rat und waren so sanftmütig und versöhnlich, als wenn Ärger oder gar Zorn nie in ihr Gemüt eindringen könnte. Ja Stanley ging in der Duldsamkeit sogar so weit, daß er selbst sich mit einer sehr weit gehenden Dreistigkeit anfassen und befühlen ließ. Die Wilden nahmen dies für Schüchternheit, als ob man sich fürchte, sie irgendwie zu beleidigen. In ihrem Händel suchenden Übermut stießen sie einander und taumelten gegen einander, ergriffen ihre Speere und Schilde und fingen an in stürmischen Weisen ein wild hallendes Lied zu singen. Einige ergriffen auch ihre Schleudern und warfen Steine in weite Entfernungen, wozu die Bootsmannschaft ihren Beifall spendete. Dann wurde einer von ihnen, halbberauscht und durch den Gesang aufgereg, noch verwegener — und zielte auf Stanley,

der als scharfer, aber stummer Beobachter der ganzen Scene im Hinterteil des Bootes saß. Stanley machte eine Bewegung mit der Hand, wie wenn er die sichtbare Bedrohung abwehren wollte. Aber der schwarze Schurke, von einem plötzlichen Paroxysmus ergriffen, schleuderte den Stein dicht über Stanleys Kopf weg, indem ein lautes Geheul des betrunkenen Gesindels seiner Frechheit applaudierte. Blißschnell ergriff Stanley seinen Revolver und feuerte in der Richtung, in welcher der Stein geschleudert worden war, ein paarmal in das Wasser. Die Wirkung war äußerst drastisch. Beim ersten Knall sprangen die eben noch so unverschämten Gesellen schleunigst über Bord und schwammen, um ihr theures Leben zu retten, auf die Insel zu, indem sie ihr Canoe in Stanleys Händen ließen. „Freunde, kommt zurück!“ schrie ihnen der Dolmetscher zu, „kommt zurück! Wozu diese Furcht? Wir wollten euch nur ganz einfach zeigen, daß wir ebenso gut Waffen besitzen wie ihr. Kommt, nehmt euer Canoe; seht, wir stoßen es für euch hinweg, damit ihr es ergreifen könnt!“

Es gelang auch wirklich, sie durch freundliches Lächeln wieder heranzulocken. Doch waren sie nun in ihrem Benehmen viel höflicher und ehrerbietiger. Sie lachten und jauchzten vor Bewunderung. „Bum, bum, bum!“ schrien sie, die Revolverschüsse nachahmend, und überreichten endlich sogar ein Bündel Bananen zum Geschenk.

Mittlerweile kamen noch zwei große Canoes herangefahren, natürlich mit einer sehr kühnen und dreisten Bemannung: denn ihnen war ja noch keine Lektion erteilt worden. Ungestim bestanden sie darauf, daß ihrem Könige ein Besuch gemacht werde. Alle Ausflüchte Stanleys schlugen nicht durch. Ja, als die Zahl der Eingebornen durch noch weitere Canoes bis auf 130 angewachsen war, machten sie einen drohenden Lärm, den die Bootsmannschaft mit der Sanftmut von Heiligen und der Ergebung von Stoikern ertrug — doch nur eine Zeitlang! Denn sobald Stanley aus den mit rohen Drohungen gemischten zudringlichen Bitten herausmerkte, daß die Situation gefährlich werde, gab er seiner Schiffsmannschaft einige Befehle und nahm, nach der Küste zu winkend, den Schein an, als wolle er gleichmütig und zugleich huldvoll nachgeben. Die Wilden wurden plötzlich still. Die Lady Alice lichtete den Steinanker, indem sie in das von Inseln unterbrochene Wasser jenseits der sichern Reede an der Insel hinaus-

ruderte, wobei ihr die Canoes sämtlich das Geleit gaben: dann aber hißte sie plötzlich das Segel auf und schoß wie ein Pfeil an ihnen vorüber hinaus in den weiten, offenen See.

Eine halbe Stunde wurde ohne Unterbrechung gefegelt — längst war nichts mehr von den Canoes zu sehen — als sich der Wind, welcher bisher in einzelnen starken Stößen geweht hatte, plötzlich legte. Im Nordosten sah der Himmel sehr drohend aus. Gewölk wogte in dichten Massen von jener Richtung her empor und warf düstere Schatten über die waldbedeckten Abhänge und Gebirgskämme am Ufer, welche fast so schwarz wie eine samtene Sargdecke wurden, während der See so ruhig dalag, als wäre er in Glas verwandelt worden. Bald erschien die aufgehäuften Wolkenmasse ausgezackt, und eine Unheil verkündende Linie von tief-schwarzer Farbe lief im Zickzack durch ihre Mitte: von ihr schien der Sturm auszugehen. Plötzlich fiel ein Windstoß, wie wenn er direkt von oben käme, mit überwältigender Gewalt über die niederbeugten Köpfe der Schiffsmannschaft her, kämpfte gegen den Widerstand, dem er begegnete, so wütend an, als wolle er das Boot bis auf den Grund des Sees niederdrücken, und dann, von der Wasseroberfläche zurückgeschlagen, kräuselte er diese zu Millionen kleiner Wellen. Die Temperatur sank auf $13\frac{1}{2}^{\circ}$ R. und zugleich fielen beträchtliche Massen sehr großer Hagelkörner, welche mit gewaltiger Kraft auf die Leute losprasselten und sie mit den Zähnen klappern ließen. Darauf rauschte der Regen in Strömen nieder, die Blitze flammten, und unmittelbar folgten ihnen Donnerschläge, wie man sie furchtbarer nicht hören kann.

Der Regen strömte in so ungeheurer Menge herab, daß zwei Mann für jede Bootsektion erforderlich waren, um mit Eimern und Schöpfkellen das sich schnell mit Wasser füllende Boot auf dem Kamme der Wellen schwimmend zu erhalten. Die Mannschaft schrie, daß es im Sinken begriffen wäre, daß nichts, wenn der Regen in solcher Masse anhielte, sie retten könnte.

Sekunde um Sekunde ließen die grellen Blitze die ganze Gegend fahl anfluchten. Allein alle Kräfteanstrengungen der Mannschaft waren so ausschließlich der einen Aufgabe gewidmet, das Boot über Wasser zu erhalten, daß sie darüber der Schrecken der stockfinstern und gräßlichen Nacht fast völlig vergaß. Zwei Stunden lang dauerte diese schwere Prüfung; dann begann das Unwetter abzuweichen, und aufsteigend erleichterten alle die beklommene

Brust. Der Anker wurde gelichtet, und vorsichtig stahl sich durch die Dunkelheit die Lady Alice zu der unlängst verlassenen kleinen Insel zurück, wo an einem bald angezündeten Feuer die Bootsleute ihre Kleider und durchnästen Leiber trockneten und bei einem heißen Topf Liebigschen Fleischextrakts sich sogar zu einem Gelächter über ihre immerhin noch kritische Lage ermanneten.

Am folgenden Morgen erschien die Welt wie neugeboren: der Himmel war ein bläulicher Krystall, die Küsten sahen aus, als wenn sie mit frischem Grün bemalt wären, der See leuchtete wie polierter Stahl. Neu erfrischt und thatenmutig trat die Mannschaft aus der Laube von Schilfrohr und Manglebäumen hervor, in der sie die Nacht zugebracht hatte, und stimmte, als das Boot wieder weiterschwamm, dankerfüllten Herzens den lauten und melodischen Gesang eines munteren Schifferliedes an.

Nicht lange aber, so wurde das Boot wieder von Eingebornen bemerkt, die sich in dichten Haufen an der Küste sammelten. Ein junger Fischer wurde als Kundschafter von ihnen ausgesandt, um zu horchen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der junge Tölpel das Boot an, ohne auf alle Fragen irgendwelche Antwort zu geben. Da wurde ihm in sein Canoe ein Bund Glasperlen geworfen: was dies bedeuten sollte, verstand er. Laut jauchzte er seinen Genossen an der Küste zu, welche vor Begier brannten, das fremde, seltsame Boot und die fremden Leute in demselben genauer zu sehen, unter denen sie ja einen Mann bemerkten, der keinem unter allen Menschen, die sie je wachend oder träumend gesehen hatten, gleich.

Etwa zwanzig Canoes voll friedlicher, harmloser Leute kamen nun auf die Lady Alice zu: alle bettelten um Perlen. Es wurde ihnen zu verstehen gegeben, daß sie als Gegengabe für Nahrungsmittel Perlen die Hülle und Fülle erhalten könnten. Augenblicklich begannen sie in großer Aufregung einen förmlichen Wettlauf nach den Bananen- und Pisang-Hainen. Man hörte die Zweige knacken, von denen sie in großer Hast schwere Büschel von Früchten abpflückten, und bald waren Stanley so viele Früchte angeboten, daß, hätte er sie alle gekauft, sein Boot unfehlbar hätte mit Mann und Maus untergehen müssen. Er begnügte sich daher, Rationen auf drei Tage an Bananen, Hühnern, Eiern und süßem Bananenwein einzutauschen, und versuchte dann die Fahrt fortzusetzen. Allein die gutherzigen, fröhlichen Leute wollten das durchaus

nicht eher erlauben, als bis zur Feier der neuen Bekanntschaft er und die ganze Bootsmannschaft noch manchen tiefen Zug von ihrem köstlichen Palmweine mit ihnen gethan hatte.

Endlich segelte die Lady Alice mit aufgehißtem Sturmsegel weiter: neben und hinter ihr her ruderten etwa dreißig Canoes, um ihr das Geleit zu geben. Immer wieder wurden die Kürbisse mit Wein hinübergereicht, bis alle sich in einer ungemein fröhlichen Stimmung befanden. Erst da — nach mehreren Meilen — durfte die Lady Alice allein ihren Kurs fortsetzen. —

Den Ausfluß des Nil aus dem Victoria-See verdeckt die große Insel Uvuma. An ihrem äußersten Ostende liegt das Dorf Mombiti. Hier warf, etwa 200 Schritt von der Küste entfernt, gegen Abend die Lady Alice ihren Steinanker aus. Als bald näherten sich die Wawuma dem Boote, sodaß es möglich wurde, gegen reichliche Bezahlung von ihnen Brennmaterial zum Kochen der Vorräte zu kaufen. Lebensmittel jedoch weigerten sie sich auf das entschiedenste zu verkaufen. An eine Gefahr dachte niemand.

Die Nacht war wieder sehr stürmisch. Zum Schutze gegen den Hagel und Regen, den der Sturm brachte, wurde das Boot mit einem Segel überdeckt, unter welchem die Mannschaft schlief, obgleich das Boot stampfte und stöhnte, der Regen in Strömen herabgoß und der See Spritzwellen darüberhin schleuderte.

Gegen Morgen jedoch legte sich der Sturm, und die schwerfälligen, trägen Wogen gingen zur Ruhe. Das Boot verließ seinen Ankerplatz und segelte langsam um eine Landspitze herum, welche mit hohem Grase dicht bedeckt war. Eine große Schar von Eingebornen eilte dorthin; einige von ihnen traten winkend bis dicht an das Wasser heran. Das Boot folgte dieser Einladung und fuhr bis auf wenige Fuß an das Ufer heran; als die Eingeborenen sich etwas zuriefen, und plötzlich ein Hagel von Steinen auf Boot und Mannschaft niederfiel. Natürlich fuhr es schleunigst zurück, aber nun tauchte aus einem Versteck ein Hause mit Schleudern hervor und schleuderte mit denselben Steine, welche das Boot und den dicht neben Stanley sitzenden Steuermann trafen. Um weitere Angriffe zu verhüten, feuerte Stanley seinen Revolver auf die Wilden ab: einer fiel; die übrigen zogen sich in das hohe Gras zurück, und ließen nun das Boot unbehelligt davonrudern.

Noch war jedoch die Lady Alice nicht weit gefahren, als aus

einer kleinen Bucht von Uwuma eine Flotille von dreizehn Canoes hervortauchte. Ein Mann in dem vordersten Canoe hielt Stanley eine Hand voll süßer Kartoffeln recht sichtbar entgegen. Stanley hieß seine Leute mit Rudern aufhören, das Segel jedoch ließ er aufgehißt, sodaß das Boot bei dem schwachen Winde langsam gegen Westen weiter trieb.

Die Wawuma, mit Speer und Schild bewaffnet, postierten sich nun in einer Reihe zur Seite des Bootes. Verschiedene Sorten von Glasperlen wurden ihnen für die mitgebrachten Kartoffeln als Bezahlung angeboten. Allein mit einer verächtlichen Geberde schlugen sie alles aus; sie hatten auch überhaupt nur etwa zwanzig Kartoffeln bei sich: es war klar, daß sie ihre Canoes zu ganz andern Zwecken als zum Tauschhandel bestiegen hatten. Einstweilen jedoch hielten sie sich noch ruhig und bescheiden. Sobald indes die Zahl der Canoes sich vermehrt und einige sogar vor dem Boote, um ihm den Weg zu versperren, Stellung genommen hatten, fühlten sie sich kühn. Sie erhoben gewaltigen Lärm, wurden unverschämt und schritten zuletzt zum Angriff. Mit verschlagener Gewandtheit suchten sie verschiedene Dinge aus dem Boote zu stehlen, indem sie bald vorn, bald hinten ganz dicht sich ihm näherten. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß sie nur in der Absicht in solchen Massen gekommen waren, um das, was ihnen als leicht zu gewinnende Beute erschien, mit Gewalt zu nehmen, und daß ihre Manöver darauf berechnet waren, die Aufmerksamkeit der Bootsmannschaft zu zerstreuen. Stanley gab ihnen daher mit der Hand Zeichen, daß sie sich entfernen sollten, und erteilte zugleich seinen Leuten den Befehl, die Ruder bereit zu halten. Indes keck legten die Wawuma ihre Hände an die Ruder und versuchten dem Rudern der Bootsleute Einhalt zu thun. War es noch möglich, die Fahrt auf dem See fortzusetzen? Oder war es nicht mehr möglich? Der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Stanley ergriff seine Flinte und gab den Wilden nochmals durch Gebärden zu verstehen, daß sie sich entfernen sollten. Mit lautem, höhnischem Geschrei antworteten sie, ergriffen ihre Schilde und schickten sich an, ihre Speere in das Boot zu schleudern. Jetzt galt es schnell zu handeln: Stanley gab Feuer, dicht über die Köpfe der Wawuma hinweg. Sofort wichen sie zurück; kräftig ließ er seine Leute jetzt vorwärts rudern. Allein in einer Ent-

fernung von noch nicht 50 Schritt machten die feindlichen Canoes halt, bildeten zu beiden Seiten des Bootes zwei parallele Linien und schleuderten ihre Speere auf das Boot; mit Mühe entging die Bootsmannschaft denselben, indem sie sich rasch auf den Boden des Bootes niederkauerte. Die Wilden in den Canoes hinter dem Stern des Bootes klatschten schadenfroh in die Hände, indem einer triumphierend ein großes Bündel Perlen zeigte, welches er aus dem Boote unbemerkt gestohlen hatte. Nun blieb nur entschlossene Verteidigung möglich. Stanley ergriff nun seine schwere Revolverflinte und feuerte nach rechts und links wohlgezielte Schüsse. Der Kerl mit den Perlen wurde niedergestreckt, und der Frechste aus dem nächsten Canoe kampfunfähig gemacht. Darauf zielte er nach der Wasserlinie von zwei oder drei Canoes: die Kugeln gingen durch und durch, sodaß sich die Bemannung gezwungen sah, ihre Aufmerksamkeit allein auf die sinkenden Fahrzeuge zu richten. Da blieben denn auch die andern Canoes zurück, und die Lady Alice konnte ihre Fahrt jetzt ungehindert fortsetzen.

Der Ausfluß des Nil aus dem Victoria-See war erreicht. Die Eingebornen erwiesen sich hier sehr freundlich gegen die Expedition. Mit reichlichem Palmwein wurde ihre Ankunft gefeiert.

Auch der nächste Häuptling legte das wärmste Interesse für sie an den Tag. Er beteuerte, wie groß seine Bewunderung für Stanley wäre, und versicherte mit großer Redseligkeit, daß er glänzende Gastereien vorbereite, um ihm die gebührenden Ehren zu erweisen. Allein es blieb durchaus bei Worten; nicht das geringste Geschenk wurde gespendet, sodaß Stanley meinte, ungastlicher hätte selbst ein Hotelbesitzer in London oder Neu York einen Gast mit leerer Börse nicht behandeln können.

Der Nachbar jedoch machte alles wieder gut. Er lud Stanley mit seinen Bootsleuten in sein Dorf ein, ließ vor den Hungrigen ein Festmahl ausbreiten, das aus frischer saurer Milch, aus reifen Bananen, einer Ziege, süßen Kartoffeln und Eiern bestand, und sandte auf der Stelle einen Boten an den Kabaka Mtesa, seinen mächtigen Nachbar, ab, um diesem größten Monarchen des äquatorialen Afrika die Ankunft eines Fremden im Lande anzumelden.

Es waren angenehme Tage, die Stanley hier an der schönen Bai von Buka verlebte. Fast stündlich erfuhr er irgend eine willkommene Höflichkeit oder Aufmerksamkeit. Vollkommen harmonierte mit der Gutherzigkeit der Bewohner die Anmut des Landes.

Von dem Rande der mit wogendem Schilfrohr eingefassten See-
fläche an bis hinauf zum höchsten Berggipfel prangte alles im
schönsten Grün wechselnder Schattierungen. Das lichte Grün des
zierlichen Matete-Schilfes kontrastierte mit den tieferen Farben der
verschiedenen Feigenarten; wie grüner Atlas glänzten die Zweige
der Pisangbäume; über sie herab hingen die Büsche des blaffen
Laubwerks der Tamarinden, während zwischen allem und um alles
das frische Gras der Viehweiden an den sanften Abhängen der
Hügel seinen smaragdnen Teppich ausbreitete. In kühnen, freien
und doch anmutigen Umrissen schlossen die Berge die Scene ab,
bald breit emporanschwellend, bald sich zu einer Rundung einbiegend,
um in der Höhlung einen prächtigen Pisanghain einzuschließen,
hier in steilen Landspitzen kühn vorspringend, dort in breiten Ter-
rassenstufen zurückweichend. Wie eine feine Schlangenlinie lief der
mit Kieseln bedeckte Strand zwischen dem dunkeln Grau des Sees
und dem lebhaften Grün der Bananenpflanzungen dahin.

Abichtlich wurden die Tagesfahrten kurz bemessen, damit
rechtzeitig von der Ankunft der Expedition Kabaka Mtesa unter-
richtet werden könnte, der mächtige Herrscher von Uganda.



Insel im Victoria-See, unweit der Mündung des Schimiju.

Viertes Kapitel.

Kabaka Mtesa.

Mtesas Botschaft. — Magassa. — Empfang in Usávava. — Gastgeschenke. — Saramba in Róten. — Die Audienz. — Mtesa einst und jetzt. — Die Flottenrevue. — Ein Meisterschuß. — Der Weg zur Hauptstadt. — Rubaga. — Christentum und Islam. — Empfangsceremonien. — Linant de Bellefonds. — Rückkehr nach Usávava. — Abschied von Linant.

Die Lady Alice schickte sich gerade am Morgen des 3. April zur Weiterreise an, als sechs mit Menschen dicht besetzte Canoes um eine Landspitze in der Ferne herbumbogen. Einen Moment machten sie den Eindruck einer Piratenflottille, allein die nähere Betrachtung mit dem Fernglase lehrte bald, daß die in den Fahrzeugen sitzenden Personen, weiß gekleidet wie die Wangwana, Leute des Kabaka Mtesa seien. Als sie sich näherten und des Bootes ansichtig wurden, sah man, wie ihr Befehlshaber für die Zukunft sich schmückte. Er setzte einen aus Perlen gearbeiteten Kopfschuß auf, über welchem lange, weiße Hahnenfedern wehten, und legte ein langes, karmesinrotes Staatskleid an, über welches er ein schneeweißes, langhaariges Ziegenfell warf.

Witten auf dem Wasser fand die feierliche Begrüßung statt. Der Befehlshaber, ein kräftiger, junger Mann von etwa zwanzig Jahren, sprang in das Boot hinein, kniete vor Stanley nieder und trug seine Botschaft vor:

„Der Kabaka entsendet mich mit vielen Salaams an Euch. Er hegt die bestimmte Erwartung, daß Ihr ihn besuchen werdet,

und hat sein Lager in Usávava aufgeschlagen, damit er dem See nahe sei, wenn Ihr kommt. Er weiß nicht, aus welchem Lande Ihr gekommen seid, aber ich habe einen Eilboten mit einem Canoe, der nicht eher anhalten wird, als bis er alle Nachrichten dem Kabaka überbracht hat. Seine Mutter träumte vor einigen Nächten einen Traum, und in ihrem Traume sah sie einen weißen Mann auf diesem See in einem Boote hierher kommen, und am folgenden Morgen erzählte sie den Traum dem Kabaka, und siehe, Ihr seid gekommen. Gebt mir Eure Antwort, damit ich den Eilboten absenden kann. Twianzi*, twianzi, twianzi!“

Da der junge Befehlshaber, dessen Name Magassa war, Kiswahili verstand, so konnte ihm Stanley leicht alles, was ihn und die Expedition betraf, mittheilen. Magassa überlegte dem Eilboten den Bericht in Kiganda und sandte ihn sofort an den Kabaka ab. Dann aber bat er Stanley auf das dringendste, diesen einen Tag noch zu verweilen, um ihm die Gastfreundschaft seines Landes zu beweisen: es wäre notwendig, daß Stanley mit ihm in guter Stimmung vor dem Kabaka erschiene. Dieser Vorschlag gefiel namentlich der Bootsmannschaft sehr. So gab denn Stanley den allgemeinen Bitten nach und ließ einem Dorfe an der Küste zurückerufen. Jetzt zeigte sich Magassa in seiner ganzen Glorie. Seine Stimme nahm seiner Eskorte von 182 Mann gegenüber einen gebieterischen Klang an; selbst die Federn seines seltsamen Kopfspüzes wogten stolzer, und seinen Staatsmantel trug er mit einem Prunke, der eines römischen Imperators würdig gewesen wäre.

Bei der Landung gebrauchte Magassa seinen Stock nicht eben sparsam. Der Dorfhauptling wurde gezwungen, seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu leisten. „Bringt heraus“, rief Magassa, „junge Ochsen, Schafe, Ziegen, Milch und die mirbesten unter euren auserlesenen Bananen und große Krüge mit Palmwein, und laßt den weißen Mann und seine Bootsleute essen und die Gastfreundschaft Ugandas kosten. Soll ein Weißer vor den Kabaka mit leerem Magen hintreten? Seht, wie bleich und hager seine Wangen aussehen. Wir wollen doch sehen, ob wir ihm nicht größere Freundlichkeit erweisen können, als die Heiden ihm erwiesen haben.“

* Dank!

Zwei junge Ochsen, vier Ziegen, ein Korb voll mürber Bananen und vier große Krüge mit Maramba* wurden herbeigebracht, und dieser außerordentlich reichlichen Mahlzeit ließ die Bootsmannschaft alle Gerechtigkeit widerfahren. Auch die Eskorte Magassas wurde mit Proviant versorgt: das Land war ihnen ja preisgegeben. Sie schlachteten ihre Ochsen für sich selbst, schnitten so viele Bananen ab, wie ihnen beliebte, und unternahmen mit Magassas huldvollst erteilter Erlaubnis einen mörderischen Feldzug gegen die Hühner.

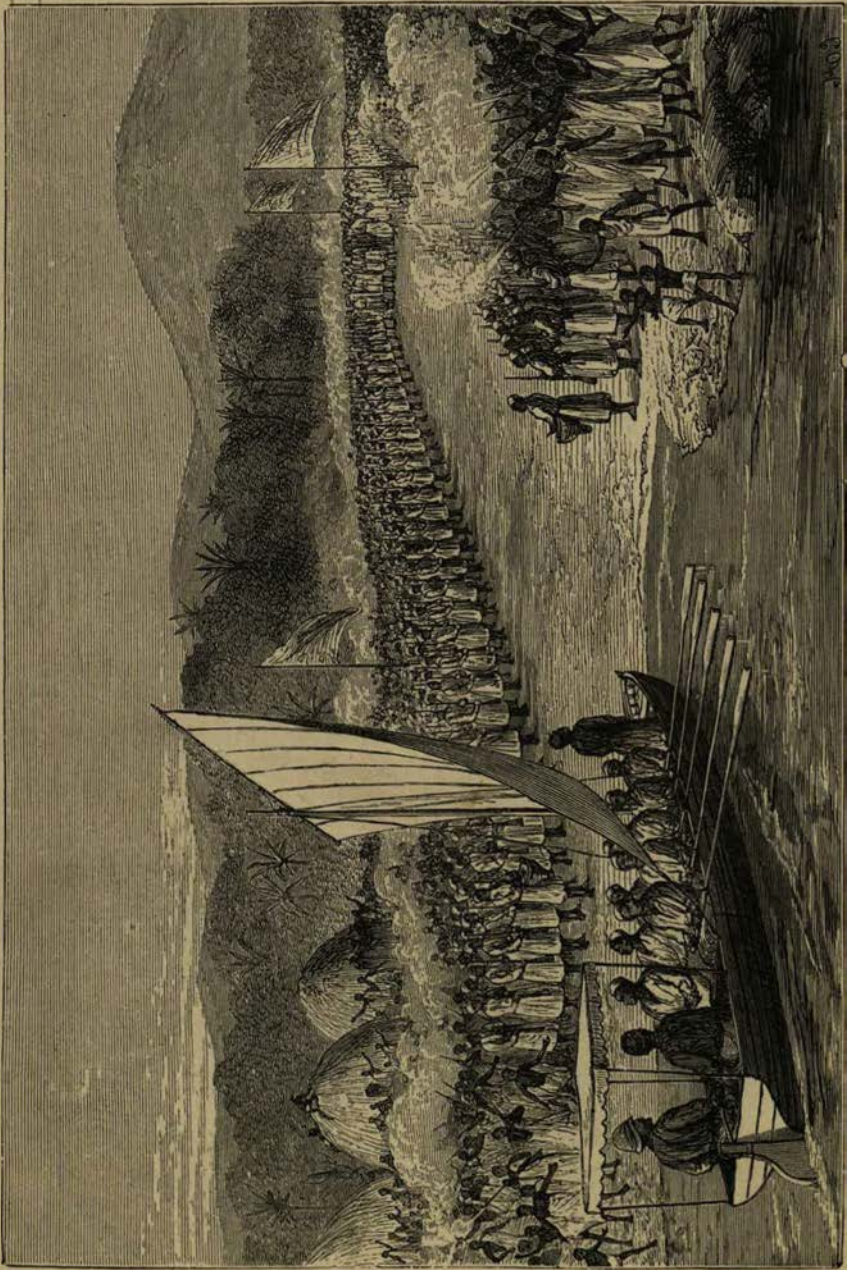
Es zeigte deutlich des Kabaka gewaltige Macht, daß bei der bloßen Erwähnung seines Namens die Dorfbewohner sich alle Erpressungen des eitlen und mit schrankenloser Willkür handelnden Magassa unweigerlich gefallen ließen. Wenn hier an den Grenzen des Reiches die Autorität des Kabaka schon so groß war, daß seine Befehle auf das genaueste von allen, von Magassa so gut wie von dem Dorfhäuptling, ausgeführt wurden, was durfte man da erst am Hofe selbst erwarten! Und was mußte das für ein Mann sein, der eine solche Stellung im Herzen Afrikas innehatte!

Am Vormittage des 5. April näherte sich die Flotille dem Jagddorfe des Kabaka, Usávava, wo er zur Zeit Hof hielt. Die fünf Canoes Magassas bildeten eine stolze Frontlinie vor der Lady Alice, als man in die Bucht von Usávava einfuhr. Tausende von Menschen befanden sich am Ufer, die auf einer sanft ansteigenden Fläche sich in Ordnung aufstellten. Allmählich reichten sie sich in dichtgedrängte Linien, eine breite Gasse in der Mitte freilassend, an deren oberem Ende eine Gruppe feingekleideter Männer in karmesinroten, schwarzen und weißen Gewändern stand.

Durch Flintenschüsse ließ Magassa das Herannahen der Flotille signalisieren. Dann steuerten seine Canoes nach rechts und links auseinander, und die Lady Alice ruderte allein auf die nahe Küste zu, begrüßt von Flintensalven, die längs der langen Linien vom Ufer her herüberfrachten.

Noch einige Ruderschläge, und 200—300 Gewehre, mit voller Ladung abgeseuert, kündigten an, daß der weiße Mann, von dem Mtejas Mutter geträumt hatte, gelandet war. Zahlreiche Kesselpauken und Baßtrommeln ließen ein lärmendes Willkommen erschallen, Flaggen wehten, weiß und rot — in den Farben von Uganda — und laut jauchzten die versammelten Tausende zum Gruße.

* Pifangwein.



Sehr erstaunt über alle diese pomphaften und feierlichen Begrüßungen schritt Stanley mit Magassa die lange Gasse hinauf auf die große Reichsstandarte zu. Neben dieser stand ein kleiner, junger Mann in einem karmesinroten Oberkleide, das über ein schneeweißes Untergewand herabfiel. Ehrfurchtsvoll kniete Magassa vor ihm nieder, indem er Stanley zu verstehen gab, daß es der „Katékíro“ wäre. Allein Stanley, durch diesen Wink um nichts klüger geworden und durch den großartigen Empfang in einige Verwirrung gebracht, beschränkte sich darauf, eine stumme Verbeugung zu machen, welche von dem Katékíro*, jedoch viel tiefer und stattlicher, erwidert wurde.

Ein Duzend gut gekleideter Männer trat nun hervor und Stanleys Hände ergreifend, versicherten sie ihn in Kiswahili, daß er in Uganda willkommen wäre. Der Katékíro machte eine Kopfbewegung und mitten unter einem allgemeinen Wirbeln aller Trommeln und Pauken, das jedes gesprochene Wort übertönte, ging die ganze Gruppe, von zahllosen Neugierigen begleitet, nach einem Hofe und einem Ringe von Hütten und Rasendächern, die ein größeres Haus — Stanleys künftige Wohnung — umgaben.

Der Katékíro und mehrere der Häuptlinge begleiteten Stanley bis in das Haus hinein und es entspann sich bald eine allgemeine, sehr lebhafte Unterhaltung. Ganze Salven von Fragen wurden auf Stanley abgefeuert in Beziehung auf seine Gesundheit, seine Reise und ihr Ziel, auf Zanzibar, Europa und seine Bevölkerung, auf Meer und Himmel, Sonne, Mond und Sterne, Engel und Teufel, Doktoren, Priester, Künstler und Handwerker; kurz als der Vertreter von Nationen, welche „alles wissen“, wurde er einem sehr gründlichen Examen über alle möglichen Dinge unterworfen. Allmählich ging zugleich das etwas steife und stolze Wesen der Waganda-Häuptlinge in ein freundschaftlicheres über; lange, dünne, nervige schwarze Hände wurden begeistert zum Ausdruck des Beifalls in die seinigen geschoben. Einige der Waganda eilten dann direkt zum Kabaka und teilten ihm mit, der weiße Mann wäre ein Genie, er wisse alles und sei auffallend höflich und gesellig; worauf der Kabaka sich befriedigt die Hände rieb, als wäre er in den Besitz eines Schazes gelangt, wie man später Stanley erzählte.

* Kanzler und Vertreter des Kabaka.

Die Folgen dieses günstigen Urtheils zeigten sich sofort. Der Haushofmeister des Kabaka erschien mit einer Anzahl von Sklaven, welche als Geschenke ihres Herrn überbrachten: 14 fette Ochsen, 16 Ziegen und Schafe, 100 Büschel Bananen, 3 Duzend Hühner, 4 Holzgefäße mit Milch, 4 Körbe voll süßer Kartoffeln, 50 grüne Maiskolben, 1 Korb mit Reis, 20 frische Eier und 10 Krüge mit Maramba. Der Haushofmeister aber fiel vor Stanley auf die Kniee und sagte:

„Der Kabaka übersendet Salaams an seinen Freund, der so weit gereist ist, um ihn zu besuchen. Der Kabaka mag das Antlitz seines Freundes nicht eher sehen, als bis derselbe gegessen hat und satt ist. Der Kabaka hat seinen Sklaven mit diesen wenigen Dingen an seinen Freund gesandt, damit er essen möge, und um die neunte Stunde, nachdem sein Freund sich ausgeruht hat, wird der Kabaka Boten senden und ihn einladen, in der Burzah* zu erscheinen. Ich habe gesprochen. Twianzi! twianzi! twianzi!“

Die Bootsmannschaft war über diese eines großen Herrschers würdige Freigebigkeit, welche jedem von ihnen mehr als einen ganzen Ochsen zuwandte, sehr erstaunt und erfreut. Nur Saramba, der zottelhaarige Führer aus Ufukuma, konnte sich in die Situation nicht finden. Mit nichts als einem schmutzigen Ziegenfell, der Landesstracht seiner Heimat, bekleidet und durch die neue Umgebung ganz verwirrt, überhaupt kein sehr heller Kopf, war er den zierlichen Pagen des Hofes ein Gegenstand übermütigen Spottes und unerschöpflicher Witzeleien.

„Aus welchem Lande kommt dieser unbekleidete Heide?“ fragten sie so laut, daß der arme Saramba es hören mußte.

„Seht euch nur des Heiden Haare an!“ rief ein anderer aus und wies auf den dicken Wollkopf, der freilich von Staub und Unsauberkeit starrete.

„Er thäte besser, sich vor dem Kabaka nicht blicken zu lassen“, riet ein dritter.

„Er ist gewiß ein Heidenflave — ungefähr eine Ziege wert“, schätzte ein vierter.

„So viel noch lange nicht; ich möchte nicht eine Banane für ihn geben“, höhnte ein fünfter der losen Bürschchen.

Saramba war ganz fassungslos.

* Feierlicher Empfang, auch Empfangshalle.

„Sobald sie fort sind“, riet ihm mitleidig Safeni, der Oberbootsmann, „herunter mit deinem Zottelhaar, und wir wollen dir ein weißes Kleid anziehen.“

Aber Baraka, einer der Bootsleute, ein unverbesserlicher Spötter, sagte: „Wozu nützt das? Wenn wir ihm ein Kleid geben, wird er es tragen? Nein, er wird es zusammenrollen und mit einer Schnur zusammenbinden und für seine Frau Liebste aufheben oder in Usukuma für eine Ziege verkaufen.“

Zugleich mühten sich alle Bootsleute ab, auf den schwachen Geist Sarambas den Eindruck zu machen, als sei der Kabaka thatsächlich ihr specieller persönlicher Freund, als seien alle diese Kinder, Ziegen und Hühner Geschenke, welche der Kabaka den Wangwana gewöhnlich mache, indem sie mit der sorglosesten Mißachtung jeder Wahrscheinlichkeit fabelhafte Beispiele der großmüthigen Freigebigkeit aufzählten, welche der Kabaka anderen Barakas, Safenis und Zaidis — alle, wie sie selbst aus Zanzibar gebürtig — erwiesen haben sollte.

Unterdes rückte die neunte Tagesstunde heran. Stanley hatte ein Bad genommen, seine Kleider selbst abgebürstet und angemessene Toilette gemacht, als zwei Pagen des Kabaka erschienen, um ihn zur Burzah abzuholen. Ihr Anzug bestand aus einem langen weißen Untergewande, in der Mitte von einem Gürtel zusammengehalten; darüber war ein langes dunkles Oberkleid geworfen, das von der rechten Schulter bis auf die Füße herabhing.

„Der Kabaka ladet Euch zur Burzah ein“, sagten sie.

Sofort folgte ihnen Stanley, je fünf von den Bootsleuten zu beiden Seiten, mit Snidergewehren bewaffnet.

Eine kurze, breite Straße führte auf eine Hütte zu. In dieser saß der Kabaka auf einem Throne, zu dessen beiden Seiten in einander gegenüberstehenden Linien eine Menge Häuptlinge von verschiedenem Range saßen oder knieten. An den Enden dieser Linien bildeten Trommler, Wachen, Henker und Pagen den Abschluß.

Als Stanley sich der Gruppe näherte, öffnete sich dieselbe, und die Trommler schlugen mächtige Wirbel. Der Kabaka Mtesa war ein großer, hagerer Mann, anscheinend von etwa 40 Jahren, obwohl er erst 34 zählte. Er hatte ein glattes Gesicht mit großen Augen. Sein Aussehen war kräftig. Bekleidet war er mit einer schwarzen, dickwollenen Robe, darunter mit einem langen weißen

Untergewande, das ein Goldgürtel zusammenhielt. In der Hand hielt er einen elfenbeinernen Stok.

Er erhob sich und ging Stanley entgegen. Alle in den Reihen knieenden und sitzenden Personen standen gleichfalls auf. Warm und ausdrucksvoll schüttelte er Stanley die Hand und lud ihn, indem er sich nicht ohne Anmut verbeugte, ein, sich neben ihn auf einen eisernen Schemel zu setzen. Stanley wartete, bis der Kabaka ihm mit seinem Beispiele vorangegangen war; dann setzte auch er sich und mit ihm die ganze Versammlung.

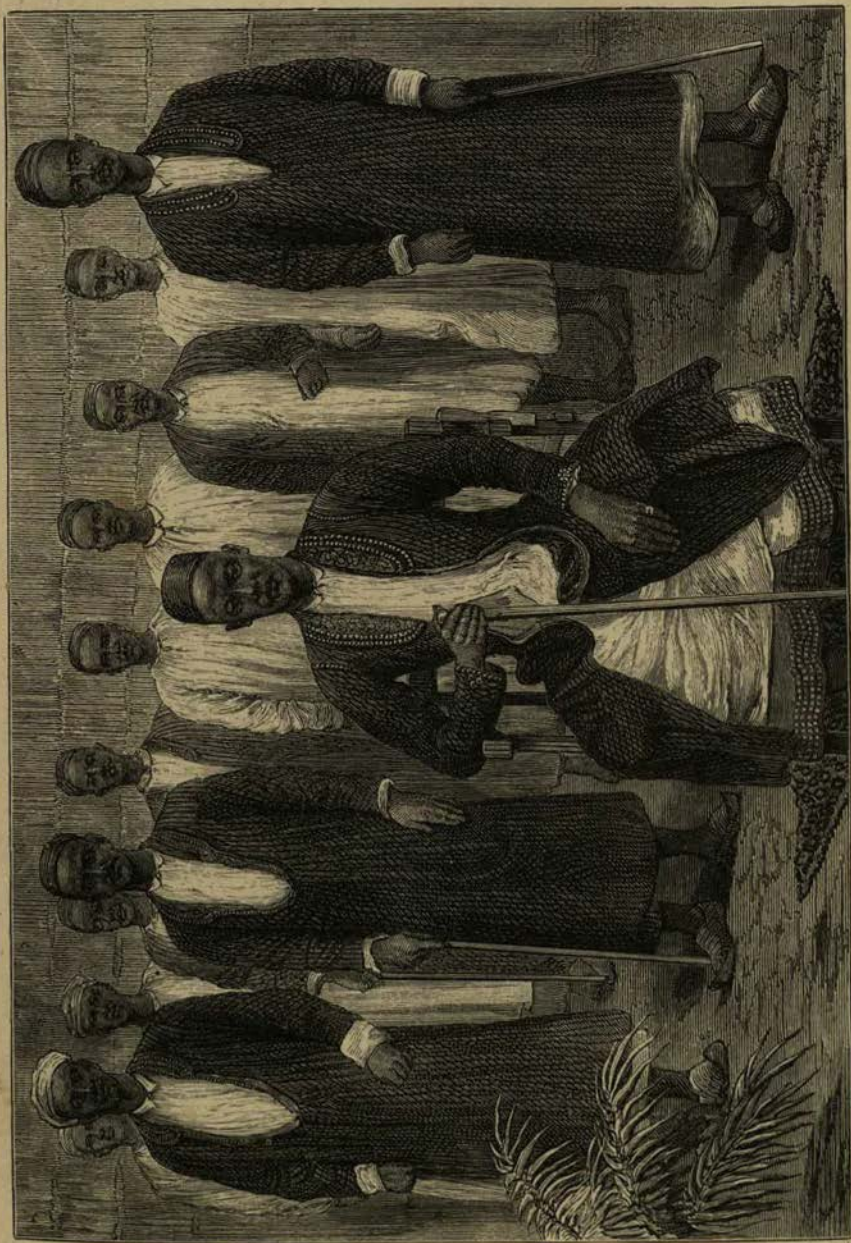
Mtesa, geboren 1841, seit 1860 Kabaka, war derselbe Mann, den Speke 1862 als den Herrscher von Uganda angetroffen hatte — und doch nicht derselbe.

Speke weilte auf der großen Entdeckungsreise, welche der Entdeckung der Nilquellen galt, längere Zeit bei Mtesa, und schildert ihn als einen eiteln, launischen und halsstarrigen Jüngling, als einen blutgierigen Wüterich, der zu Massenhinrichtungen neigte und herzlos das Blut seiner Weiber vergoß. Um so mehr war Stanley überrascht, von ihm den Eindruck eines besonnenen und gefesteten Mannes zu erhalten, der in seinen Fragen und Bemerkungen mehr Einsicht zeigte, als man irgendwo in Inner-Afrika zu finden erwarten durfte, der der Mittelpunkt eines ebenfalls intelligenten Hofes war und sein Reich mit einer Ordnung und Gesetzmäßigkeit regierte, wie sie in halbcivilisierten Ländern nur möglich ist.

Diese Umwandlung war das Werk eines armen Muselmannes. Muley bin Salim war es, der Mtesa zuerst in den Lehren des Islam unterrichtete, und ihn seine ungeordneten Leidenschaften bannen lehrte.

Mtesa betrachtete Stanley zunächst bedächtig und aufmerksam, wie nicht minder dieser den Kabaka, denn er war für den Europäer eine ebenso interessante Erscheinung wie dieser für ihn.

Mit einer hohen Gestalt — Stanley schätzte ihn auf gut 6 Fuß — vereinigte Mtesa sehr angenehme und intelligente Gesichtszüge, die an einige der altägyptischen Statuen erinnerten. Er zeigte dieselbe Fülle der Lippen, aber ihr Eindruck wurde durch einen Zug von Liebenswürdigkeit, mit Würde gemischt, gemildert, der sich über sein Gesicht ausbreitete, wie durch die großen, glänzenden, unruhig lodernenden Augen, welche dem Gesichte eine eigenartige Schönheit verliehen. Seine Farbe war ein dunkles Rot-



Abaka Mitefa.

braun, und dabei war die Haut von merkwürdiger Glätte. Sein Benehmen war, während er auf dem Throne saß, von freundlicher Würde.

Die Unterhaltung — in Kiswahili geführt, das Mtesa sehr gut sprach — begann mit der Bemerkung des Fürsten, daß Stanley jünger als Speke und nicht so groß zu sein scheine, aber besser gekleidet wäre als jener, und erfüllte, dann auf afrikanische Dinge übergehend, Stanley mit aufrichtiger Bewunderung der Intelligenz und der guten Absichten des Kabaka. Die Audienz schloß erst bei Sonnenuntergang mit denselben Ceremonien wie bei der Einführung und erfüllte beide, Stanley sowohl wie den Kabaka, mit lebhafter Befriedigung über ihre neue Bekanntschaft, da Stanley der freundschaftlichen Annäherung Mtesas mit der aufrichtigsten Herzlichkeit entgegenkam.

Bald danach fand eine neue Unterredung, doch ohne die feierlichen Formen der ersten, statt. Mtesa legte nun frei und ungeniert das Benehmen ab, welches ihn charakterisierte, wenn er auf dem Throne saß, indem er wiederholt seiner Laune den Zügel schießen ließ und mehrfach in ein herzliches Gelächter ausbrach. Die genaue Schilderung der Sitten und Gebräuche an europäischen Höfen schien ihn sehr zu interessieren, und gern ließ er sich von den Wundern der Civilisation erzählen. Sein sichtliches Bestreben war, soweit wie möglich die Manieren und die Verfahrungsweise der Weißen nachzuahmen. Wurde über irgend etwas ihm Belehrung erteilt, so übernahm er selbst die Mühe, seinen Frauen und Häuptlingen die Worte in Kiganda zu übersetzen und zu erklären.

Am folgenden Tage veranstaltete der Kabaka zu Ehren seines Gastes eine Flottenrevue. Früh um 7 Uhr begab er sich mit einem großen Gefolge von Leibwächtern, Pagen, Standartenträgern, Pfeifern, Trommlern, Häuptlingen, eingeborenen Gästen und etwa 200 Frauen seines Haushaltes an den See, wohin er auch Stanley einlud zu kommen. Hier traf ihn Stanley auf einem eisernen Schemel im Mittelpunkte einer Gruppe von Frauen sitzend, welche alle in dem Augenblicke, als Stanley herantrat, ihre Augen neugierig verwundert auf den weißen Mann richteten. Der Kabaka bemerkte es und sagte lachend: „Du siehst, Stamli, wie dich meine Frauen ansehen; sie haben erwartet, dich von einer Frau

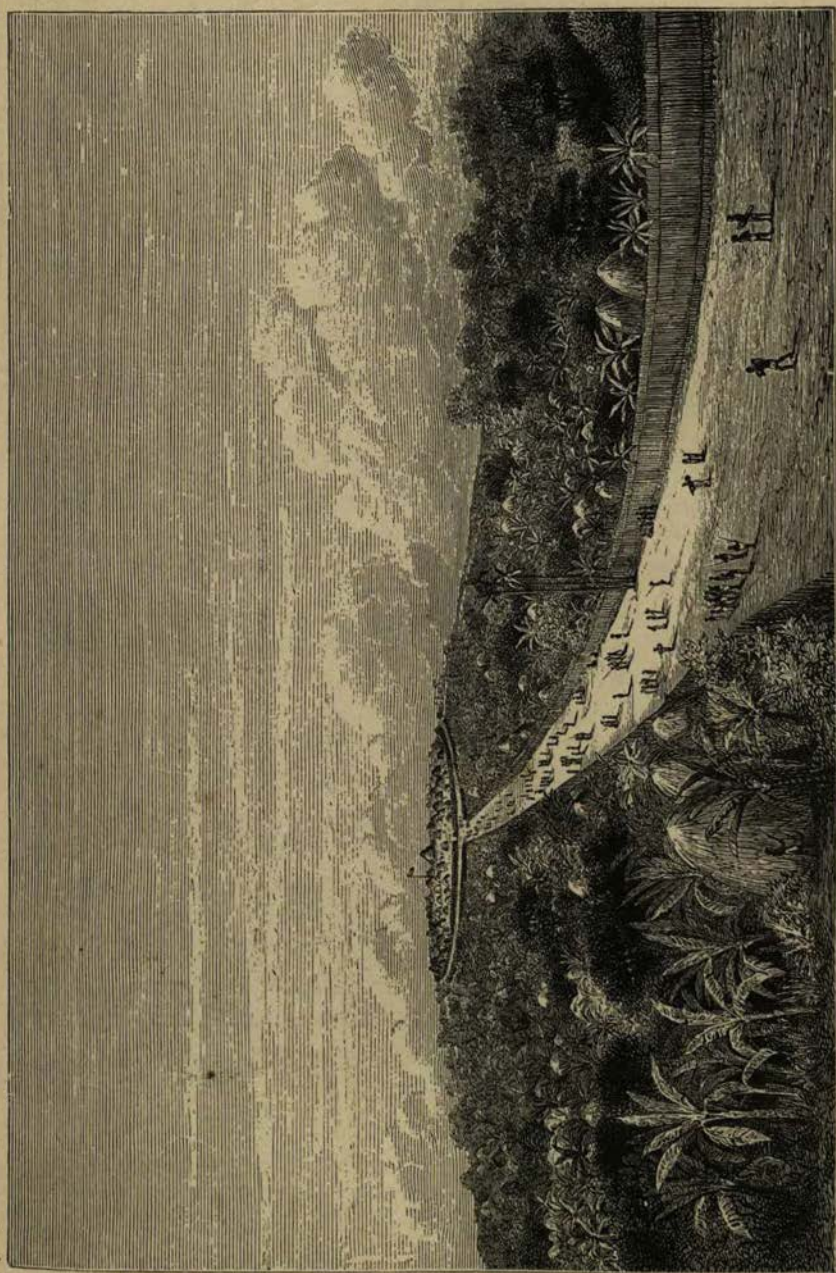
deiner eigenen Farbe begleitet zu sehen. Doch ich bin nicht eifersüchtig — komm und setz dich nieder.“

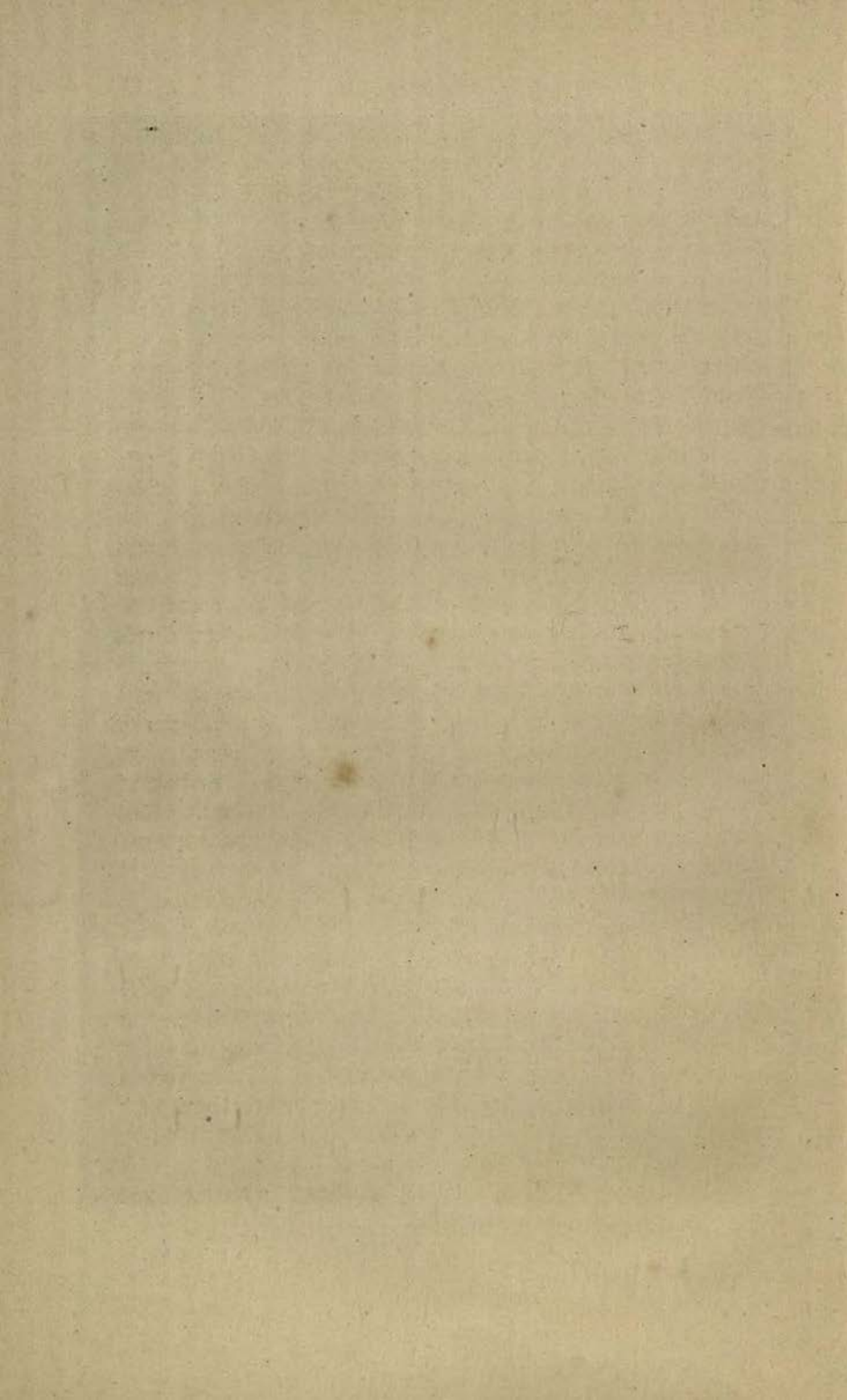
Stanley bemerkte, daß die Frauen — wie alle Waganda von reiner Rasse — nicht Schwarz, sondern fast sämtlich ein bronzefarbenes oder dunkel rötliches Braun als Hautfarbe zeigten; ja einige waren von einer sehr hellen, rotgoldenen Farbe, die sich bei einer oder der andern sogar dem Weiß näherte.

Mtesa flüsterte einem Pagen einen Befehl ins Ohr. Dieser sprang davon und alsbald schossen hinter einer Landspitze 40 prächtige Canoes hervor, alle ockerbraun angestrichen, über die ruhige, graugrüne Wasserfläche dahin. Sie waren mit etwa 1200 Mann bemannt. Der Kapitän eines jeden war mit einem weißen Baumwollenhemde bekleidet und trug eine Kopfbedeckung nach Art eines zierlichen Turbans, während der Admiral über seinem Hemde eine reich mit Goldvorstößen verzierte karmesinrote Jacke und auf seinem Kopfe einen roten Fes trug. Während die einzelnen Canoes an dem Kabaka vorüberfuhren, ergriff der Kapitän eines jeden Schild und Speer und führte alle defensiven und offensiven Evolutionen eines Seekampfs mit einem gewissen prahlerischen Selbstgefühl vor. Den größten Beifall jedoch erntete der Admiral durch die Heftigkeit und Maßlosigkeit seiner Bewegungen.

Als diese Flottenrevue vorüber war, befahl Mtesa einem der Kapitäne, den Versuch zu machen, ob er ein Krokodil oder ein Flußpferd auffinden könne. Nach kurzer Zeit kehrte derselbe zurück und berichtete, daß ein junges Krokodil in einer Entfernung von ungefähr 300 Schritten auf einem Felsen schlafend läge. „Nun, Stamli“, sagte Mtesa, „zeige meinen Frauen, wie die Weißen schießen können.“ Stanley, so herausgefordert, näherte sich dem Krokodil bis auf die Hälfte der Entfernung und trennte ihm dann mit einer sechslötigen Kugel den Kopf fast vom Rumpfe, ein Meisterschuß, welcher als ein vollgültiger Beweis dafür, daß alle Weißen ausgezeichnete Schützen seien, aufgefaßt wurde.

Einige Tage hernach brach der Hof sein Jagdlager in Usávara am großen Njanza ab und siedelte nach der Landeshauptstadt über, wohin nachzufolgen Stanley dringend gebeten wurde. Gern folgte Stanley der freundlichen Aufforderung und erreichte, nachdem er vorher sein Boot vor den Einwirkungen der tropischen Sonne in Sicherheit gebracht hatte, nach einem dreistündigen Marsche die Hauptstadt.





Die Landstraße dorthin war für die Jagdpartie des Kabaka hergerichtet worden und führte, 8 Fuß breit, durch Dschungeln, Garten, Wald und Feld. Bald bot sie die Aussicht auf wellenförmiges Hügelland, bald auf den friedlichen See, auf riesige Tamarinden- und Gummibäume, auf weit ausgedehnte Bananenhaine oder Feigenpflanzungen, bald auf die kuppelähnlichen Hütten der Eingebornen, welche in dichten Lauben von Pisangbäumen tief verborgen lagen. Jetzt wand sich die Straße empor zu den Gipfeln grüner Hügel, welche herrliche Aussichten beherrschten, dann wieder hinab in die verborgenen, innersten Winkel der Waldeinsamkeit, in stille Thäler und von Bäumen überwölbte Schluchten, in welchen Bäche des klarsten Wassers murmelnd dahineilten. Das Laubwerk zeigte ein glänzendes Grün, der Himmel strahlte im tiefsten Blau, und die Hitze, obgleich groß, wurde doch durch die von den Bergen wehenden Winde und das die Straße häufig beschattende dicke Laubwerk gemildert.

Die Hauptstadt krönte den Gipfel eines glatt abgerundeten Berges, eine gewaltige Masse großer, kegelförmiger Grashütten, aus deren Mittelpunkt sich ein geräumiger, hoher, scheunenähnlicher Bau erhob. Das war der Palast des Kabaka auf dem Berge Kubaga. Von jeder Seite der hohen, die Grashütten einschließenden Rohrumzäunung gingen sehr breite Wege hinauf, von hohem Matete-Rohr eingefaßt, das in gleichförmigen Reihen sehr dicht und zierlich gepflanzt war. Dahinter lagen in üppigen Bananen- und Feigengärten die Häuser, durch schmale und krumme Nebengassen in Gruppen getrennt.

Eine herrliche Aussicht eröffnete sich nach allen Seiten. In großen Wellenlinien breitete ein üppiges Land sich im Sonnenglanze aus, strotzend von Fruchtbarkeit und im Grün des Frühsummers prangend. Isolierte Bergkegel oder tafelförmige Felsmassen stiegen aus der Landschaft empor, und Dörfer und Bananenhaine zogen bis in weite Fernen sich hin. Dunkle Schlangenlinien bezeichneten die Windungen tiefer, mit Bäumen dicht bewachsener Schluchten, während in breiteren Bodensenkungen Gärten und Getreidefelder lagen, und Rasenflächen, von weidenden Herden belebt, an den Abhängen sich emporzogen.

Diesen Platz, geräumig und freien Umblick gewährend, hatte Mtesa für seine Residenz ausgewählt: wie verschieden von andern afrikanischen Fürsten, welche um der Sicherheit oder unmittelbaren

Nützlichkeit willen in einem Thalbecken oder bei den Weideplätzen eines Bergabhanges oder an einem Seegeflade ihren Sitz aufgeschlagen! Wie frei und wahrhaft königlich dagegen lag des Kabaka Residenz auf dem Kubaga-Berge! Denn mächtig waltete der Kabaka* als Oberherr über alle Häuptlinge und Fürsten weithin.

Stanley stand da, ganz versunken in die herrliche Aussicht, als ein Page herankam und ihm knieend meldete, er sei vom Kabaka abgesandt worden, um ihm sein Haus zu zeigen. Stanley folgte ihm. Inmitten eines kleinen Pisanggartens lag ein Haus von zeltähnlicher Gestalt, in zwei Zimmer abgeteilt; das war Stanleys Wohnung. Dicht daneben standen drei kuppelähnliche Hütten für die Bootsmannschaft und die Küche, und in einer Ecke des Gartens war ein Raum für die Ochsen und Ziegen mit einem Gitter eingefriedigt. Eine winzige Villa, aber behaglich und ansprechend.

Im Laufe des Nachmittags wurde Stanley in den Palast eingeladen. Schon oft hatte er während der vergangenen Tage Gelegenheit zu zwanglosen Besprechungen mit dem Kabaka gehabt. Eine jede hatte er dahin auszunutzen gesucht, um den mächtigen Mann für das Christentum einzunehmen. Nicht daß er jemals durch dogmatische Spitzfindigkeiten ihn verwirrt: er zeichnete ihm in einfachen Zügen das Bild des Gottesohnes, welcher sich für das Heil aller Menschen ohne Ausnahme, der Weißen wie der Farbigen, erniedrigt habe und, während er in Menschengestalt einherging, ergriffen und von gottlosen Menschen, welche seine Göttlichkeit verspotteten, gekreuzigt worden sei, aber dennoch aus großer Liebe zu ihnen, während er den bitteren Kreuzestod erlitt, seinen großen Vater gebeten habe, ihnen zu vergeben. Er zeigte die Charakterverschiedenheit zwischen Jesus, den die Weißen liebten und anbeteten, und Mohammed, den die Araber verehrten, wie Jesus die Menschheit anleite, alle Menschen ohne Ausnahme zu lieben, während Mohammed seine Anhänger lehre, daß die Ermordung der Heiden und Ungläubigen eine Handlung sei, für welche sie mit dem Paradiese belohnt werden würden. Es blieb Mtesa und seinen Häuptlingen überlassen, zu entscheiden, welcher von beiden der würdigere, edlere Charakter sei. Auch die Ge-

* Kaiser.

schichte der Religion von Adam bis Mohammed skizzierte Stanley mit kurzen Strichen, und fing sogar an, die zehn Gebote für Mtesa mit Hilfe von Robert Feruzi, einem der Bootleute, der ein Bögling der englischen Missionsanstalt in Zanzibar war, in Kiswahili zu übersetzen, woraus sie der Schreiber des Kabaka in Uganda übertrug.

Die Begeisterung, mit welcher sich Stanley dieser Lehrthätigkeit hingab, wurde bald Mtesa und einigen seiner vornehmsten Häuptlinge mitgeteilt, welche von dem Interesse für Religionsgeschichte so in Anspruch genommen wurden, daß von andern Geschäften wenig die Rede war. Die Burzah war zu einem traulich stillen Gemache geworden, in welchem nur Sätze der Moral und Religion besprochen wurden.

Am Abend entließ Mtesa den Europäer mit der Mitteilung, daß er am nächsten Tage in dem Palaste einen Weißen antreffen würde.

961788 — 931923

„Einen Weißen oder einen Türken?“ fragte Stanley.

„Einen Weißen, wie du selbst“, wiederholte Mtesa.

„Nein, das ist ja unmöglich!“

„Ja, du wirst es sehen. Er kommt von Masr* von dem Pascha Gordum**.“

„Ei, das ist schön, ich werde mich freuen, ihn zu sehen; und wenn er wirklich ein Weißer ist, so werde ich wahrscheinlich noch vier oder fünf Tage länger bei Ihnen bleiben“, sagte Stanley zu Mtesa, indem er ihm zum Abschiede die Hand schüttelte und ihm eine gute Nacht wünschte.

Der angekündigte Weiße langte wirklich am nächsten Mittag mit lautem Trompetengeschmetter an, dessen Klänge man in der ganzen Stadt vernehmen konnte. Eiligst schickte Mtesa einen Bagen zu Stanley, um ihn zu seiner Burzah einzuladen, in welcher bereits Häuptlinge, Garden, Bagen, Henker, Gäste, Trommler und Pfeifer in Menge versammelt waren.

Der Kabaka war in fieberhafter Aufregung, wie man an dem Erblaffen der Farbe unter den Augen und an seinen glühenden Augäpfeln erkennen konnte. Die Häuptlinge teilten die aufgeregte Stimmung ihres Herrn.

* Kairo. — ** Oberst Gordon, derselbe, welcher 1885 bei der Eroberung von Khartum getödet wurde, leitete damals eine Expedition der Ägypter am obern Nil.

„Was sollen wir thun“, fragte er Stanley, „um den Weißen würdig zu empfangen?“

„O, stellen Sie doch Ihre Truppen in Reih' und Glied vom Eingange der Burzah bis hinab zum Thore des äußeren Hofes auf, lassen Sie das Gewehr präsentieren und, sobald er durch das Thor eingetreten ist, Ihre Trommeln und Pfeifen zu einem lauten Willkommen erschallen.“

„Sehr schön!“ sagte Mtesa. „Schnell, Tori, Tschambarango, Sekobobo, stellt sie in zwei Linien auf, gerade wie das Stamliih sagt. O, das ist prächtig! Und sollen wir auch die Gewehre abfeuern, Stamliih?“

„Nein, erst dann, wenn Sie ihm die Hand schütteln. Lassen Sie jedoch nur die Leibwächter feuern; denn diese werden niemand einen Schaden zufügen.“

Nunmehr wird dem Fremden gemeldet, daß der Kabaka bereit sei, ihn zu empfangen. Er stellt sich an die Spitze seiner sudanesischen Eskorte, welche in weiße Pumphosen und rote Jacken gekleidet ist, und wird mit Trommelwirbeln und Trompetensanfaren bewillkommnet.

Am Eingange der Empfangshalle steht der Kabaka. Der Fremde verbeugt sich vor ihm nach türkischer Weise mit auf der Brust gekreuzten Armen. Mtesa hält ihm seine Hand hin, welche der Fremde drückt. Zugleich bemerkt er zur Linken des Fürsten Stanley, in welchem er sofort trotz des sonnenverbrannten Gesichtes den Europäer erkennt. Beide tauschen Blicke mit einander aus, jedoch ohne zu sprechen.

Der Kabaka läßt sich auf seinen Thron nieder und nimmt die Geschenke des neuen Gastes entgegen, ziemlich gleichgültig, da seine Würde ihm verbietet, irgend welche Neugierde zu verraten. Nun erst kann der Fremde sich an Stanley, welcher ihm gegenüber zur Linken des Thrones sitzt, wenden:

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Cameron* zu sprechen?“

„Nein, mein Herr; mein Name ist Stanley“, erwiderte dieser.

Darauf der Fremde: „Vinant de Bellefonds, Mitglied der Expedition von Gordon-Pascha.“

Beide machten sich gegenseitig eine Verbeugung, wie wenn sie in einem europäischen Empfangszimmer sich begegnet wären; und

* Vgl. S. 2.

damit hatte die Unterhaltung für den Augenblick ihr Ende erreicht.

Nachdem Oberst Vinant von dem Kabaka sich verabschiedet, schüttelte er Stanley die Hand und bat ihn, sein Gast zum Mittag zu sein.

Sehr gern folgte Stanley der Einladung, da es ihm eine große Freude war, mitten im Herzen von Afrika einen gebildeten Europäer, zudem einen so angenehmen Mann, wie der französische Oberst war, anzutreffen. Wiewohl in Sorge um seine in Usukuma zurückgelassene Expedition entschloß er sich daher doch, noch einige Tage in Uganda zu verweilen, um des Vergnügens, das beide im Umgange mit einander empfanden, noch etwas länger sich erfreuen zu können.

Die religiösen Besprechungen mit Mtesa wurden im Beisein des Obersten Vinant weiter fortgeführt; denn dieser war zum Glück für die Gedanken, welche Stanley verfolgte, gleichfalls Protestant. Wurde er deshalb von Mtesa über Thatsachen der heiligen Geschichte, welche Stanley erzählt hatte, befragt, so erteilte Vinant dieselben Antworten und gebrauchte sogar häufig zu Mtesas Erstaunen fast dieselben Worte. Die merkwürdige Thatsache, daß zwei Weiße, die nie zuvor einander begegnet waren, und von denen der eine aus Südosten, der andere aus Norden gekommen war, dessen ungeachtet beide genau dieselben Dinge wußten und in denselben Worten antworteten, mußte einen gewissen Zauber auf die allgemeine Meinung des Volkes außerhalb des Palastes ausüben und wurde auch im Gedächtnisse Mtesas als ein Wunder festgehalten.

Endlich drängte doch die Sorge um die Seinen in Kagehji Stanley zur Heimfahrt. Er ersuchte daher den Kabaka um die Erlaubnis zur Abreise, indem er zugleich um die Erfüllung des Versprechens bat, das Mtesa ihm gegeben hatte, ihn mit hinreichenden Transportmitteln versehen zu wollen, um die ganze Expedition zu Wasser von Usukuma nach Uganda zu schaffen. Keineswegs unwillig, da Vinant bis zu Stanleys Rückkehr bei ihm wohnen zu bleiben versprach, gab Mtesa die Erlaubnis und befahl zugleich Magassa, den er zum Admiral erhob, mit 30 Canoes Stanley nach Kagehji zu begleiten.

So verließ denn Stanley am 15. April mit den Seinen, begleitet von Vinant und Magassa das gastliche Kubaga. Er war

der Meinung, daß Magassa sogleich reisefertig sein würde. Allein des Kabaka Gunst und die neue Würde hatten den eitlen Jüngling berauscht: er erklärte vor zwei Tagen die Canoes nicht sammeln zu können.

„Auch dann nicht“, fragte ihn Stanley, „wenn ich einen Boten mit dieser Nachricht zurück an Mtesa schicke?“

Das wirkte.

„O ja, vielleicht morgen früh“, war die Antwort.

„Nur wenige Stunden länger, Herr Vinant; so hat es ja nicht viel zu bedeuten. Mittlerweile wollen wir von unsern alten Quartieren in Usávára Besitz nehmen und den Abend mit einem Ausfluge längs der Gestade der Bai oder mit einer Segelfahrt im Boot verbringen.“

Diesem Vorschlage stimmte Vinant bei.

An Stoff zu anregender Unterhaltung fehlte es ja nicht. Die reiche Gegend, die im lebhaftesten Grün prangenden Landschaften, der Glanz des Waldlaubes, der prächtige See mit seinen tausend Inseln, die Mannigfaltigkeit der Scenerie, die Beschaffenheit der Felsen, die Vielfältigkeit der Pflanzen, die eigenen Erlebnisse und Hoffnungen für die Zukunft — das alles hätte reichlichen Stoff gegeben, um mit einem intelligenten und sympathischen Gesellschafter die Tage und Abende in Usávára auf Wochen genussreich zu machen.

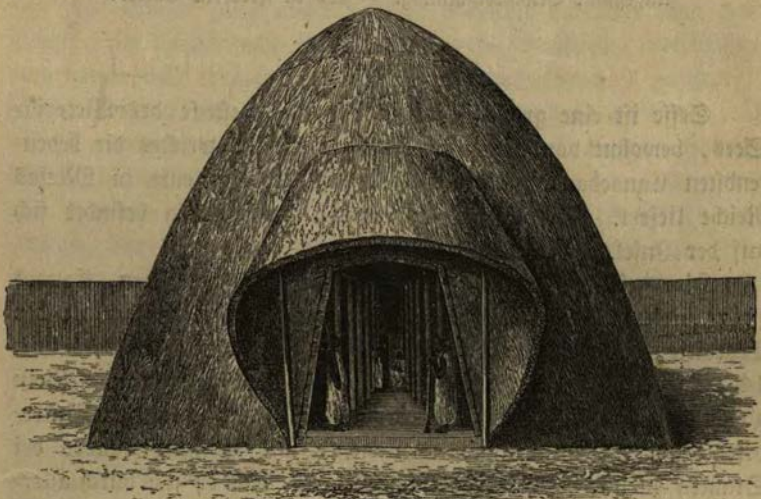
Hauptsächlich aber verweilten doch die Gedanken und Gespräche bei Mtesa und dessen sichtlicher Zuneigung zum Christentume. In zwei Wochen hatte ihn Stanley so weit gefördert, daß der Kabaka beschlossen hatte, den christlichen Sabbath ebenso zu beobachten wie den mohammedanischen, daß er die zehn Gebote auf eine Holztafel hatte schreiben lassen, um sie täglich durchzulesen (Mtesa konnte Arabisch lesen), ebenso das Vaterunser und das goldene Gebot des Heilands: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“. In der Hütte zu Usávára schrieb Stanley einen Aufruf an die gesamte Christenheit, um zur Gründung einer Missionsstation in Uganda aufzufordern, durch welche die zarten Keime, die er gepflanzt, zur vollen Entwicklung gebracht werden möchten. Er wurde, als die Abschiedsstunde kam, Vinant zur Verfügung übergeben.

Freilich war auch am nächsten Tage Magassa noch nicht fertig;

erst 10 Canoes hatte er zusammengebracht. Nun wollte jedoch Stanley nicht länger warten.

Am folgenden Morgen um 5 Uhr wurde die Trommel geschlagen. Die Boote sammelten sich. Magassa wird anempfohlen, baldigst nachzukommen. Nach einem herzlichen Händedruck zum Abschiede von Vinant steigt Stanley in das Boot. Die Lady Alice fliegt vom Ufer weg wie ein feuriges Ross, indem ihr Kiel in die Gewässer des Njanza eine aufschäumende Furche zieht. Das Sternenbanner wird aufgehißt und flattert stolz im Morgenwinde. So geht es von dannen.

Vom Ufer her weht Vinant dem scheidenden Freunde mit dem Taschentuche einen Abschiedsgruß nach und bleibt in schwermüthigen Gedanken zurück. Ahnte ihn, daß sie nie mehr sich wiedersehen würden, daß ihn selbst schon nach wenigen Monden die Mörderhand zum Tode treffen würde?



Audienzhalle des Palastes des Kabala.

Fünftes Kapitel.

Heimfahrt nach Usukuma.

Magassas Windbenteleien. — Der Alexandra-Nil. — Gastlich-ungastliche Eingeborne. — Rundblick von Mustra. — Bilder der Zukunft. — Die Nacht auf der Alice-Insel. — Der Schreckenstag auf Bumbireh. — Gerettet! — Im Aufruhr der Elemente. — Auf der Zufluchtsinsel. — Sturm im Speke-Golf. — Ungeflüme Bewillkommung. — Wo ist Frederick Barter?

Seffe ist eine große Insel in der Nordwestecke des Victoria-Sees, bewohnt von einem friedfertigen Volke, welches die bedeutendsten Canoebauer und die Mehrzahl der Seeleute in Mtesas Reiche liefert. Die größte Canowerft des Kabaka befindet sich auf der Insel.

Hier gesellte sich Magassa, der unter dem Vorgeben, Canoes zu requirieren, sich von Stanley getrennt hatte, wieder zu der Expedition. Er brachte das Versprechen des Werft-Admirals mit, 14 Canoes so bald wie möglich nachschicken zu wollen. Allein gleich danach verschwand er wieder und ließ nur zwei seiner Unterbefehlshaber, Sentum und Sentageja, mit wenigen Canoes bei Stanley zurück. Es wurde immer klarer, daß er sich durch allerhand Windbenteleien der gefürchteten Fahrt über den See entziehen wollte. Stanley überließ ihn sich selbst und der Verantwortung, die Mtesa sicher von ihm fordern würde, und setzte unbeirrt seine Fahrt an der Küste entlang heimwärts nach Kagchji fort.

Bald war die Grenze des Reiches Uganda erreicht, welche der Alexandra-Nil bildet. Jenseits desselben folgen die Länder Uzungora und Karagwe, welche, von eigenen Königen regiert, nur

mittelbar unter dem Kabaka von Uganda stehen. Mit mächtiger, tiefer Strömung ergießt der Alexandra-Nil, der größte Zufluß des Victoria-Sees, selbst dem Schimiju noch überlegen, seine eisengrauen Wassermassen in den See. Die Lady Alice fuhr in die über 200 Schritt breite Mündung hinein, wurde aber nach kurzer Bergfahrt durch die heftige Strömung zur Umkehr genötigt.

Bei einem kleinen Dorfe, nicht gar weit von der Mündung, saßen einige mit braunen Ziegenfellen dürftig bekleidete Eingeborne am Strande und schlürften Maramba aus Kürbisschalen. Ohne Umstände landete Stanley und ließ das Boot mit den beiden Uganda-Canoes aufs Land ziehen. Auf seine Begrüßung antworteten die Dorfbewohner ziemlich höflich und boten ihm und den Seinen etwas von ihrem Pifangweine an. Die Seefahrt war lang gewesen, und alle waren ermüdet. So nahmen sie denn gern das gastfreie Geschenk an und thaten kräftige Züge, indem sie dem Wohlgeschmack des Getränkes das schmeichelhafteste Lob spendeten und für die Höflichkeit sich bestens bedankten.

Die Sonne ging unter. Man wünschte einander eine gute Nacht. Um Mitternacht jedoch ließ sich ein schreckliches Getrommel vernehmen: alle erwachten. „Ist irgend etwas Unrechtes passiert?“ fragte Stanley argwöhnisch die beiden Wagandahauptlinge. „Nein!“ antworteten diese. Dennoch tönte das Trommeln immerfort unheilverkündend durch die dunkle Nacht.

Alle waren vor dem Morgengrauen auf und erwarteten ungeduldig den Tag; denn irgend etwas mußte doch nicht in Ordnung sein. Da wurde der Bootführer Safeni Eingeborne gewahr und meldete es sofort Stanley. Dieser, welcher die Nacht auf dem Spitzdeck des Bootes mit zugezogenen Vorhängen zugebracht hatte, trat heraus und sah mit Erstaunen ungefähr 250 Eingeborne versammelt, alle im Kriegskostüm mit Speeren, Schilden, Bogen und langgestielten Hackmessern bewaffnet. Sie standen nur dreißig Schritte entfernt und starrten das Boot mit unverwandten Blicken an. Stanley, einen Moment durch die drohende Situation vollständig überrascht, faßte sich schnell und schritt auf einen Mann zu, in welchem er den Ältesten wiedererkannte, der am Abend vorher ihm Maramba angeboten hatte.

„Was hat dies zu bedeuten, mein Freund?“ fragte er. „Ist irgend etwas Unrechtes geschehen?“

Hastig, aber in ernstem Tone antwortete der Wilde: „Was

beabsichtigt ihr damit, daß ihr eure Canoes auf unsern Strand hinaufzieht?"

„Wir haben sie hinaufgezogen, damit die Brandung während der Nacht sie nicht in Stücke zerschlagen möchte. Die Stürme sind bisweilen heftig, und die Wellen erheben sich hoch. Unsere Canoes sind zugleich unsere Wohnungen, und wir sind fern von unsern Freunden, welche auf uns warten. Wenn unsere Canoes beschädigt oder zerbrochen würden, wie würden wir da zu ihnen zurückkehren können?"

Der Alte entgegnete: „Wißt ihr, daß dies unser Land ist?"

„Allerdings, aber haben wir irgend ein Unrecht begangen? Ist denn der Strand so weich, daß er durch unsere Canoes beschädigt werden kann? Haben wir eure Bananen niedergehauen? Oder sind wir in eure Häuser eingedrungen? Haben wir irgend einen aus eurem Volke belästigt? Seht ihr nicht unsere Feuer, bei denen wir, der Kälte der Nacht ausgesetzt, schliefen?"

„Nun wohl! Ihr müßt diesen Ort sofort verlassen. Wir können euch hier nicht brauchen. Geht!"

„Das ist leicht gethan“, antwortete Stanley, „und wenn ihr uns gestern Abend gesagt hättet, daß unsere Anwesenheit euch so unwillkommen wäre, so würden wir dort auf jener Insel kampiert haben.“

„Weshalb kamt ihr her?"

„Wir kamen, um uns in der Nacht hier auszuruhen und um Nahrungsmittel zu kaufen. Ist dies ein Verbrechen? Reiset ihr nicht auch in euren Canoes? Gesetzt den Fall, daß die Leute euch so aufnahmen, wie ihr uns heute Morgen aufgenommen habt, was würdet ihr dazu sagen? Würdet ihr nicht sagen, sie sind böse? Ach, mein Freund, ich habe nicht erwartet, daß du, der du gestern so gütig warst, in solcher Weise in das Gegentheil umschlagen würdest! Aber das soll uns weiter nicht kümmern; wir wollen schnell und ruhig abziehen, und der Kabaka Mtesa soll hiervon hören und zwischen uns entscheiden.“

„Wenn ihr Nahrungsmittel wünscht, so will ich einige Bananen nach jener Insel hinüberschicken. Aber ihr müßt von hier fortgehen, damit die Leute, welche mit euch kämpfen wollen, nicht loschlagen.“

Das Boot und die beiden Canoes der Waganda wurden ins Wasser geschoben und nach der kleinen Insel Musira, auf die der

Alte hingewiesen hatte, hinübergerudert. Hierher landete er wirklich, wie er versprochen hatte, einige Büschel Bananen, gerade genug zur Verproviantierung für einen Tag.

Während nun die Mannschaft mit der Zubereitung der Bananen sich beschäftigte, durchstreifte Stanley in dem frohen Gefühle vollkommenster Sicherheit das unbewohnte kleine Eiland. An einem steilen Abhange kletterte er zu dem höchsten Punkte der Insel empor, bald an dicken Lianen bald an Baumzweigen sich mehr hinaufziehend als kletternd.

Was für ein Rundblick bot ihm oben sich dar! Eine friedliche Ruhe brütete schwül über dem See gen Ost und Nord und Süd bis dahin, wo sich der klare Himmel und das fleckenlose Silberwasser begegneten, wo die Grenzlinie beider von einem florähnlichen Duft umschleiert war. In einer kühnen, imponierenden Masse erhob sich nach Ost die Felseninsel Alice, während nach Süden in mäßiger Entfernung die flache Gruppe der Bumbireh-Inseln sichtbar wurde. Nach Westen lag ganz nahe die lange, klippenreiche und schroffe Front des Plateaus von Uzongora. Auf seiner langsam ansteigenden Höhe glänzten einzelne kleine Bananengruppen wie grüne Edelsteine, und in der Ferne umgaben es Linien nebelig-blauer Berge wie ein erhöhter Wall.

Es war ein Punkt, von welchem das Auge ungestört über einen der fremdartigsten und zugleich schönsten Teile Afrikas — über viele Quadratmeilen der prächtigsten Seelandschaften — schweifen konnte. Gegen Westen erstreckte sich in langer Linie der graue Plateau-Rand, hoch aufgeworfen und steil, aber durch treffliche Einfahrten und Buchten ausgezackt, deren Hintergrund Pisangbäume laubenartig einfaßten; darüber hinaus dehnten sich unendliche Flächen von Weideland, auf denen wie dicht verstreute Punkte Dörfer und Bananenhaine erkennbar waren. Blaublaue Rauchsäulen stiegen leicht aus den Dörfern zum Himmel empor, und wie weiße oder schwarze Flecken erschienen die weidenden Ziegen-, Schaf- und Rinderherden auf der weiten Fläche.

Wie lange — dachte Stanley bei diesem großartigen Anblicke — werden die Völker dort noch ohne Erkenntnis des Gottes bleiben, der die prächtige, im Sonnenlichte strahlende Welt geschaffen hat, auf welche sie jeden Tag von ihrem Hochlande hinabblicken? Wie lange soll ihre ungezähmte Wildheit eine Schranke für das Evangelium sein? Welch ein Land besitzen sie! Und Welch einen See!

Wie könnten den See durchheilende Dampfboote die Völker unter einander befreunden, die wilden Wawuma ausföhnen mit den Wawaganda und den Wasufuma! Ein großer Handelshafen am Schimiju würde zu schneller Blüte gelangen. Hier würde der Kaffee von Uzungora, das Elfenbein, die Schafe und Ziegen von Uwuma und Uganda, das Rindvieh von Karagwe und Usufuma, die Myrrhen und Felle von Uganda, der Reis von Ukerewe gegen die von der Meeresküste hergebrachten Fabrikate ausgetauscht werden; das ganze Land würde aus dem Zustande der Wildheit erlöst, der Gewerbesleiß der Eingebornen würde angespornt, den Verwüstungen des Sklavenhandels würde Einhalt gethan und alle die ringsum liegenden Länder würden von den Grundsätzen einer edlen Humanität durchdrungen werden. Aber gegenwärtig — mußte Stanley mit Schmerz sich bekennen — sind noch die Hände der Völker in Mordlust gegen einander erhoben; noch entzündet der Anblick des wandernden Fremden wilde Grausamkeit in ihnen; noch hält sich jeder Volksstamm, Wut und Rachedurst im Herzen, von dem andern fern. O käme doch die Stunde, in der die Menschenfreunde sich verbinden, um diese schönen Länder zu befreien, und die Mittel gewähren, daß die Boten des Evangeliums kommen und den mörderischen Haß vernichten, mit welchem in dem schönen Lande um den Victoria-See ein Mensch den andern betrachtet! —

Nachmittags erschien fern am Horizont Magassa mit 14 Canoës. Sofort schickte Stanley den Safeni zu ihm und ließ ihn bitten, so schnell wie möglich nach Musira zu kommen, da, wenn die Reise einen Aufschub erlitt, eine Hungersnot sie alle bedrohe. Zwar ließ Magassa versprechen, daß er, wie früh auch die Expedition aufbrechen würde, am nächsten Tage folgen wolle. Allein bis um 10 Uhr am andern Morgen war er immer noch nicht da, sodaß Stanley nichts anderes übrig blieb, als weiterzufahren. Jedoch ließ er auf Musira den Mganda Sentum zurück, um Magassa, wenn er anlangte, über die Richtung, welche er einzuschlagen haben würde, um dem Boote zu folgen, zu unterrichten.

Das nächste Ziel der Fahrt war die Insel Alice. Noch war nicht ganz eine Meile zurückgelegt, als der andere Wawaganda-Häuptling Sentageja plötzlich umkehrte, Stanley mit der Hand zuwinkend weiterzufahren, als hätte er nur etwas auf Musira vergessen und würde bald wieder da sein. Allein er wurde nicht wieder gesehen.

So war denn die Lady Alice wieder allein.

Erst lange nach Einbruch der Nacht erreichte sie die Insel Alice, durch einen Feuerschein allein geleitet, den man an der Küste flackern sah. Zwei Männer und ein Knabe waren an diesem Feuer beschäftigt, Fische zu trocknen, als zu ihrem großen Schrecken das Boot dicht bei ihnen landete. Jedoch die freundliche Miene, welche Stanley ihnen zeigte, beruhigte sie bald wieder.

Am anderen Morgen erwies sich die Bevölkerung der Insel nicht abgeneigt, Lebensmittel zu verkaufen; doch forderte sie für jeden Artikel so übermäßige Preise, daß nichts weiter als einige Kornähren zu erstehen waren. Es wurde daher notwendig, um dem Hunger zu entgehen, nach den Bumbireh-Inseln zu fahren, welche gerade gen Westen sichtbar waren.

Wieder verlor Stanley mit nutzlosem Warten auf Nagassa mehrere Stunden, und erreichte daher die östlichste Insel der Bumbireh-Gruppe erst bei Einbruch der Dunkelheit. In der jämmerlichsten Weise wurde die Nacht in einer von undurchdringlichem Gestrüpp umgebenen kleinen Bucht zugebracht. Der Regen fiel die ganze Nacht hindurch in Strömen nieder und zwang die Mannschaft, vor Frost zitternd und von Hunger gequält, aufzubleiben. So eng als möglich, Rücken an Rücken oder Seite an Seite, an einander gedrängt, saßen sie da, über sich den düsteren Himmel, der seine Schleusen auf sie geöffnet hatte, vor sich die drohend schwarze Masse der Bumbireh-Inseln.

Der schrecklichen Nacht folgte ein schöner, glänzender Morgen. Alles in der Natur erschien erfrischt und neu belebt, nur die kleine Welt nicht, welche das Boot enthielt. Freundlich lag jetzt die Insel Bumbireh mit ihren Bananenhainen und Weideflächen vor ihnen, an denen sie hin fuhren, eine Bucht oder einen Hafen suchend, wo sie landen und sich die Lebensmittel eintauschen könnten, deren alle dringend bedurften.

Auch die Inselbewohner hatten das Boot bemerkt und ließen sofort ihr Kriegsgeschrei „hijju — ä — hijju — u — u — u!“ in lauten, langgezogenen Tönen erschallen. Fort und fort mehrte sich ihre Zahl; immer lauter und drohender tönte ihr Kriegsruf den friedlich dahin Rudern den entgegen.

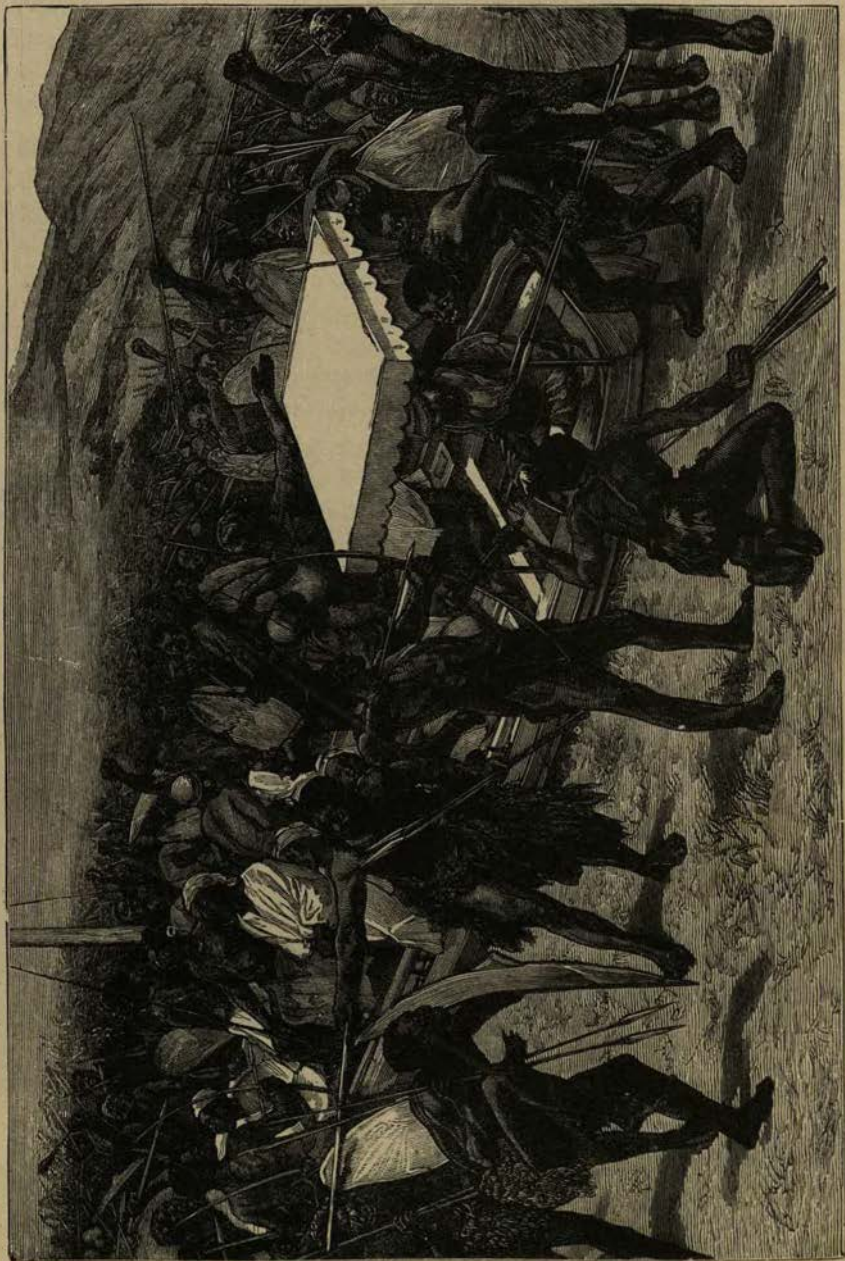
Eine Bucht öffnete sich am Südostende der langen Insel. Durfte die Landung gewagt werden? Der Hunger mahnte dringend: langsam ruderte das Boot hinein. Sofort stürzten die

Wilden die Abhänge herunter, indem sie ihren Kriegsgefang noch lauter erhoben und ein wildes Geschrei ausstießen. Stanley, jetzt doch besorgt — man war noch etwa 70 Schritt von der Klüfte entfernt — ließ die Leute das Rudern einstellen. Aber Safeni und Baraka wurden beredt: „Es ist ja fast immer so, Meister, mit den Wilden. Sie erheben ein Geschrei und drohen und sehen aus, als wollten sie uns fressen. Aber du wirst sehen, daß der ganze Lärm aufhören wird, sobald sie uns sprechen hören. Außerdem, wo sollen wir Nahrungsmittel erhalten, wenn wir diesen Ort ohne welche verlassen?“

Dieses letzte Argument war unwiderleglich. Instinktiv trieben einige von den Leuten das Boot langsam vorwärts, während sich Safeni und Baraka vorbereiteten, den Eingebornen Erklärungen zu geben. Denn diese waren bis an den Rand des Wassers herbeigeeilt und machten ihre Bogen schußfertig, während andere mit drohenden Gebärden große Steine aufhoben.

Allein Safeni und Baraka — das Boot war nur noch einige Schritt vom Ufer entfernt — redeten die wilden Haufen an, indem sie mit ernstesten Mienen auf ihren Mund wiesen und durch Gebärden zu verstehen gaben, daß ihr Magen leer wäre. Sie lächelten dazu in einschmeichelnder Weise, gebrauchten die Ausdrücke „Brüder“, „Freunde“, „liebe Gefährten“ in der beredtesten Weise und schalteten schlau die Worte „Mtesa“, „der Kabaka“, „Uganda“ ein. Und wirklich schien ihre gefällige Sprachgewandtheit gut zu wirken; denn die Wilden ließen die Steine fallen, spannten die Bogensehnen ab und senkten die drohend erhobenen Speere.

Safeni und Baraka kehrten sich triumphierend zu Stanley um und fragten: „Was haben wir gesagt?“ Dann luden sie mit einnehmender Freimütigkeit die Wilden, deren Zahl sich jetzt etwa auf 200 belief, ein, näher heranzukommen. Eine kleine Weile beriethen sich diese unter einander, worauf mehrere von ihnen, jetzt ebenfalls freundlich lächelnd, gemächlich ins Wasser hinabstiegen und dem Boote sich näherten, bis sie das Borderteil desselben berührten. Einige Sekunden standen sie da, wie es schien, zu einer freundlichen Unterredung bereit: aber plötzlich stießen sie durch einen ungestümen Anlauf das Boot an das Gestade. Sofort sprangen die anderen hinzu, ergriffen die Halse und das Schanddeck und schleppten das Boot mit allen seinen Insassen fast 30 Schritt weit



Empfang auf Sambireh.

über den felsigen Strand auf das Trockene, sodaß die Mannschaft starr vor Erstaunen von ihren Sigen aufsprang.

Es folgte eine Scene von unbeschreiblicher Wildheit. Alle Dämonen der Hölle schienen auf das Boot losgelassen zu sein. Ein Wald von Speeren zielte auf die Mannschaft; dreißig bis vierzig Bogen waren gegen sie gespannt; knotige Keulen wurden über den Köpfen geschwungen; zweihundert kreischende schwarze Teufel stießen sich und machten einander den Raum streitig, ihre Wut an den Bootinsassen auszulassen.

Stanley war aufgesprungen, in jeder Hand einen Revolver, um zu töten oder getötet zu werden. Aber Safeni, obgleich selbst durch die alle umtobende Wut fast bis zur Sprachlosigkeit eingeschüchtert, beschwor ihn, gelassen zu bleiben. Stanley gab nach, da er einsah, daß er bei seiner zum Tode erschrockenen Mannschaft keinen Beistand finden würde, und nahm die Miene eines sich in sein Schicksal ergebenden Menschen an, ohne jedoch die Revolver aus den Händen zu legen. Die Bootsmannschaft ertrug wirklich den ersten Ausbruch der kreischenden Wut, die sie bedrohte, mit fast erhabener Unerschütterlichkeit. Safeni schlug seine Arme mit der Sanftmut eines Heiligen über einander; Baraka hielt die offenen Hände hin und fragte mit mildheiterem Tone: „Was fällt euch denn ein, meine Freunde? Fürchtet ihr leere Hände und lächelnde Leute, wie wir sind? Wir sind Freunde; wir sind als Freunde gekommen, um Schwarzwaren zu kaufen, zwei oder drei Bananen, ein wenig Getreide oder Kartoffeln; und wenn ihr es erlaubt, so werden wir als Freunde wieder abfahren.“

Diese unerschütterliche Sanftmut verfehlte ihre Wirkung nicht. Der Aufruhr und Lärm ließ wirklich nach: als einige funfzig neue Ankömmlinge die noch glimmende Wut wieder entflamnten. Wieder wurden Massen von Speeren zum Schleudern gehoben und geschwungen; wieder wurden knorrige Keulen in der Luft herumgewirbelt, wieder die Bogen gespannt — im nächsten Moment konnten die Pfeile fliegen. Safeni erhielt einen Stoß, daß er taumelte, ein anderer einen Schlag auf den Kopf mit einem Speerschafte; Saramba schrie laut auf, als eine Keule auf seinen Rücken niederfiel.

Noch einmal versuchte Stanley, die beiden Revolver in der Linken haltend, Vorstellungen zu machen. Er wandte sich an einen älteren Wilden, welcher den wütenden Haufen von zu weit

gehenden Notheiten abzuhalten schien. Er zeigte ihm Perlen, Zeug, Draht und rief ihm den Namen Mtesas und des Königs Antari zu, zu dessen Reiche die Inseln gehörten.

Der Anblick der Haufen von Perlen und Zeug, die vor ihnen ausgebreitet wurden, erweckte die bedächtiger erwägenden Leidenschaften der Selbstsucht und Habgier in den Herzen der Wilden. Ein allgemeines Gemetzel — schienen sie zu überlegen — würde gewiß auch den Verlust einiger aus ihrer Schar nach sich ziehen; Flinten könnten selbst in der Hand sterbender Feinde noch von tödtlicher Wirkung sein; und wer könnte wissen, was das für kleine Eisendinger in der Hand des Weißen wären? Kurz, das Ergebnis war, daß Scheffa, der Häuptling von Bumbireh — denn dieser war es, an den Stanley sich gewendet hatte — ohne ein Wort zu sprechen seinen Stock aufhob und nach rechts und links den wilden Pöbelhaufen aus einander trieb.

Nachdem Scheffa auf diese Art etwas Ruhe hergestellt hatte, winkte er einem halben Duzend von Männern zu und ging mit ihnen etwas hinter die Volksmasse zurück. Es sollte das in Afrika so beliebte Schauri gehalten werden. Die Hälfte des Haufens folgte dem Häuptling und seinen Ältesten, während die andere Hälfte zurückblieb, um ihre wilden Schmähreden gegen die Bootsmannschaft fortzusetzen und fortwährend mit Keulen und Speeren sie zu bedrohen. Ja, einige besonders verwegene Burschen stellten sich um das Hinterteil des Bootes auf und beschimpften und verhöhnten Stanley auf das frechste; einer zaufte ihn sogar an den Haaren: ruhig ergriff Stanley seine Hand und knickte sie mit solcher Kraft rückwärts, daß der Wilde vor Schmerz laut aufheulte.

Ein Bote aus dem Schauri kam und berief Saseni vor die Ältesten. „Saseni, nimm deinen Wisz zusammen!“ ermahnte ihn Stanley. „So Gott will, Meister!“ war die getroste Antwort.

Fast der ganze Menschenhaufe begleitete Saseni zu dem Schauri. Er stellte sich in Positur und plaidierte vor der Versammlung mit einer Miene herzugewinnender Freimütigkeit für Gnade und Gerechtigkeit.

Mit strahlendem Gesichte kehrte er zurück. „Es ist alles in Ordnung, Meister“, berichtete er, „wir haben nichts mehr zu fürchten. Sie sagen, wir müßten bis morgen hier bleiben.“

„Werden sie uns Nahrungsmittel verkaufen?“

„Ja, sobald sie ihr Schauri zu Ende gebracht haben.“

Während Safeni noch sprach, stürzten sechs Männer heran und ergriffen die Ruder. Da verlor doch Safeni, der bisher so politisch verfahren war, die Geduld und suchte die Wilden daran zu verhindern. Sie erhoben ihre Keulen, um ihn niederzuschlagen. Doch Stanley rief ihm zu: „Laß sie gehen, Safeni.“

Ein lautes Freudengeschrei begrüßte die Wegnahme der Ruder: ein drohendes Vorzeichen für das, was da kommen würde.

Noch einmal erschien ein Bote aus dem Schauri und verlangte fünf Stücke Zeug und fünfzig Perlenhalsbänder. Sie wurden ihm willig gegeben.

Mittlerweile war es fast Mittag geworden. Daher zogen sich die Wilden in der Gewißheit, daß das Boot ihnen jetzt nicht mehr entfliehen könne, in das nächste Dorf zurück, um sich mit Wein und Speise zu erquicken.

Nachdem die Krieger fortgegangen waren, kamen einige Weiber, um das Boot und seine Insassen anzugaffen. Stanley sprach sie freundlich an; als Vergeltung dafür gaben sie die Versicherung, daß alle getötet werden sollten. Doch könnten sie ihr Leben noch retten — setzten sie hinzu — wenn es gelänge, Schekka dahin zu bringen, daß er mit einem aus dem Boote Blutsbrüderschaft schloße. Wenn das fehlschläge, so bliebe nur Flucht oder Tod.

So wurde denn, als sich nachmittags wieder die Kriegstrommeln hören ließen, Safeni beauftragt, sich zu bestreben, den Häuptling Schekka durch Geschenke dazu zu bewegen, daß er mit ihm die Ceremonie des Blutsbrüderschaftschließens* durchmache.

Eine lange Linie von Eingebornen in vollständigem Kriegerkostüm erschien auf der Anhöhe, auf welcher das Dorf lag. Ihre Gesichter waren schwarz und weiß bemalt. Alle ihre Gebärden deuteten auf feindselige Absichten.

Selbst Safeni und Baraka gerieten bei dem Anblick in Be-

* Die Ceremonie beginnt damit, daß jeder von beiden in sein rechtes Handgelenk einen leichten Schnitt macht, gerade tief genug, um etwas Blut hervorquellen zu lassen. Davon werden einige Tropfen zusammengeschabt und in den Schnitt des anderen hineingestrichen, sodann die Wunde mit Schießpulver oder etwas Ähnlichem eingerieben. Endlich werden Bervünschungen über jeden von beiden ausgesprochen, wenn er je durch Gedanken, Worte oder Thaten die Brüderschaft brechen sollte.

stürzung. „Triff deine Vorbereitungen, Meister“, riefen sie, „das ist wirklich eine ernste Not.“

„Denkt nicht an mich“, erwiderte Stanley mit ruhiger Festigkeit, „ich bin schon seit drei Stunden auf alles gefaßt gewesen. Seid ihr alle kampfbereit?“ wendete er sich an seine Leute. „Sind eure Flinten und Revolver geladen, und eure Ohren diesmal für meine Befehle offen?“

„Wir sind es“, antworteten alle in festem Tone.

„Habt keine Furcht, seid ganz kaltblütig. Wir wollen, während sie sich noch sammeln, es mit dem Schritte versuchen, den uns die Weiber angeraten haben. Geh du, Safeni, unbefangen lächelnd zu Schekka auf den Gipfel jenes Hügels hinauf, biete ihm diese Perleschnüre an und bitte ihn, mit dir Blut auszutauschen.“

Safeni schickte sich bereitwilligst an, diesen Auftrag auszuführen. Denn er lief keine ernstliche Gefahr, da das Boot nur wenig über 200 Schritt von der Anhöhe entfernt lag, und die Streitmacht der Feinde noch nicht kampfbereit war. Zehn Minuten lang verhandelte er mit ihnen, während die Trommeln unablässig geschlagen wurden, und neue Ankömmlinge in Menge die Kriegerschar Schekkas fortwährend vermehrten. Einige unterhielten sich durch Scheinübungen im Speerkampf, andere wirbelten ihre Keulen herum, als versuchten sie ihre Schwungkraft. Ihre Gebärden waren wild, ihre Stimmen gellend und heftig, sie erhitzen sich selber zu einer fieberhaften Kampfeswut.

Safeni kehrte zurück. Schekka hatte das Unterpand des Friedens ausgeschlagen.

Als bald kamen fünfzig verwegene Kerle mit einem gellenden Geschrei von der Anhöhe herabgestürzt. Gerades Weges eilten sie auf das Boot los, riefen in zischendem Tone den Bootsleuten etwas zu und nahmen mit dreistester Frechheit eine kleine Trommel aus dem Boote, als hätte dies keinen Herrn mehr. Lautes Beifallsgeschrei der Wilden belohnte diese Heldenthat.

Hierauf begannen zwei Männer die Kühe wegzutreiben, welche zwischen dem Hügel und dem Boote weideten. Safeni fragte sie, warum sie das thäten.

„Weil wir eben im Begriffe stehen, den Kampf zu beginnen; und wenn ihr Männer seid, so mögt ihr auch anfangen, euch vorzubereiten“, war die höhnische Antwort.

Die Entscheidung nahte.

„Hier, Safeni“, sagte Stanley, „nimm diese beiden schönen roten Tücher in die Hand; geh langsam eine kleine Strecke zu dem Hügel hinauf, und in dem Augenblick, wo du meine Stimme hörst, lauf zu uns zurück. Und ihr, meine Jungen, merkt scharf auf, denn jetzt gilt's Leben oder Tod! Stellt euch an beiden Seiten des Bootes auf, legt eure Hände, wie ohne Absicht, aber mit festem Griff an dasselbe, und wenn ich euch den Befehl zurufe, so stoßt es mit der Kraft von hundert Männern den Hügel hinunter in das Wasser. Seid ihr alle bereit und glaubt ihr, daß ihr es thun könnt? Sonst könnten wir ebenso gut da, wo wir sind, den Kampf beginnen.“

„Ja, bei Gott, Meister!“ riefen alle einstimmig.

„Geh, Safeni!“

Stanley wartete, bis er etwa 70 Schritt weit gegangen war, dann wandte er sich zu der bereit stehenden Bootsmannschaft: „Stoßt vorwärts, meine Jungen, stoßt: es gilt das Leben!“

Die Mannschaft beugte die Köpfe nieder und stemmte sich entgegen: das Boot fing an sich zu bewegen; knirschend glitt es über das Strandgeröll. Stanley ergriff seine doppelläufige Elefantensflinte und schrie: „Safeni, Safeni! zurück!“

Die Eingebornen indes, obgleich einen Augenblick durch Safeni abgelenkt, sahen kaum das Boot sich bewegen, als sie ein ganz fürchterliches Geschrei ausstießen und wie rasend von dem Hügel herabgestürzt kamen.

Das Boot berührte das Wasser. „Schiebt es in den See, meine Freunde!“ drängte Stanley. „Kümmert euch nicht um das Wasser!“ Und sofort schoß es mit freiem Schwunge hinein in sein heimisches Element.

Safeni stand einen Augenblick am Wasserrande mit den Tüchern in der Hand. Der vorderste aus dem Haufen der Wilden war kaum noch 30 Schritt von ihm entfernt: schon erhob er den Speer zum tödlichen Wurf.

„Spring in das Wasser, Safeni“, rief Stanley ihm zu, „mit dem Kopfe voran!“

Hinter dem ersten erschien noch ein zweiter der Wilden wurfbereit mit dem Speere: Stanley gab Feuer, und die Kugel durchbohrte den ersten sowohl wie den zweiten. Die Wilden machten halt und spannten ihre Bogen. Zwei Ladungen Entenschrot, unter

sie gesandt, hatte eine schreckliche Wirkung. Sie stuzten und zogen sich von dem Strande etwas zurück.

Jetzt half Stanley dem ersten der Mannschaft ins Boot hinein und hieß diesen, den übrigen die Hand zu reichen, während er selber wieder lud, die Eingebornen fortwährend fest im Auge behaltend.

961788 — 931929

Die Mannschaft, in dem frohen Gefühle gerettet zu sein, riß jetzt nach Stanleys Weisung die Bodenbretter aus dem Boot und gebrauchte sie als Ruder. Doch noch war keineswegs alle Gefahr überstanden.

Zwei Flußpferde, durch den Lärm aufgeschreckt, rückten mit offenen Mäulern gegen das Boot vor, als wollten sie es zermalmen. Stanley ließ eins bis auf 15 Schritte herankommen, dann zielte er zwischen die Augen und zerschmetterte ihm mit einer sechs-lötigen Kugel den Schädel. Auch das zweite erhielt eine solche Wunde, daß es sich ohne weiteres zurückzog.

Unterdes versuchten die Wilden, voll Wut, ihre Beute sich entwisphen zu sehen, zwei Canoes zu bemannen, die ganz in der Nähe auf dem Strande lagen. Mehrere Männer schoß Stanley neben dem Canoe nieder; aber so groß war die Erbitterung, daß sie endlich doch die Fahrzeuge ins Wasser brachten und das Boot zu verfolgen begannen, von zwei anderen Canoes unterstützt, welche von der östlichen Seite der Insel her an der Küste herabkamen.

An ein Entkommen war nicht zu denken. Das Boot blieb daher ruhig liegen und erwartete die Feinde. Stanley hatte seine Elefantensflinte mit explodierenden Kugeln geladen: vier Schüsse töteten fünf Männer und brachten zwei der Canoes zum Sinken. Da zogen sich auch die beiden anderen zurück, um ihre Genossen aus dem Wasser zu retten, und gaben alle weiteren Verfolgungsversuche auf.

Zur Seite der Bucht, aus der das Boot sich mühsam mehr hinauschaufelte als ruderte sprang eine Landspitze weit in den See vor. Dort hatten einige von den Wilden, obgleich mehrmals durch Stanleys Schüsse vertrieben, sich aufgestellt. Als das Boot an ihnen vorüber um die Landspitze herum bog, schossen sie ihre Pfeile auf dasselbe ab — ohne Schaden anzurichten fielen diese einige Schritte hinter dem Boote ins Wasser — und schriegen gellend den Geretteten den Abschiedswunsch nach: „Geht und sterbt in dem Njanja!“ —

Einige Stunden segelte die Lady Alice mit günstigem Winde vorwärts. Dann trat absolute Windstille ein. Wieder wurden die Bodenbretter zur Hand genommen, und mit diesen das Boot vorwärts geschaufelt. In der Stunde wurde so noch nicht ganz eine Viertelmeile zurückgelegt.

Die Nacht brach herein. Jeder suchte den andern aufzumuntern und zu trösten. Am Morgen war nicht ein Fleck Landes zu sehen: alles ringsum nur eine schrankenlose Fläche grauen Wassers.

Am Vormittage erhob sich eine günstige Bö und trieb das Boot einige Meilen nach Süden; allein nach anderthalb Stunden schon wurde es wieder windstill. Wieder begann die Mühsal mit den improvisierten Rudern — den ganzen Tag hindurch wurde so weitergearbeitet. Endlich bei einbrechender Nacht zeigte sich in fast 2 Meilen Entfernung eine kleine Insel. Die größten Anstrengungen wurden von den Ermatteten — seit zwei Tagen hatten sie nichts als im ganzen vier Bananen zu essen gehabt — gemacht, um die Insel zu erreichen. Aber ein heftiger Wind erhob sich aus Südosten, gegen den anzukämpfen völlig nutzlos war. Bald steigerte er sich zum Sturme, und zugleich goß der Regen in Strömen herab. Die Mannschaft, fast in stumpfer Verzweiflung, überließ sich dem Aufruhr der Elemente. Auf und nieder stieg das Boot auf den großen Wogen, von einer Seite zur anderen wurde es geschleudert, dann wieder rundherum geschwenkt, in dunkle Wassermassen getaucht und im Flugwasser gebadet.

Um Mitternacht endlich ließ der Sturm nach, und der aufgehende Mond warf sein zauberhaftes Licht über die Oberfläche des Sees, über die in langen Linien sich hebenden Wogen, die noch immer hohe, schaumbedeckte Kämme zeigten. Noch immer stieg das Boot bald auf die Wogenberge empor, bald tauchte es zwischen ihnen nieder. Der Mond schien hell herab und beleuchtete geisterhaft die bejammernswerten, sich niederkauernnden Insassen, deren Brust von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer sich entranzen. „Fasset Mut, meine Jungen“, tröstete Stanley, „grübelt nicht nach über den Fluch der Leute von Bumbireh; die Flüche schlechter Menschen verwandeln sich bisweilen in Segnungen.“

Zugleich ließ er eins der Querschölzer zerschneiden, im Boote Feuer anmachen und den Kaffee kochen, den er von Oberst Kinant zum Geschenk erhalten hatte. Das erfrischte alle einigermaßen;

aber vollständig ermattet, wie sie waren, lagen sie bald in festem Schlafe. Nur Stanley blieb wach in sorgenvollen Gedanken.

Der Morgen kam und mit ihm die Hoffnung. Drei Meilen von dem Boot gen Süden lag eine kleine Insel. Mit mannhafsten Anstrengungen wurde sie am Nachmittage erreicht. Alle waren aber so sehr erschöpft, daß sie sofort sich in dem glühenden Sande des Strandes zur Ruhe niederlegen wollten, indem sie laut Gott für ihre Rettung dankten.

Aber Stanley hielt es für wichtiger, den Halbverhungerten Nahrungsmittel als Ruhe zu verschaffen. Baraka und Safeni wurden daher zur Erforschung des Innern der Insel, die unbesohnt zu sein schien, nach der einen Richtung ausgesandt, Murabo und Marzuk nach der anderen; Robert und Hamoidah erhielten den Auftrag, ein Feuer anzuzünden, während er selbst seine Schrotbüchse nahm, um Vögel zu schießen. Innerhalb einer halben Stunde hatte er ein paar fette Enten erlegt, Baraka und Safeni kehrten jeder mit zwei Büscheln grüner Bananen zurück, und Murabo mit seinem Kameraden hatte eine Art sehr süßer Beeren, den Kirschen ähnlich, entdeckt.

Die Bootsmannschaft, vor wenig Stunden noch arme, vom Sturm herumgeschleuderte und wundgestoßene, hungrige Geschöpfe, lagerte mit vollkommenster Befriedigung am Abend rings um das angezündete Feuer, gestärkt von dem reichlichen Mahle: Bananen, Enten, Beeren und Kaffee! Und niemand legte sich eher zu der ersehnten Ruhe nieder, als bis er Gott nochmals für die sichtliche Gnade gedankt hatte, die alle in der schrecklichsten Gefahr und Not erhalten und bewahrt hatte.

Der nächste Tag wurde dazu verwandt, neue Ruder für das Boot zu schnitzen. Dann ging es weiter mit Ruder und Segel gerade nach Osten zu der großen Insel Ukerewe, wo es durch die Vermittelung Sarambas, der in dieser Gegend bekannt war, leicht gelang, in freundlichem Verkehre mit den Eingebornen Eier, Federvieh, Milch und andere Nahrungsmittel in Fülle zu kaufen. Sie wurden an Bord gekocht und mit dem trefflichen Appetite ausgehungert Menschen verzehrt.

Eine kurze Fahrt quer über den Speke-Golf trennte jetzt nur noch von Ragehji. Das Boot ging daher um 9 Uhr abends unter Segel in der Hoffnung, am Morgen die Küste von Usukuma zu erreichen.

Allein um 3 Uhr nachts, als das Boot sich schon auf der Mitte des Golfes befand, verwandelte der Wind sich in einen heftigen Gewittersturm, der aus Nordnordost die Dahinsegelnden überfiel und mit Hagelschloßen, so groß wie Lambertsnüsse, überschüttete. Sie sollten wirklich den bitteren Kelch der Leiden bis auf den letzten Tropfen auskosten. Der Himmel war ringsum wie mit schwarzen Vorhängen verhüllt, nicht ein einziger Stern war sichtbar, auf heftige, hellleuchtende Blitze folgte unmittelbar der laut krachende Donner, und wütende Wellen schleuderten das Boot auf und nieder, wie wenn es in einem hohlen Kürbis herumgeschüttelt würde. Alle Elemente verbanden sich, die Schrecknisse zu steigern. Den Kurs einzuhalten war unmöglich. So wurde denn das Boot dem Sturme und den Wellen überlassen. Schien es doch, als sollte doch noch sich der Fluch des Volkes von Bumbireh erfüllen: „Geht und sterbt in dem Njanza!“

Ein grauer, düsterer Morgen dämmerte endlich herauf. Das Boot befand sich etwa 5 Meilen nordwestlich von Kagehji. Der Sturm ließ nach. Alle nur denkbaren Anstrengungen wurden gemacht, vorwärts zu kommen, ein Segel aufgehißt, und obgleich der Wind anfangs nur wenig günstig war, so drehte er sich doch glücklicherweise bald und ließ die Lady Alice lustig über die hohen Wellen längs der Küste in gerader Linie auf Kagehji lossegeln.

Lautes Freudengeschrei bewillkommnete das Boot von der Küste aus. Denn die Leute im Lager hatten es, als es noch weit entfernt war, längst an dem Segel erkannt. Und als es näher kam, verwandelte sich das Sauchzen in Musketensalven. Flaggen wehten, und das Land erschien belebt von den herumspringenden Gestalten freudig erregter Menschen. Stanley war ja 57 Tage fortgewesen, und manches falsche Gerücht von seinem und der Seinigen Tode war nach Usukuma gelangt und hatte mit jedem Tage, um den sich die Rückkehr verzögerte, mehr Glauben gefunden. Aber der Anblick des auf Kagehji zusegelnden Entdeckungsbootes verscheuchte auf einmal alle Unruhe, Sorge und Furcht.

Als der Kiel auf den Grund stieß, sprangen funfzig Mann in das Wasser, trugen Stanley aus dem Boote, hoben ihn auf ihre Schultern und tanzten mit ihm unter vielem Lachen, Händeklatschen und grotesken Sprüngen umher.

Frank Pocock stand am Ufer und rief kräftig hurra! zum Willkommen mit vor Freude strahlendem Gesichte.

„Wo ist denn Frederick Barker?“ fragte Stanley, herzlich den jungen Engländer begrüßend, „und warum kommt er nicht auch, um mich zu bewillkommen?“

Franks ehrliches Gesicht verdüsterte sich. Auf einen niedrigen Steinhügel am See ernst hinweisend, antwortete er mit bebender Stimme:

„Weil er vor zwölf Tagen gestorben ist und dort ruht.“



Frederick Barker's Grab.

Sechstes Kapitel.

Rückkehr nach Uganda.

Frederick Barkers Tod. — Frank Pocock. — Fieberphantasien. — Protest Awomas. — Verhandlungen mit Lukongeh. — Revolte der Wakerewe. — Abfahrt von Kagehii. — Schrecken und Not. — Tumult in Usukuma. — Kibschadschu von Komeh. — Ein nächtliches Tanzfest. — Das Lager auf Mahjiga. — Anschläge der Wilden. — Shekka als Geißel. — Antaris Feindseligkeit. — Ankunft von Freunden. — Verrat der Wa-Bumbireh. — Stanleys Erwägungen. — Bestrafung der Mörder. — Glückliche Weiterfahrt. — Ankunft in Dumo.

Nachdem der Enthusiasmus, mit dem alle Mitglieder der Expedition die Heimgekehrten begrüßt hatten, etwas nachgelassen, begleiteten der Fürst Kaduma, die Freunde des Führers Saramba, der jetzt völlig zu einem Helden geworden war, und Frank Pocock Stanley in seine Hütte, um ihm Bericht über das zu erstatten, was sich während seiner langen Abwesenheit im Lager zuge- tragen hatte.

Frederick Barker, erzählte Frank, hatte sich bis in die Mitte des April sehr wohl befunden, dann aber angefangen, über Fieberschauer zu klagen. Am 22. April hatte er sich noch mit einer Flußpferdjagd vergnügt, am Morgen des 23. im See gebadet und frühzeitig ein tüchtiges Frühstück genossen. Um 9 Uhr vormittags aber hatte er über Unwohlsein geklagt und sich niedergelegt. Fast unmittelbar darauf überfielen ihn kalte Fieberschauer, und das Blut schien ihm in den Adern zu stocken. Alle Kunst ward von

Frank und den Dienern aufgewandt, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Heißer Thee und etwas Brantwein wurde ihm eingegeben, erwärmte Steine an die Füße gelegt, Decken über ihn gebreitet: alles war vergebens — nach zwei Stunden schon that er den letzten Atemzug. „Um 3 Uhr nachmittags“ — schloß Frank seinen Bericht — haben wir ihn begraben, dicht am Njanza. Der arme Kamerad! So manchemal hat er während seiner letzten Tage gesagt: «Ich wünschte, daß der Herr zurückkäme. Ich würde dann das Gefühl haben, daß sich mir wieder die Aussicht auf ein längeres Leben eröffnete; aber ich werde hier wie stehendes Wasser, das faulig wird, hinsterven, wenn er nicht kommt.» Ich glaube, Herr, er wäre durchgekommen, wenn Sie hier gewesen wären.“

Wohl war sein Tod ein großer Verlust für Stanley: seine Freundlichkeit und Anstelligkeit, sein ebenso rücksichtsvolles wie sorgames Wesen hatten ihn ihm sehr wert gemacht. Aber nicht minder für Frank. Die beiden jungen Leute waren unzertrennliche Gefährten gewesen und hatten durch ihr liebenswürdiges Wesen die Herzen aller Wangwana gewonnen. Nie hörte man einen Fluch oder ein gemeines Wort von einem von beiden aussprechen, und wenn sie ärgerlich wurden, so war ihr Ärger über die Dummheit oder Unverschämtheit der Leute nur passiver Art. Nie ließen sie sich durch Heftigkeit zu einer gewaltthätigen Handlung hinreißen.

Jetzt war Frank Poccock allein noch Stanley geblieben, der einzige Europäer im Lager, der einzige, durch den er sich noch mit der civilisirten Welt verbunden fühlte. Ein einfacher Mann, schlichten, freundlichen Wesens, aber brav und treu wie Gold, bald mehr ein Kamerad als ein Diener für Stanley.

Noch weitere schlimme Nachrichten hatte Frank zu melden. Von den Wangwana waren mehrere gestorben, andere hatten sich in eine Verschwörung eingelassen, daß sie am 6. Mai das Lager verlassen wollten, um in die Heimat zurückzukehren, wenn der Herr bis dahin nicht zurückkäme. Zum Glück war er tags vorher angelangt. In der Bruder des Fürsten Kaduma hatte im Verein mit einigen benachbarten Häuptlingen einen Bund gestiftet, das Lager der Expedition zu überfallen und zu plündern. Nur das loyale Benehmen Kadumas und die Unererschrockenheit Franks und Fredericks hatte sie bewogen, den verruchten Plan aufzugeben.

Dann ging es an das Erzählen der Abenteuer, welche die wackere Bootsmannschaft auf ihrer 250 Meilen langen Fahrt rings

um den See erlebt hatte. Die Wangwana drängten sich dicht herzu, um die lange Leidensgeschichte zu vernehmen, und bezeugten die herzlichste Teilnahme. Kaduma war sprachlos vor Erstaunen, und der Araber Sungoro Tarib konnte nicht aufhören, seiner Bewunderung Worte zu geben, wie es nur möglich gewesen, in dem kleinen Boote eine solche Rundfahrt um den See auszuführen.



Frank Pocock.

Die Wasukuma dichteten Nester zum Preise des Bootes, die sie an den Abenden fangen, und die kleinen Buben des Dorfes verfertigten Miniaturboote aus Bananenrinde mit Zweigen als Masten und Blättern als Segel, die sie am Seegefade schwimmen ließen.

Auf die Tage der Ruhe folgten aber bald Tage der Krankheit. Stanley war durch die Anstrengungen und Entbehrungen während der Seefahrt um 57 Pfund leichter geworden. So war

sein Körper nicht mehr stark genug, den heftigen Angriffen des afrikanischen Fiebers zu widerstehen. Er überwand es nur dadurch, daß er fünf Tage hintereinander starke Dosen von Chinin einnahm. Fort und fort beschäftigte ihn aber auch in seinen Fieberphantasieen der Gedanke, mit der ganzen Expedition, wie er es versprochen hatte, nach Uganda zurückzukehren.

Wo aber war Magassa mit seinen Canoes geblieben? Von Tag zu Tag — aber vergebens — wurde auf sein Erscheinen gehofft. So mußte denn endlich der Gedanke, über den See zurückzukehren, aufgegeben und der Landweg um den See herum ins Auge gefaßt werden. Noch vor Schwäche zitternd, von Herzklopfen und Ohrenklingen gequält, traf Stanley alle Vorbereitungen dazu. Da erschien eine Gesandtschaft von König Kwoma, dessen Land das nächste auf dem Wege nach Uganda war, vor Stanley und überbrachte ihm folgende Botschaft: „Kwoma sendet Salaams an den weißen Mann. Er braucht das Zeug, die Perlen und den Draht des weißen Mannes nicht, und der weiße Mann darf nicht durch sein Land reisen; Kwoma fühlt kein Bedürfnis, ihn zu sehen oder irgend einen andern Weißen mit langen, bis auf die Schultern herabfallenden Haaren, mit weißem Gesicht und großen, roten Augen; Kwoma fürchtet sich nicht vor ihm, aber wenn der weiße Mann seinem Lande zu nahe kommt, so werden Kwoma und sein Verbündeter Mirambo gegen ihn kämpfen.“

Zu diesem scharfen Proteste gesellten sich noch andere Bedenken gegen den Landweg, sodaß Stanley trotz Magassas Ausbleiben sich allein auf den Weg über den See angewiesen sah. Denn nach Uganda zu gehen fühlte er sich unter allen Umständen verpflichtet, da er sein Ehrenwort gegeben hatte, den Albert-See, den zweiten der großen Nilseen, aufzusuchen. Das aber war nur von Uganda aus für ihn möglich. Wie sollte er jedoch ohne Canoes dahin gelangen? Denn dem Kampfe gegen Kwoma und den wilden Bandenchef Mirambo, den Schrecken Ost-Afrikas, war die Expedition sicher nicht gewachsen.

In dieser Verlegenheit erfuhr er von Sungoro, dem Araber, daß Lukongeh, der König von Ukerewe, eine große Menge von Canoes besäße, freilich dieselben Stanley schwerlich leihen würde. „Indessen“, setzte Sungoro hinzu, „ist er ein angenehmer Mann und ein guter Freund, wenn er einmal Neigung zu jemand gefaßt hat und ihn lieb gewinnt.“

Nun kam Lufongeh Stanley nicht mehr aus den Gedanken. Als bald schickte er den Fürsten Kaduma, den Zimmermann Sun-goros und Frank Pocock nach Ukerewe und gab ihnen zehn seine Tücher, hundert Schnüre Perlen und zehn Meter Messingdraht mit, um Unterhandlungen betreffs des Verkaufs oder der Vermietung von Canoes mit Lufongeh zu beginnen.

Nach fast zweiwöchentlicher Abwesenheit kehrten sie zurück und brachten fünfzig Canoes mit. Wie freute sich Stanley! Aber wie groß war seine Enttäuschung, als er hörte, daß diese Canoes die Reisegeellschaft nach Ukerewe bringen sollten! Sollte er seine Weiterreise von den Launen des Negerfürsten abhängig machen? Wie leicht konnten zudem Mißheiligkeiten zwischen den Wangwana und den Ukerewe entstehen und die ganze Reise gefährden!

Stanley entschloß sich daher kurz, lehnte das Anerbieten ab und begab sich selbst über den Speke-Golf nach der Insel Lufongehs, nachdem er sich reichlich mit Wollentepichen, Decken, karmesinrotem und gestreiftem Zeuge, Perlen und anderen Dingen versehen hatte, welche geeignet schienen, das Wohlwollen eines jeden Afrikaners zu gewinnen.

Lufongeh war ein schöner, hellfarbiger Mann von etwa 27 Jahren, mit einem offenen, heiteren Gesichte. Sobald er von der Ankunft Stanleys in der Hauptstadt Mososi erfuhr, sandte er ihm einen Ochsen, Bananen und Milch und empfing ihn am folgenden Morgen in der Ratsversammlung, die ihre Sitzung auf einigen aus der Ebene bei der Stadt hervorragenden Felsen hielt. Doch kam man nicht über allgemeine Gespräche, deren Gegenstand Europa mit seinen Sitten war, hinaus.

Am folgenden Tage jedoch befand sich der König in der heitersten Laune, sodaß Stanley nun mit dem Antrage herausrückte, ihm 30 Canoes entweder zu verkaufen oder zu leihen. Lufongeh machte, wiewohl in freundlicher Weise, mancherlei Einwendungen; allein Stanley wußte allen mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Darbietung seiner Geschenke zu begegnen. So wirksam waren diese Argumente, daß der König, als Stanley die prachtvollen Zeuge im hellen Tageslicht öffentlich vor aller Augen ausbreitete, zu zittern anfang und ihn bat, sie schnell wieder zuzudecken: er wolle ihn in der Nacht in seiner Hütte besuchen, und Stanley solle sich versichert halten, daß er sein Möglichstes für ihn thun werde.

Pünktlich hielt Lutongeh sein Versprechen. Nach drei Tagen erschien er abends, von seinem ersten Minister und vier Häuptlingen begleitet, bei Stanley, der ihn jetzt mit zwei schönen Teppichen, einem schottischen Plaid, zwei roten Decken, kupfernen Schmucksachen und einer Menge von Tüchern, Perlen und Messingdraht beschenkte, und auch jedem der Häuptlinge fünf Tücher, fünfzig Perlenchnüre und zehn Meter Draht überreichte. Über diese freigebigen Geschenke sehr glücklich, versprach der König, Stanley in kurzer Zeit Bescheid zu erteilen; in der Zwischenzeit aber solle er sich das Leben angenehm machen. „Ja, laß dir es schmecken, und werde satt!“ mahnte er noch einmal, als er Abschied nahm.

931788 — 931923

Nur zwei Tage brauchte Stanley zu warten. Dann erschien der König wieder nachts in Begleitung des ersten Ministers bei ihm, um ihm die Entscheidung selbst zu überbringen. „Meine Unterthanen“, sagte er, „sind sehr furchtsam und verzagt in fremden Ländern. Sie sind keine Reisenden wie die Wangwana. Ich muß sie deshalb über deine Pläne im Dunkeln lassen, sonst würde ich dir nicht helfen können. Ich habe vor, dir 23 Canoes mit ihren Rudern zu geben. Sie sind nicht viel wert, und wenn sie dir Störungen und Ungemach verursachen sollten, so mußt du mich nicht tadeln. Ich sage meinen Leuten fortwährend, du kämst nach Ukerewe zurück. Reiß sie ja nicht aus diesem Irrtum. Sprich nicht über deinen Plan, oder sie werden ganz gewiß hierher zurücklaufen. Wenn du dich klug und gewandt benimmst, so werden sie dir nach Usukuma folgen. Wenn du einmal da bist, so nimm die Canoes und die Ruder, weil ich sie dir gebe. Und hier ist mein junger Nefse und mein Vetter; sie sollen dich nach Uganda begleiten und mit den Uferbewohnern befreunden. Wenn du Uganda erreichst, so wünsche ich, daß du Mtesa und mich verbrüderst, und wir wollen dann Geschenke austauschen. Du mußt auch daran denken, meine jungen Leute von Uganda zurückzusenden. Lebe wohl! Ich habe alles gesagt.“

Zugleich wurde Stanley eingeschärft, durch die beiden jungen Prinzen zwei Anzüge von karmesinrotem und blauem Flanell, Arzneien gegen Rheumatismus und gegen Kopfschmerzen, einen Revolver nebst Patronen, einen Ballen Zeug, fünfzig Pfund Perlen verschiedener Art, zwei Fes, einen englischen Wollenteppich, ein 40 Mann tragendes Canoe aus Uganda, zwei Elefantenzähne,

Ziegen- und Otterfelle, Eisen- und Messingdraht zu übersenden. Natürlich versprach er, alles treu und redlich zu besorgen.

Lufongeh und seine Häuptlinge waren am folgenden Morgen schon früh auf, um Abschied von ihrem Gaste zu nehmen. Es standen aber nur fünf kleine Canoes zur Fahrt bereit.

„Was ist das, Lufongeh?“ fragte Stanley mit dem Tone der Enttäuschung.

„Laß das gut sein“, antwortete der König mit Würde, „fahre ab und denke an alles, was ich gesagt habe, mein Bruder. Lufongeh ist getreu!“

Und er war es. Das Boot ruderte ab. Bald fanden sich Lufongehs erster Rat, sein Neffe und sein Vetter, die als Führer dienen sollten, bei Stanley ein, und nach wenigen Tagen stellten sich auch 27 Canoes aus Wakerewe mit voller Bemannung bei ihm ein.

Die Flottille gelangte glücklich am anderen Tage nach Kagehji. Leise flüsterte Stanley Frank und Manwa Sera den Befehl zu, die Canoes 120 Schritt weit auf das Land ziehen zu lassen, und bestimmte mit Hülfe der Verwandten des Königs die 216 Wakerewe, welche die Canobemannung ausmachten, dazu, die sämtlichen Ruder in seiner Hütte aufzubewahren.

Nun erst wurden die Wakerewe von der Kriegslist ihres Königs in Kenntniß gesetzt, und es wurde ihnen gesagt, daß ihnen vier Canoes zu ihrer Rückkehr nach Wakerewe überlassen werden sollten nebst einer Verproviantierung auf zehn Tage. Natürlich waren sie sehr erstaunt darüber; bald aber brach die Entrüstung durch. Es entstand ein fürchterlicher Lärm und Aufruhr. Sie ergriffen den ersten Rat Lufongehs; aber keck wälzte dieser alle Schuld von sich ab und schob sie listig den Verwandten des Königs zu. Sofort richtete der Ingrimms sich gegen diese: sie wurden ergriffen und gebunden, und würden auf der Stelle ermordet worden sein, — wenn nicht Stanley Vorsorge getroffen hätte. Auf einen Wink von ihm kamen 50 Wangwana mit geladenen Gewehren in den Händen zu ihrer Befreiung herbeigestürzt, machten auf den wild erregten Haufen einen unblutigen Angriff und trieben die völlig Überraschten bis auf den letzten Mann aus dem Dorfe hinaus.

Nach dieser Demütigung ließen sich die Wakerewe zu einer ruhigeren Beratschlagung über ihre Lage mit Stanley herbei, deren Ergebnis war, daß Stanley versprach, noch sechs Tage in Kagehji zu warten, damit die Aufrehrer sich inzwischen mit

Lufongeh in Verbindung setzen könnten. Vereue der König sein Versprechen, so sollten die Canoes zurückgeschickt werden; bliebe er jedoch seinen Worten getreu, so sollte es ihnen freistehen, entweder gegen guten Lohn als Ruderer in Stanley's Dienste zu treten oder nach ihrer Heimatsinsel zurückzukehren. Die Verwandten Lufongeh's dürften jedoch in keiner Weise belästigt werden, da sie unter dem Schutze und im Dienste Stanley's sich befänden.

Darauf nahmen 45 die ihnen von Stanley zur Verfügung gestellten vier Canoes und fuhren nach Ukerewe, um mit ihrem Könige zu verhandeln. Für die anderen wurden von ihren Verwandten Canoes zur Überfahrt geschickt, sodaß bis zum dritten Tage fast alle das Lager verlassen hatten. Von Lufongeh aber kam trotz siebentägigen Wartens keine Antwort, sodaß schließlich auch der Premier-Minister mit seinen Dienern heimkehrte.

Unterdessen waren die Canoes, zum Teil wurmstichig und angefault, ausgebessert worden. Mit Rohrfasern wurden die Planken wieder fest verbunden und mit zerquetschten Bananens tengeln die gebrechlichen Fahrzeuge kalfatert. Auch Proviant wurde in ausreichender Menge angekauft; 11000 Pfund Getreide, Hirse und Mais und 450 Pfund Reis wurden in Leinwandjäck e zu je 90 Pfund verpackt.

Mit dem ersten Tagesgrauen des 19. Juni begann die Einschiffung; 150 Männer, Weiber und Kinder, 100 Ladungen Zeug, Perlen und Draht, 88 Säcke Getreide und 30 Kisten mit Munition wurden an Bord der Canoes gebracht: um 9 Uhr vormittags ging die Flotille in See, die Lady Alice voran. Zwar waren die Wangwana auf dem Wasser größtenteils furchtsam und ängstlich, doch meist so anstellig, daß sich hoffen ließ, sie würden es bald lernen, mit den Rudern ein Canoe gehörig vorwärts zu bewegen. Stanley bestimmte daher, daß nur die Zeiten der Windstille zur Fahrt benutzt werden sollten, damit nicht so viele Menschenleben und eine so bedeutende Masse von Waren den Gefahren stürmischen Wetters ausgesetzt würden.

Ungefährdet wurde der Speke-Golf überschritten. Dann richtete der Kurs sich gerade nach Westen auf die kleine Gruppe der Miandereh-Inseln zu. Es war eine harte Arbeit, gegen den starken Wellenschlag zu rudern, und der Weg bis zu den Inseln war weit. So waren sie trotz der ausdauernden Anstrengungen, die ein jeder machte, bei Sonnenuntergang noch nicht in Sicht.

Eine tiefe Finsternis lagerte sich über den See. Man konnte nicht von einem Canoe bis zum nächsten sehen, nur das abgemessene Schlagen und Spritzen der Ruder wurde gehört. Von Zeit zu Zeit ließ Stanley ein Wachslight über der dunkeln Wasserfläche aufleuchten als Signal für unmachtsame und fahrlässige Canoeführer. Dadurch wurden die Canoes zusammengehalten.

Drei Stunden lang waren die Canoes so in der Finsternis ruhig vorwärts gefahren, als plötzlich ein gellendes Geschrei „nach dem Boote“ erschallte. Stanley ließ sofort nach der Stelle hindrudern und entdeckte zu seinem Erstaunen, daß mehrere dunkle Gegenstände auf dem Wasser schwammen, in welchen er Köpfe von Menschen erkannte, die, nachdem ihr Canoe untergegangen war, auf die Lady Alice zuschwammen. Die erschreckten Leute wurden an Bord genommen, auch vier Ballen Zeug noch aufgespitzt, aber ein Kasten mit Munition und vier Säcke mit Korn waren untergesunken.

Wieder ging es vorwärts. Allein kaum hatte das Boot eine kleine Strecke zurückgelegt, als seine Insassen abermals durch ein durchdringendes, aus dem tiefen Dunkel ertönendes Jammergeschrei in Schrecken gesetzt wurden. „Das Boot, oh, das Boot!“ erscholl es in freischendem, angstvollem Rufen. Sogleich ließ Stanley wieder nach der Stelle hinsteuern und setzte die Blätter eines Buches, in welchem er während des Nachmittags gelesen hatte, in Flammen, um den Schauplatz des neuen Unfalles zu beleuchten. Köpfe von Menschen, die mit den Wogen kämpften, und schwimmende Zeugballen wurden auch hier in dem Wasser gefunden, dazu ein mit dem Boden nach oben gekehrtes Canoe, das einen klaffen den Spalt in der Seite zeigte. Während nun die geretteten Leute unter die anderen Canoes verteilt wurden, hörte Stanley zu seinem Schrecken, daß auch fünf Gewehre untergegangen waren. Zum Glück jedoch war kein Menschenleben und auch von den Gütern nichts weiter als vier Säcke mit Getreide verloren.

Das Boot lief nun bei einer Befrachtung mit 22 Menschen und 30 Traglasten bis dicht an das Schanddeck im Wasser, sodaß es, wenn ein frischer Wind sich erhob und dann nicht sogleich alle Waren über Bord geworfen wurden, ohne allen Zweifel sinken mußte.

Daher schrie Stanley durch die Finsternis den erschreckten Leuten zu, daß, wenn noch mehr Canoes leck würden, die Mannschaft sofort die Getreidesäcke und die Perlen über Bord werfen,

unter keiner Bedingung aber ihren Rahn verlassen sollte: sie würden dann flott bleiben und sich über Wasser halten, bis er zu ihrer Rettung herankäme.

Allein kaum hatte er diese Weisung gegeben, als schon wieder laut das Geschrei ertönte: „Meister, das Canoe will sinken! Schnell, komm her. O, Meister, wir können nicht schwimmen!“ Wiederum eilte er zu den Schreienden hin und unterschied bei dem schwankenden Scheine eines Wachslichtes zwei kräftig rudernde und fünf Wasser ausschöpfende Männer. Er dachte darüber nach, wie er ihnen wohl Beistand leisten könnte, als schon wieder andere in das Geschrei ausbrachen: „Das Boot! Bringt das Boot hierher! So eilet doch — das Boot! das Boot!“ Dann rief wieder eine andere Stimme: „Wir sinken schon. Das Wasser reicht uns bis an die Kniee: komm zu uns, Meister, oder wir ertrinken! Bring das Boot her, lieber Herr!“ 961788 — 931923

Es war offenbar, daß ein panischer Schrecken diese verzagten Seelen ergriffen hatte und sie mit reißender Schnelligkeit alle Kraft und Fassung verlieren ließ. Als Antwort auf ihr rasendes Geschrei — die einzige Möglichkeit sie zu retten — rief Stanley mit ernster Stimme ihnen zu: „Alle, die sich selbst retten wollen, müssen mir, so schnell sie nur können, nach den Inseln folgen. Und ihr, die ihr nach Hülfe schreit, klammert euch an eure Canoes fest, bis wir zurückkehren.“

Der Mond ging auf, und nach einer halben Stunde angestrengtesten Ruderns tauchte endlich die Insel Miandereh auf, auf die jetzt kräftig losgesteuert wurde. Der helle Mondschein bewirkte, daß die Wangwana wieder frischen Mut faßten, aber doch hörte Stanley noch immer weit hinter sich das Zammergeschrei: „Meister, o Meister! Bring dein Boot! — das Boot!“

„Horch auf sie, meine Jungen, horcht!“ rief Stanley der Bootsmannschaft zu; und sie entsprach dem Zuruf, indem sie das Boot durch das Wasser fliegen ließ, wenn auch die Wellen fast über seine Seitenwände hinwegschlängelten. „Rudert zu, meine Männer, bis die Ruder brechen; schießt wie ein Pfeil durch das Wasser. Leben und Tod hängt von euern Anstrengungen ab. Rudert wie Helden!“ Das Boot zischte förmlich durch die Wellen, während zehn Männer, mit fast verzweifelter Anstrengung sich hin und herbiegend, ihm mit ihren Rudern gleichsam wie einem Renner die Sporen gaben.

Immer größer und klarer stiegen die Miandereh-Inseln empor. „Hurra, meine Zungen, hier ist unsere Insel! Rudert zu und bietet dem schwarzen Wasser trotz: Eure Brüder sind in Gefahr zu ertrinken!“

Miandereh war erreicht. Schnelligst wurden die Schiffbrüchigen und die Waren ausgeladen. Dann fuhr das Boot wieder hinaus auf den dunkeln, aufschäumenden See, um den in Gefahr schwebenden Canoes Hülfe zu bringen.

Zwei Brüder, welche zu Canoeführern gewählt worden waren, thaten sich in dieser Nacht der Schrecken besonders hervor. Jeder hatte seine besondere Mannschaft, Freunde und Leute desselben Stammes. Sie hießen Uledi* und Schumari; dieser war 18 Jahre alt, jener 25.

Als Stanley im Begriffe war, mit dem Boote nach dem Schauplatz der Katastrophe zurückzukehren, schossen zwei Canoes wie Pfeile an ihm vorüber. „Wer fährt da?“ fragte er.

„Uledis und Schumaris Canoes“, rief eine Stimme.

„Sobald ihr eure Ladung gelöscht habt, kehrt augenblicklich zurück, um die Leute zu retten.“

„Das eben beabsichtigen wir zu thun, bei Gott!“ erwiderten sie.

„Prächtige Kerle seid ihr!“ 961788 — 931923

Das Horn wurde geblasen, um das Herannahen des Bootes zu verkündigen. Der See war ruhig und der Mond schien hell und klar, ein goldiges Licht über die Gewässer verbreitend. Drei oder vier Canoes kamen vorüber, die eine Wettfahrt nach den Inseln zu machen schienen. „Ihr seid brave Burschen“, ermunterte sie Stanley, „rudert zu, meine Söhne! Denkt an jene armen Menschen auf dem See in den sinkenden Canoes!“

Sie verdoppelten ihre Kräfteanstrengungen; schnell schlangen sich die dunkeln Gestalten hin und her; tiefe Seufzer entstiegen der Brust. Das Boot jagte vorbei. Stanley selbst ergriff ein Ruders, um einen der leuchtenden Burschen abzulösen und die Kraft, welche das Boot über das Wasser trieb, zu verstärken. Fast erschien es wie ein belebtes Wesen.

Wieder ertönten die Hülferufe. „O, das Boot! Meister,

* Bgl. S. 8.

bring das Boot her!“ Klang es über den goldig glitzernden See von den sinkenden Canoes her.

„Hört ihr, Leute? Vorwärts, daß die Ruder brechen — treibt das Boot über das Wasser. Wir werden sie noch retten, entweder noch in dieser Nacht oder niemals!“

Mit frischen Kräften flog jetzt das Boot vorwärts. Jede Fiber war angespannt, die Energie aller zu ihrer höchsten Entfaltung angeregt: in fünf Minuten war Stanley erst einem, dann einem zweiten und dritten Canoe zur Seite, bis das Boot endlich wieder bis auf einen Zoll unter dem Schanddeck ins Wasser eingesunken war. Aber alle Leute, Männer, Weiber und Kinder, waren gerettet.

Nun bedurfte das Boot selbst der Hülfe, da es zu schwer beladen war, um sich zu bewegen. Als bald eilten auch Uledis und Schumaris Canoes herbei, Seite an Seite, inmitten des hoch aufspritzenden Schaumes, von der angestrengtesten Kraft starker Männer getrieben. Mit lautem Freudengeschrei hielten sie in ihrem Jagen zur Seite des Bootes an.

„Sind alle gerettet?“ war ihre erste Frage.

„Ja, alle!“

„El hand=ul=illah*!“ entgegneten sie mit Inbrunst.

Mit Hülfe dieser beiden Canoes konnte die Lady Alice wohlbehalten mit allen Geretteten nach den Inseln zurückkehren.

Die schrecklichen Erfahrungen dieser Nacht hatten die Wangwana belehrt, wie notwendig ein sorgfältiges Kalfatern und Zusammenschnüren der Planken an den Canoes wäre. Daher wurden jetzt die Canoes mit einer Gewissenhaftigkeit, welche weit von der in Kagehji bewiesenen Flüchtigkeit abstach, repariert, und so erst wirklich seetüchtig gemacht.

Nach wenigen Tagen wurde die Zufluchtsinsel erreicht, auf welcher Stanley mit den Seinen nach den schrecklichen Ereignissen auf Bumbireh die erste Zuflucht gefunden hatte. Auf der Südseite der Insel wurde ein befestigtes Lager errichtet, in welchem eine Garnison von 44 Mann zurückgelassen wurde. Dann trat Stanley seine Rückfahrt nach Usukuma mit dem Boote, 17 Canoes und 106 Mann an, um den Rest der Expedition von dort herüberzuholen.

* Gott sei Dank!

Die Seefahrt war äußerst stürmisch, sodaß von den Canoes bei der Ankunft in Kagehji drei vermißt wurden. Als sie auch nach fünf Tagen Wartens noch nicht eingetroffen waren, schickte Stanley eine Botschaft an den König Lukongeh von Ukerewe mit der Bitte, die Nachzügler, welche ohne Zweifel entweder desertiert oder von den Ukerewe gefangen genommen waren, aufspüren zu lassen und ihm zuzuschicken.

Nach einigen Tagen kehrten die ausgesandten Kundschafter wirklich mit zweien der vermißten Canoes zurück; über das dritte indes kam erst sehr viel später Nachricht. Die Mannschaft war an die Festlandsküste gefahren und desertiert. Die der beiden anderen jedoch war durch den heftigen Wind an die Küste von Ukerewe getrieben, auf der Stelle ergriffen und vor Lukongeh geschleppt worden. Allein der König hatte sie freundlich empfangen, und dadurch seinen Insulanern bewiesen, daß der weiße Mann nur nach seinen Anweisungen gehandelt habe.

Inzwischen war Stanley beschäftigt, ein altes, halbverfaultes Canoe, das er von dem Bruder des Fürsten Kaduma erhandelt hatte, auszubessern, als eines Tages ein Mann in höchster Eile zu ihm gelaufen kam und schon von weitem ihm zurief: „Schnell, schnell, Meister! Die Wangwana morden einander; sie schlagen sich alle tot!“ Sofort folgte Stanley ihm und wurde Zeuge einer ganz entsetzlichen Scene. Ungefähr dreißig mit Flinten bewaffnete Männer bedrohten einander in höchster Aufregung; andere schwingen Keulen oder Knotenstöcke, mehrere hielten Speere in drohender Stellung, während wieder andere Messer in der Luft schwenkten. Von einer förmlichen Raserei schienen die bisher so wohlgesitteten Leute besessen zu sein. Ein Mann lag schon tot da mit einer gräßlichen, von einem Messerstich herrührenden Brustwunde, einem anderen war der Schädel mit einem Knotenstock zerschmettert, und der Vollbringer dieser Greuelthat kämpfte sich eben, eine lange Keule wütend um sich schwingend, durch die Reihen eines stürmisch aufgeregten Haufens hindurch, indem er auf Köpfe und Schultern dröhnende Schläge austeilte.

Einen derben Stock ergreifend, versetzte Stanley dem Wütenden blitzschnell einen so kräftigen Schlag auf die Knöchel der rechten Hand, daß er die Keule fallen ließ und festgenommen werden konnte. Darauf rief er die Führer zu Hülfe herbei, und es ge-

lang, die wild Aufgeregten zu entwaffnen. Dieses summarische Verfahren dämpfte sehr bald den Lärm und Aufruhr.

Die genaue Untersuchung des Vorfalles führte bald zur Entdeckung der Schuldigen. Es ergab sich, daß es der Bruder des Ermordeten, Rehani, gewesen war, welcher dem unglücklichen Wangwana den Schädel eingeschlagen hatte. Aus Trunkenheit war das ganze Unheil entstanden. Es wurde daher sorgfältig nachgesucht, ob noch irgendwo Pombe vorhanden wäre; alle gefundenen Krüge wurden zerbrochen. Die Schuldigen aber wurden zum weiteren Verhöre und zur gerichtlichen Untersuchung, welche der Fürst Kaduma, der Araber Sungoro und die Wangwana-Häuptlinge zu führen hatten, auf der Stelle eingesperrt.

Das Geschworenengericht, welches Stanley zusammenberief, um über diesen Rechtsfall zu erkennen, verurteilte den Mörder zum Tode. Da jedoch Stanley dieser äußersten Strenge nicht zustimmen wollte, so wurde das Urtheil in zweihundert Geißelhiebe und die Kette bis zur Ankunft des Verbrechers in Zanzibar, wo er seinem Fürsten übergeben werden sollte, umgeändert. Der betrunkene Tollkopf Rehani dagegen wurde, obgleich er erst durch den Anblick seines ermordeten Bruders in die Wut der Rache versetzt worden war, da er das Leben eines unschuldigen Mannes durch den furchtbaren Keulenschlag in ernste Gefahr gebracht hatte, zu fünfzig Geißelhieben verurteilt. ^{961788 - 931923}

Diese Strafen, mit aller Strenge folgenden Tages in Gegenwart der sämtlichen Wangwana vollzogen, machten einen tiefen Eindruck auf dieselben und lenkten die Aufmerksamkeit aller in heilsamer Weise auf die Bestrafung, welche so schrecklichen Thaten auf dem Fuße nachfolge.

Hiernach blieb nur noch übrig, dem Fürsten Kaduma, dem Araber Sungoro und anderen hervorragenden Persönlichkeiten die üblichen Abschiedsgeschenke zu überreichen. Dann verließ Stanley zum zweiten und letzten Male Kagehji mit allen seinen Leuten und erreichte ohne irgend einen Unfall die Zufluchtsinsel, wo nun wieder die ganze Expedition vereinigt war.

Der hier wartenden Garnison war es in der Zwischenzeit sehr gut ergangen. Durch den Einfluß des jungen Lukandschah, des Betters des Königs von Ukerewe, waren die Eingebornen des nahen Festlandes dazu vermocht worden, ihr ungeschliffenes, unzugängliches Wesen aufzugeben. Ja der alte König der nahegelegenen

Romeh, Kidschadschu, hatte in bester Form Blutsbrüderschaft mit Manwa Sera, dem Haupte der Garnison, geschlossen: was nunmehr allen vollkommene Sicherheit gewährte.

Lufandschah nämlich, der recht wohl merkte, welche Achtung seine dunkelfarbigen Brüder vor jeder Macht hegten, hatte Stanleys Einfluß und die Zahl seiner Streitkräfte stark übertrieben, bis ein Freundschaftsbündnis mit einem solchen Machthaber zu einem Lieblingsplane Kidschadschus wurde und ihn veranlaßte, dessen Verwirklichung durch reiche Geschenke zu erstreben. Er hatte deshalb drei Ochsen, sechs Ziegen, funfzig Bündel Bananen und einen großen Vorrat vortrefflichen Maramba herbeigebracht, wovon die Garnison nicht gesäumt hatte, sich gute Tage zu machen.

Kidschadschus Freigebigkeit wurde nunmehr durch ein reichliches Gegengeschenk von Zeug, Perlen und Draht vonseiten Stanleys erwidert, das Frank überbrachte. Denn Stanley hatte sich durch die fortwährende Aufregung während der Hin- und Herfahrt nach und von Kagehji ein so ernstliches Unwohlsein zugezogen, daß er fünf Tage lang nicht imstande war, seine Hütte zu verlassen.

Am sechsten Tage jedoch konnte er sein Bett verlassen und einen Spaziergang durch die kleine Insel unternehmen, die auf der Heimfahrt von Uganda nach dem schrecklichen Tage von Bumbireh ihm und seiner Bootsmannschaft eine Erlösung aus Not und Gefahr und ein freundlicher Zufluchtsort geworden war.

Zugleich erschien der alte Kidschadschu, der königliche Bruder, von Romeh zum Besuche und bot Stanley zwei Führer an, die ihn auf dem besten Wege nach Uganda geleiten sollten. Denn die Weiterreise war für den folgenden Morgen festgesetzt.

Der Abschied wurde nachts bei hellem Mondschein durch ein Tanzfest gefeiert, an welchem drei Könige aus der Nachbarschaft mit ausgelassener Heiterkeit teilnahmen. Der alte Kidschadschu zeichnete sich außerordentlich in einem wildphantastischen Zehentanze aus. Sein Nefse, auf den Beifall, den der Oheim erntete, ganz eifersüchtig, strengte mit rasender Energie sich an, und der starke Häuptling von Bwina sprang in die Luft wie ein ausgelernter Gymnastiker. Der junge Lufandschah und Mikondo, sein königlicher Verwandter aus Ukerewe, tanzten mit seiltänzerischer Gelehrigkeit, und die hundert Krieger von dem Festlande begleiteten

den Tanz mit einem so lungenkräftigen Gesange, daß die Felsen der Zufluchts-Insel von den wilden Melodien wiederhallten. Und alle Männer und Weiber der Expedition mit ihnen zusammen stimmten mit allem Nachdruck in den Refrain des Liedes ein, das der alte Kibschadschu vortrug, das feste Band der Brüderschaft zu feiern, welche den weißen Befehlshaber mit dem Könige von Komeh verknüpfte.

Hellflackernde Feuer beleuchteten diese groteske Scene. Massen von Ochsenfleisch wurden geröstet, und viele Krüge voll Bombe und Maramba, welche Bwina und Komeh gespendet hatten, erfrischten reichlich die durstigen Tänzer und Sänger.

Am Morgen stach wieder die Hälfte der Expedition in See, da die Canoes nicht für alle genügten. Die Führer von Komeh beeilten sich, den Schutzgeist des Sees günstig zu stimmen, indem sie ihm Perlen opferten und mit feierlichem Anrufe ihn beschworen: „Sei freundlich dem weißen Häuptling, o Nianscha, ich ermahne dich! Verleihe ihm eine sichere und glückliche Fahrt über deine weiten Gewässer!“

Die Wangwana waren jetzt vollkommen ausgebildete Matrosen. Sie hatten große Fertigkeit in der Handhabung sowohl der kurzen Schaufelruder als auch der langen Ruder wie im Gebrauche der Segel erlangt, und jeder einzelne wußte nunmehr, wo sein rechter Platz war, und wo er seine Fähigkeiten zu verwenden hatte. Ganz brav verstanden sie jetzt Wind und Wellen trokzubieten.

Nach zwei Tagen tauchte die Bumbireh-Gruppe schrecklichen Gedenkens auf. Bei der Gefährlichkeit dieser Nachbarschaft schien es notwendig, ein befestigtes Lager herzustellen, in dem eine kleine Garnison sich so lange halten könnte, bis der Rest der Expedition von der Zufluchts-Insel nachgeholt wäre.

Stanley wählte zum Standorte die südlichste Insel der Gruppe, Mahjiga, welche unbewohnt zu sein schien. Doch entdeckte er auf derselben an einer Bucht der Westseite die Reste eines alten Lagers, welches nach der kuppelähnlichen Gestalt der Hütten und den haubenartig überwölbten Thüren zu urtheilen von Waganda erbaut sein mußte. Doch welches Heer der Waganda konnte so weit nach Süden vorgedrungen sein?

An dieser Stelle ließ Stanley das Lager für die Seinen aufschlagen. Dreihundert Schritt weit wurde vom Strande der Bucht alles Gebüsch und Gestrüpp weggehauen, und eine zwölf Fuß

breite Straße von der Südseite der Insel nach ihrem Nordende angelegt.

Während noch alle Hände mit der Arbeit beschäftigt waren, näherten sich von der nächsten Insel, Troba, her vorsichtig zwei Canoes mit Eingebornen dem Lager. Sie zählten genau die vorhandenen Canoes und versuchten die Zahl der Menschen, welche sich auf der Insel befänden, zusammenzurechnen, ehe sie ein Wort sprachen. Schließlich riefen sie die Leute im Lager an:

„Ist dies der weiße Befehlshaber, der in Bumbireh war?“

„Ja!“

„O, so ist er also nicht auf dem Niandscha zugrunde gegangen?“

„Nein, er lebt und ist zurückgekehrt.“

„O! Der weiße Mann soll nicht auf Troba böse sein. Wir haben ihn nicht beunruhigt; deshalb hat er auch keine Ursache, uns zu grollen. Die Leute auf Bumbireh sind schlimm. Wozu ist der weiße Anführer gekommen?“

„Er ist auf der Reise nach Uganda.“

„Wie kann er nach Uganda fahren? Weiß er denn nicht, daß Bumbireh auf seinem Wege liegt und Shangiro* ein scharfes Auge auf ihn haben wird? Will er etwa fliegen?“

„Nein, er wird auf dem Wasser in seinen Canoes vorwärts reisen. Sagt in Bumbireh, daß der weiße Mann sich nicht fürchte; seine junge Mannschaft ist sehr zahlreich. Wenn die Männer in Bumbireh sich mit ihm zu versöhnen wünschen, so laßt Schekka die gestohlenen großen Ruder zurücksenden, und dem weißen Mann wird das lieb sein.“

„Magassa von Uganda, der euch suchte, hat auf eurer Insel sein Lager gehabt. Er empfing die Ruder von Schekka und hat sie mit sich genommen in dem Glauben, daß ihr auf dem Niandscha verloren gegangen wäret.“

„Der weiße Befehlshaber ist nicht verloren gegangen: er ist hier. Wenn es wahr ist, daß die Ruder nach Uganda gebracht sind, so laßt Schekka sich mit dem weißen Befehlshaber ausöhnen

* Das Land Antaris, der den Bumbireh-Inseln gegenüberliegende Küstenstrich, dessen Vasallen („Söhne“) sowohl Schekka von Bumbireh wie der König von Troba waren, während er selbst wieder unter dem Kabaka Mtesa von Uganda stand.

und ihm zwei oder drei Männer senden, um mit ihm nach Uganda zu gehen, wie dies Lukongeh von Ukerewe und Kibschadschu von Komeh gethan haben, und dann werden zwischen ihnen keine Zänkereien mehr sein.“

„Scheffa ist sehr stark, und die Männer von Bumbireh sind kühne Krieger. Antari von Ihangiro, der große König, ist noch stärker, und Scheffa ist sein Sohn. Dieser ganze Niandscha hier herum ist sein Wasser, und sie werden euch nicht vorbeilassen. Was wird der weiße Befehlshaber thun?“

„Sagt Scheffa und seinem Vater Antari, daß der weiße Mann hier viele Tage bleiben wird. Es wird ihm lieb sein, von ihnen gute Worte zu hören. Wenn er bereit ist fortzugehen, so wird er es ihnen zu wissen thun. Wenn der König von Troba des weißen Befehlshabers Freund ist, so laßt ihn Nahrungsmittel zum Verkaufe hierher senden.“

Sie versprachen alle Aufträge zu besorgen und am nächsten Morgen Lebensmittel zu bringen. Dann ruderten sie weg, wobei jedoch zwei oder drei von den Wilden ein höhnisches Lachen hören ließen.

Am nächsten Morgen kam wirklich ein großes Canoe von Troba herüber, aber in einer auffallend kecken, fast trotzigen Weise.

„Bringt ihr uns Proviant zum Verkaufe?“ wurden sie angerufen.

„Nein; aber ihr werdet nachgerade Nahrungsmittel in Masse erhalten“, antworteten sie, betrachteten das Lager mit genau forschenden Blicken und wandten sich zur Abfahrt, indem sie ihrer Verachtung in der bei den Seeanwohnern üblichen Weise dadurch Ausdruck gaben, daß sie mit den Ruderschaukeln Wasser hinter sich in die Luft warfen.

Als Lukandschah dies sah, lächelte er und sagte bedeutungsvoll: „Diese Leute meinen damit etwas.“

So schien es, als wenn sich der Himmel unvwölkte.

Stanley schickte daher lange vor der Morgendämmerung des nächsten Tages, damit die Leute von Troba oder Bumbireh die Schwächung seiner Mannschaft nicht bemerken sollten, 16 der größten Canoes unter Manwa Seras Führung ab, um die zurückgebliebenen Mitglieder der Expedition von der Zufluchts-Insel vorsichtig abzuholen. Nur 45 Mann behielt er bei sich zurück außer den Führern von Ukerewe und Komeh, von denen überdies noch

fünf unter einem Führer auf dem Gipfel der Insel in Wachthütten postiert wurden mit dem Auftrage, ununterbrochen alles, was um die Insel her vorginge, zu beobachten.

Noch an demselben Tage meldeten sie wieder ein Canoe von Troba her. Als es sich näherte, ließ Stanley der Mannschaft Perlen und Zeug, Armringe von Kupfer und glänzenden Messingdraht aus der Ferne zeigen. Allein sie antwortete mit Hohn und Spott und spritzte verächtlich Wasser gegen die Insel empor.

Deshalb schlug Stanley gegen die Leute, als sie am nächsten Tage wiederkamen, einen ganz anderen Ton an. Mit nachdrucksvollem Ernste verlangte er, daß der König von Troba bis zum nächsten Mittage seine Freundschaft durch Übersendung von Nahrungsmitteln zum Verkauf zu bethätigen und den König von Bumbireh zu veranlassen habe, entweder die gestohlenen Ruder zurückzugeben oder einige Männer als Bürgen des Friedens zu stellen. Der ernste Ton schüchterte die Wilden doch so ein, daß sie nun mit der Zusendung von Proviant nicht länger zu säumen versprachen.

Am folgenden Morgen wurde Stanley ernstlich dadurch beunruhigt, daß er 18 mit Männern dicht besetzte Canoes vom Festlande nach Bumbireh hinüber rudern sah. Daß ein Anschlag gegen ihn und die Seinigen — wahrscheinlich ein nächtlicher Überfall — im Werke wäre, erschien ihm klar. Und da nun auch der König von Troba trotz Stanleys Forderung sich nirgends blicken ließ, so entschloß er sich zum sofortigen Handeln.

Nur 14 Mann unter Safeni wurden zur Verteidigung der Insel auf Mahjiga zurückgelassen. Mit den übrigen bemannte er das Boot und vier Canoes und fuhr gerade auf Troba los; 25 von den Leuten wurden zum Scharmuzieren längs der Küste aufgestellt, und dann dem jungen Lukandschah der Auftrag erteilt, den König von Troba und seine Ältesten zu einer Unterredung mit Stanley einzuladen: sonst würde der Kampf sofort beginnen.

Er erschien ungesäumt mit 15 Ältesten. „Stelle ihm vor, Lukandschah“, sagte Stanley, „daß Troba sich schlecht benommen hat, als er seine jungen Leute abschickte, um uns zu verhöhnen. Da er mich schon so viele Male belogen hat, so müssen er und zwei seiner Häuptlinge mich in mein Lager begleiten. Es wird ihm kein Haar gekrümmt werden, aber er muß bei mir bleiben, bis Scheffa von Bumbireh in meinen Händen, oder der Frieden abgeschlossen ist.“

Ruhig stiegen der König und zwei von den Ältesten in das Boot, während Stanley sein Versprechen wiederholte, daß er und seine Freunde in dem Augenblicke, wo die Häupter von Bumbireh im Lager erscheinen würden, wieder freigelassen werden sollten. Das würde schon am nächsten Tage sein, erklärten da die Eingebornen von Troba mit großer Lebhaftigkeit.

Allein ihr Anschlag, sich Scheffkas von Bumbireh zu bemächtigen, mißlang. Sie erklärten, daß sie dazu ihres Königs bedürften, und baten, dessen Söhne dafür in Pfand zu nehmen.

Stanley ging darauf ein, und wirklich brachte schon am Nachmittage der König von Troba den verräterischen Scheffa nebst zwei seiner Häuptlinge ins Lager. Bei dessen Anblick erhoben die Wangwana ein lautes Triumphgeschrei. Und die Bootsmannschaft, des Schreckenstages von Bumbireh rachedürstend gedenkend, stürzte sich voll Wut auf ihn und hätte ihn auf der Stelle ermordet, wenn nicht Stanley selbst energisch dazwischengetreten wäre und durch eine starke Wache ihn gesichert hätte. Scheffa wurde jetzt ganz kleinlaut und kriechend in seinem Benehmen. Als Stanley ihm jedoch klar machte, daß er sich nicht an ihm rächen wolle, sondern ihn nur als Bürgen dafür in Haft behielte, um nicht während der Nacht von den Bewohnern von Bumbireh oder Ihangiro angegriffen zu werden, wurde er ganz mittheilsam und erzählte, daß Antari bei Tage und bei Nacht eine große Streitmacht auf Bumbireh zu sammeln im Begriffe sei, um das Lager auf Mahjiga anzugreifen: wie aber eine so kleine Zahl von Männern hoffe, dem Löwen* von Ihangiro zu enttrinnen, wäre er doch begierig zu erfahren.

Bald danach erschien nun eine Botschaft des Löwen. Drei große Canoes landeten, jedes mit 20 Mann bemannt, unter der Führung von Antaris erstem Minister von Ihangiro. Ihre Zahl war der Garnison überlegen. Deshalb ließ Stanley, um vor einer Überrumpelung sicher zu sein, 30 Mann mit geladenen Gewehren sich still für alle Fälle bereit halten.

Mit stolzer Zurückhaltung nahmen sie Stanleys freundliche Begrüßung entgegen: „Was sagt der König Antari?“

„Antari fragt: warum seid ihr in seine Gewässer gekommen und habt auf seiner Insel ein Lager aufgeschlagen?“

* Antari bedeutet „der Löwe“.

„Wir sind gekommen, weil wir auf unserm Wege nach Uganda hier vorbeifahren müssen, und wir sind auf Mahjiga geblieben, um auf unsere Leute zu warten. Da ich nicht Canoes genug besitze, um meine Leute und mein Eigentum auf einmal fortzuschaffen, so muß ich einige hier zurücklassen, während ich selbst mit der ersten Hälfte der Reisegesellschaft nach Uganda vorangehe. Ich wünsche von Antari die Versicherung zu erhalten, daß ich auf meiner Fahrt längs der Gestade von Bumbireh nicht werde angegriffen werden, und daß auch die Abtheilung, welche während meiner Abwesenheit auf dieser Insel zurückbleiben muß, nicht beunruhigt werden soll. Was sagt ihr?“

„Antari sagt, daß er ein großer und starker König ist. Das ganze Festland, welches ihr seht, gehört ihm und ebenso alle diese Inseln und Gewässer. Er hat nie zuvor Fremde auf dem See fahren sehen; sie sind stets zu Lande gereist. Er sagt: ihr müßt zurückfahren.“

„Sagt ihm, daß wir dies nicht können. Dieses Wasser gehört jedem Fremden ebenso gut wie der Wind. Die Insel mag ihm gehören; aber es wohnt niemand auf Mahjiga, und den Felsen werden wir keinen Schaden zufügen.“

„Antari sagt, er will nur unter der Bedingung Frieden schließen, daß ihr zurückgeht. Er sendet an euch diese drei Bündel Bananen und dieses Weib und Kind.“

„Wir treiben keinen Sklavenhandel, und drei Bündel Bananen können uns nichts nützen. Wir verlangen die Erlaubnis zu einer ruhigen und friedlichen Durchreise nach Uganda. Und wenn uns Antari viele Bananen schicken will, so wollen wir sie kaufen, da wir viele Leute bei uns haben, die wir satt machen müssen.“

„Dann sagt Antari, daß er euch bekriegen und euch alle töten will.“

„Ah, sagt er wirklich jene Worte?“

„Ja, Antari sagt jene Worte!“

Auf einen Wink Stanleys wurde da der gefangene Scheffa herbeigeholt und in die Versammlung geführt. Sobald die Gesandten von Ihangiro ihn sahen, sprangen sie alle mit drohenden Gebärden auf. Auch Stanley erhob sich mit seinen Leuten in kampfbereiter Stellung, was die Wilden sofort überzeugte, daß die Anwendung von Gewalt nicht geraten wäre.

Nun ergriff Stanley nochmals das Wort:

„Setzt euch und überbringt dem König Antari meine Worte. Macht eure Ohren weit auf und versteht mich wohl. Antari ist Mtesas Sklave; ich bin Mtesas Freund. Antaris Volk beraubt Mtesas Freund und sucht ihn zu ermorden; aber er ist entronnen und jetzt auf seiner Reise zu Mtesa zurückgekommen. Abermals beschäftigen sich Antari und seine Unterthanen damit, zum Kriege gegen den Freund Mtesas — der Antaris Oberherr ist — sich zu rüsten. Er sendet viele Canoes und Hunderte von Kriegeren nach Bumbireh. Er sendet auch drei Canoes, um mir anzukündigen, daß er im Begriffe steht, mich zu bekämpfen und vielleicht — ihr wißt es am besten — Scheffa zu befreien, den ich als Unterpfand für meine Sicherheit bei mir behalte. Sagt Antari, daß der weiße Mann kein Weib ist, und daß er für Lügenworte keine Ohren hat. Er beabsichtigt nach Uganda zu reisen, mag es ihm nun Antari erlauben oder nicht. Wenn Antari den Kampf will, so sagt ihm, er möge sich daran erinnern, wie der weiße Mann aus Bumbireh entkommen sei. Der weiße Mann verlangt nach Frieden, aber er fürchtet sich nicht vor Antari. Nun geht und überbringt jedes Wort dem Könige, und morgen um die Mittagsstunde muß ich seine Antwort erhalten haben, oder ich werde Scheffa und seine zwei Häuptlinge nach Uganda mitnehmen und dieselben an Mtesa ausliefern.“

Ohne ihnen Zeit zu weiteren Erwägungen und Betrachtungen zu lassen, wurden die Gesandten nun, nicht mit Gewalt, aber mit fester Entschlossenheit vorwärts nach ihren Canoes zu gedrängt. Erst in seinem Canoe kam der vornehmste Älteste Antaris aus seiner Bestürzung wieder so weit zu sich, daß er einjah, Stanley wolle absichtlich Gewaltmaßregeln vermeiden. Er gab dieser aufdämmernden Erkenntnis Ausdruck: „Laßt den weißen Mann in Frieden“, rief er aus; dann sich gegen die Insel wendend fuhr er fort: „Ihr habt Antaris Sohn Scheffa in euren Händen. Antari wird nicht mit euch kämpfen. Ich werde mit ihm aufrichtig sprechen und, wenn die Sonne hoch steht, werde ich mit Worten des Friedens zurückkehren.“

„Das ist gut“, erwiderte Stanley. „Sage dem König Antari, seinem Sohne Scheffa solle kein Leid zugefügt und er solle an sein Volk wieder ausgeliefert werden, sobald wir vor Bumbireh unverfehrt vorbeigefahren sein werden.“

Die Lage Stanleys war derart, daß sie die größte Vorsicht erheischte. Der erste falsche oder schwachherzige Schritt mußte seinen und der Seinigen Untergang unfehlbar herbeiführen.

Da nahte ungeahnt Hülfe.

Nachmittags meldeten die Wächter, daß eine Flotille von sechs braun angestrichenen Canoes durch den Kanal zwischen Bumbireh und Ihangiro herangefahren komme. Stanley erkannte bald, daß es Waganda wären. Mit lauten und warmen Begrüßungen wurden sie empfangen.

Sabadu, ihr Anführer, brachte gar mannigfaltige Nachrichten. Er wäre von dem Kabaka nach Kagehji mit dem doppelten Auftrage ausgesandt worden, den Araber Sungoro Tarib von dort nach Uganda zu geleiten und Nachforschungen nach dem Schicksal Stanleys anzustellen. Denn der Admiral Magassa hätte zwar berichtet, daß Stanley entweder von den Wilden in Bumbireh ermordet oder im See zugrunde gegangen sei. Er hätte auch die Trommel und die Ruder der Lady Alice dem Kabaka vorgelegt, der über deren Anblick sehr betroffen worden wäre, da er hätte glauben müssen, daß Stanley mit den Seinen, weil doch die Ruder ihre „Füße“ wären, ermordet worden wäre. Da aber sonst nichts zum Beweise einer solchen Annahme gefunden wäre, wie Trümmer des Bootes oder dergleichen, so habe Mtesa doch allmählich angefangen, die Richtigkeit des Berichtes Magassas zu bezweifeln, und habe deswegen Sabadu beauftragt, aller Orten genaue Nachforschungen nach dem weißen Manne anzustellen. Außerdem habe er noch Magassa mit einer starken Streitmacht zu Lande nach Ihangiro und den Obersten Mkwanga mit acht Canoes zu Wasser abgesandt, um längs aller Küsten noch schärfer und sorgfältiger nach Stanley zu suchen. Bei dem Häuptling Kytawa nun, nördlich von Ihangiro, hätten Sabadu und Mkwanga von der Gefahr gehört, in der sich Stanley befände, und darum sei er sofort zur Hülfe herbeigeeilt, Mkwanga aber würde mit seinen acht Canoes und mit fünf von Kytawa am nächsten Morgen bei Stanley erscheinen. Durch ihre vereinten Bemühungen würde es dann wohl auch gelingen, Antari zum Frieden zu bestimmen.

Als nun Sabadu Stanleys Bericht über die Lage der Dinge in Bumbireh und Ihangiro hörte, gab er seinem Unwillen in den stärksten Worten Ausdruck, hielt aber doch das Vertrauen fest, daß er Antari würde zum Frieden bewegen können, wenn er selber

nach Bumbireh hinüberführe. Er kannte die arglistigen Wa-Bumbireh nicht!

Nächsten Tages langte Mkwanga mit den 13 angekündigten Canoes auf Mahjiga an, sodaß jetzt auf der Insel eine Streitmacht von 470 Mann im ganzen vereinigt war. Einen Angriff brauchte man demnach nicht zu fürchten, wohl aber lag jetzt die Besorgnis vor einer Hungersnot nahe.

Der König von Troba, welchem die Beschaffung von Proviant aufgetragen war, brachte die Nachricht, daß Antari fortjahre, Canoes zu sammeln und sich zu rüsten. Um Sonnenuntergang erschien auch plötzlich ein einzelnes Canoe vor der Insel, dem Lager gegenüber: ein mit Schild und Speer bewaffneter Mann stand in dem Canoe auf und hielt eine trotzig herausfordernde Ansprache, worauf dasselbe ebenso hastig, wie es gekommen war, nach Bumbireh zurückfuhr.

Gleichwohl erschienen die Ältesten Antaris noch einmal im Lager mit der Versicherung, daß niemand nunmehr weiter belästigt werden sollte. Antari habe, fügten sie hinzu, den Wa-Bumbireh den Befehl erteilt, Lebensmittel unter der Bedingung an Stanley zu verkaufen, daß er Schekka, den Sohn Antaris, und die beiden Häuptlinge an dem Tage ausliefere, wenn er auf dem Festlande ankäme.

Mit lautem Beifallsgeschrei wurde diese Nachricht von allen aufgenommen. Niemand jedoch war aufrichtiger froh darüber, daß nun die Sorge und Unruhe vorüber wäre, als Stanley. Freundlich und höflich behandelte er die Ältesten. Doch hatte es ihm nicht gefallen wollen, daß sie ganz verstohlen schlaue Blicke mit Schekka austauschten.

Sabadu, ein sanguinischer Charakter, war dafür, die Wahrheit der Freundschaftsbeteuerungen Antaris baldigst zu erproben. Auch die Waganda erinnerten sehr eifrig daran, daß sie ein schmaler Kost und knappen Rationen entschieden abgeneigtes Volk wären.

Demzufolge erhielt Sabadu am nächsten Morgen Perlen und Zeug, und fuhr mit seinen Leuten, um Lebensmittel einzukaufen, nach dem Dorfe Kadshurri auf Bumbireh, demselben, aus dessen Hafen im April Stanley mit der Bootsmannschaft mit so genauer Not entronnen war.

In großer Unruhe sah Stanley ihn von dannen fahren:

mußte doch der Erfolg dieses vertrauensvollen Versuches über die Zukunft entscheiden. Allein nach sechs Stunden schon kam der Waganda zurück und suchte mit düsteren Blicken Stanley auf.

„Was giebt's Neues, Sabadu?“ fragte dieser eifrig. „Geht irgend etwas schlecht?“

„Ach!“ seufzte Sabadu, „die Wa-Bumbireh sind eine böse, verruchte Rasse. Wir landeten in Kadshurri, sahen an der Küste einige zwanzig Leute, und Kytawas Häuptling sprach mit ihnen. Sie sagten, wir möchten hingehen und uns so viele Bananen abschneiden, wie wir brauchten, und sie würden nachher über den Preis, den wir zu bezahlen haben würden, mit uns reden. Die Waganda ließen ihre Speere zurück und machten sich, indem sie nur ihre Schnittmesser mitnahmen, daran, die Früchte zu schneiden, während ich in dem Canoe zurückblieb. Plötzlich hörte ich ein Geschrei und ein Rascheln in dem Bananenwäldchen, und die Waganda kamen zurückgelaufen, schoben die Canoes in den See, stürzten sich dann ins Wasser und stiegen an Bord. Dem Häuptling Kytawas war der linke Arm ganz abgehauen worden, und darauf hatten sie ihm den Kopf gespaltet, sodaß er sofort starb. Acht von den Waganda waren schwer verwundet worden. Sie werden sogleich ans Ufer geschafft werden, und du wirst sie sehen. Bumbireh! Ach, Bumbireh ist ein böses Land!“

Die Verwundeten wurden ans Land getragen; sie hatten schreckliche Speerwunden, einige auch Pfeilwunden. Bei ihrem Anblicke stürzten einige hundert leidenschaftlich erregte Waganda auf Schekka und seine beiden Mitgefangenen los, und nur mit Mühe vermochte Stanley sie mit Hülfe seiner Wangwana vom Tode zu retten.

„Nur ruhig, Freunde, ruhig!“ rief er laut, „diese Männer sind an dieser That doch wahrlich nicht schuld. Mißhandelt sie nicht; sie sind unschuldig.“

Mkwanga, der Führer der Uganda-Flotille, geriet in wilde Wut. Er ergriff seinen Schild und drei Speere und rief seine Leute zusammen, indem er ihnen befahl, sich zu bewaffnen: er wolle sie durch ganz Bumbireh führen und dann weiter gegen Antari ziehen und ihn in seinem Hause erschlagen; jede Banane wolle er niederhauen, jede Hütte niederbrennen und ganz Shangiro in Asche verwandeln.

Stanley redete ihm zu, die Geduld nicht gleich zu verlieren.

und nicht thörichterweise noch mehr Menschenleben zu opfern. „Wir wollen“, schloß er, „die Sache zusammen beraten, und wenn ich nach reiflicher Erwägung der Sache finde, daß es meine Pflicht ist, diese Unthat zu rächen, so werde ich es thun.“

„Wenn du mir nicht hilfst“, erwiderte der noch immer leidenschaftlich erregte Mganda, „diese treulose Verrätherei zu bestrafen, so brauchst du nicht darauf zu rechnen, daß du Mtesas Antlitz und Uganda je wieder wirst zu sehen bekommen. Die Waganda sind gekommen, Dienste zu leisten; sie sind gekommen, dich aufzusuchen, als Mtesa dich für verloren hielt. Die Waganda und ich und Sabadu versprachen dir hülfreich zur Seite zu stehen, als wir hörten, daß du in Gefahr schwebtest. Die Waganda verließen dein Lager mit deiner Einwilligung, um für euch ebenso gut als für uns Nahrungsmittel zu holen. Nun ist Kytawas Häuptling ermordet, und hier liegen acht Verwundete! Was willst du thun?“

„Nur das, was ich nach reiflicher Überlegung für recht halte. Wenn ich euch auch nicht beistehe, so wird euch das nicht hindern, morgen aufzubrechen, um sie zu bekämpfen.“

„Aber wenn ich gehe“, sagte Mkwanga, „um sie morgen auf eigene Hand zu bekriegen, so werde ich niemals nach Mahjiga zurückkehren.“

Er ging mit stolzem Schritt und mürrisch hinweg, und die Waganda wurden kalt und zurückhaltend gegen Stanley, wie wenn er wegen des traurigen Ereignisses besonders zu tadeln wäre. Die Leute Kytawas jammerten laut um ihren erschlagenen Häuptling, und die seltsamen Töne ihres Klagegeschreis machten auf alle, die sie hörten, einen schmerzlich bewegenden Eindruck.

Vor allem lag Stanley daran, festzustellen, wie weit der König von Troba in die Verrätherei verwickelt wäre. Er setzte daher, bevor sich noch die Kunde von dem Geschehenen verbreiten konnte, sofort nach Troba hinüber, fand jedoch, daß der König vollkommen unschuldig war und von allem, was seit dem Morgen auf Bumbireh geschehen war, nicht die geringste Kenntniss hatte. Auf die Frage, ob irgend welche Leute aus Shangiro bei ihm wären, antwortete er, daß einer von Antaris jüngsten Söhnen da sei. Unverzüglich ließ Stanley den jungen Mann verhaften und in das Boot bringen. Dem Könige von Troba aber erteilte er den Auftrag, die Anzeige von dieser Verhaftung nach Bumbireh

zu überbringen und zugleich in Stanleys Namen die Erklärung abzugeben, daß, wenn man jetzt Frieden zu schließen beabsichtige, man schnell sein und spätestens bis zum nächsten Mittage sich erklären müsse: länger sei er nicht imstande, die aufgeregten Wanganda im Zaume zu halten oder seine eigene Abreise aufzuschieben.

Da langte von dem Beobachtungsposten die Meldung an, daß eine Menge Canoes der Stationsinsel von Süden her nahe. Es konnte nur die Expedition von der Zufluchts-Insel sein. Aber würden die Feinde ungefährdet sie landen lassen? In banger Erwartung standen die Wangwana auf dem Gipfel der Insel — denn alle hatten Verwandte und Freunde auf den Canoes — und schauten besorgt nach der Flotille aus, die ahnungslos auf die Insel zu steuerte und durch fröhliches, oft wiederholtes Zujuchzen ihr Nahen ankündigte. Doch alles ringsum blieb ruhig — und unter den herzlichsten Begrüßungen landeten die lange Ersehnten.

Durch die Freudenrufe aber ertönte hindurch die laute Totenklage um den ermordeten Häuptling und breitete je länger je mehr eine trübe Stimmung über das ganze Lager. Unterdes ließ Stanley Frank und die Führer der Wangwana in sein Zelt entbieten, zunächst nur um ihre Ansichten über die zu ergreifenden Maßregeln zu hören und ihre Gesinnungen zu erforschen, nicht um seine eigenen Gedanken ihnen darzulegen. Die einstimmig von der Versammlung vertretene Meinung war, daß die Expedition zum Kampfe verpflichtet sei. Alle Gegengründe, welche Stanley vorbringen mochte, waren nicht imstande, die Überzeugung, zu der sie einmal gelangt waren, wankend zu machen. Daher entließ sie Stanley mit der Weisung, die Wache bei den Gefangenen zu verdoppeln, damit denselben während der Nacht nichts zuleide geschähe: am nächsten Morgen wolle er seinen Entschluß allen mittheilen.

Er wollte mit seinen Gedanken allein sein. Er hatte deutlich die Empfindung, daß die Expedition an einem Wendepunkte ihres Geschickes angelangt wäre. Ein falscher Schritt konnte, nein mußte sie verderben. Was aber war das Richtige? Die Expedition verfolgte nicht militärische Ziele; sie war lediglich zu dem Zwecke der geographischen Forschung organisiert, mit der Absicht, dem Handel neue Wege ausfindig zu machen und zu solchen Ländern den Zugang zu eröffnen, die für Unternehmungen von Kaufleuten und Missionären geeignet wären. Welchen Charakter sie aber auch haben mochte, sie besaß jedenfalls das Recht der Selbst-

verteidigung. Und war sie nicht immer noch bedroht? Das letzte Wort, welches die verräterischen Wa-Bumbireh den flüchtenden Waganda nachgerufen hatten, war gewesen: „Seht euch nur morgen nach Unheil um!“ Durfte man sie weitere Komplotte schmieden lassen? Mußte nicht, wenn die Verrätereie straflos blieb, die Kühnheit der Wilden in einem Grade sich steigern, der die Sicherheit der weiterreisenden Expedition auf das ernstlichste gefährdete? Denn nicht nur waren sie von dem Siege, den sie über die arglosen Waganda errungen hatten, aufgebläht, sondern es mußte auch erwartet werden, wenn anders Stanley ihren Charakter richtig beurteilte, daß der Anblick ihres gemordeten Schlachtopfers ihre Mordlust erst recht entfacht hätte. Abgesehen also von den Verpflichtungen, welche Stanley aus Achtung und Dankbarkeit gegen Mtesa und Rytawa, deren Leute die Opfer der Wa-Bumbireh geworden waren, zu erfüllen hatte, lag für ihn die gebietsrührige Notwendigkeit vor zu handeln. Sollten die Wilden, deren Zahl inzwischen durch weitere Zuzüge auf etwa 2000 angewachsen war, nicht mit ihrem Angriffe auf das Lager zuvorkommen, so blieb nichts anderes übrig, als selbst kühn sie anzugreifen und durch einen entscheidenden Schlag ihren Frevelmut nachdrücklich zu beugen.

Bis Mittag noch wartete Stanley: keine Botschaft kam von Antari trotz der Gefangennehmung seines Sohnes. Da ließ denn Stanley die Streitmacht, welche er mitnehmen wollte — 50 Musketiere und 230 Speerträger — zusammentreten.

„Meine Freunde und Wangwana!“ redete er sie an. „Wir müssen den Seeweg frei und offen haben. Alles Unheil, was diese Menschen ausgebrütet haben, muß von uns ausfindig gemacht und verhindert werden. Ich stehe im Begriff, hinzugehen und sie zu bestrafen, um ihnen zu zeigen, daß es gefährlich ist, Fremde zu beunruhigen. Ich will sie nicht vernichten; deshalb hat keiner von euch zu landen, es sei denn, daß wir ihre Canoes finden, welche wir zerbrechen müssen. Wir müssen fechten, bis sie oder wir weichen; denn die Sache kann nur auf diese Weise entschieden werden. Während des Kampfes werdet ihr genau meine Befehle befolgen. Denn ich werde beurteilen können, ob ihr wilder Übermut gebrochen ist, oder ob wir auf dem Lande zu kämpfen haben werden.“

Die Entfernung von Mahjiga bis Bumbireh betrug zwei

Meilen. In zwei Stunden waren sie zurückgelegt. Längst hatten die Wilden das Nahen der 18 Canoes bemerkt: jede Landspitze war mit Wächtern besetzt, und auf den Höhen standen die Menschen dicht gedrängt.

Boten liefen schnell nach einem Pijanghain, der den südlichsten Hügel krönte und die ganze Aussicht über eine bis an seinen Fuß vordringende Bucht beherrschte. Es war klar, daß die Hauptmacht der Wilden dort kampfbereit stand. Geschickt manövrierend fuhr die Flotille so, daß sie die Einfahrt in die Bai gewann und die ganze Masse der feindlichen Krieger hinter den Pijangbäumen vor sich sah. Die ganze östliche und nördliche Seite der Bai war von hochragenden Bergen umgeben, welche fast bis zum Wasserrande, von dem sie nur ein schmaler, mit hohem Schilfrohr besetzter Landstreifen trennte, steil abfielen und teils mit Geröll, teils mit dürrer, kurzem Grase bedeckt waren.

Die Wilden, in der Meinung, daß die Flotille im Begriffe wäre, hier zu landen, eilten, einige tausend Mann stark, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und stellten sich in ziemlicher Ordnung am Ufer auf. Nun ließ Stanley sämtliche Steinanker auswerfen, sodaß die Canoes eine lange Linie längs des noch nicht 150 Schritt entfernten Ufers bildeten, ihre Seiten ihm zukehrend. Dann wurde zum letzten Mal an die Männer von Bumbireh die Frage gerichtet, ob sie kämpfen oder Frieden schließen wollten.

„Nangu*! Nangu! Nangu!“ antworteten sie und schwenkten zur Bekräftigung ihre Speere und Schilder in der Luft.

„Werdet ihr nicht irgend etwas thun, um Schekka zu retten?“

„Nangu! Nangu! Behaltet Schekka, er ist uns niemand. Wir haben einen anderen König!“

„Werdet ihr nichts thun, um Antaris Sohn zu retten?“

„Nangu! Nangu! Antari hat viele Söhne. Wir wollen nichts thun, als kämpfen. Wenn ihr nicht hierher gekommen wäret, so würden wir zu euch gekommen sein.“

„Ihr werdet es später bereuen.“

„Huh!“ riefen sie ungläubig. „Kommt heran, wir sind bereit!“

Weiteres Parlamentieren war unnütz. Zunächst stand eine Gruppe von etwa 50 Kriegern. Aus dieser nahm jeder in den

* Nein!

Canoes seinen Mann aufs Korn: Stanley kommandierte Feuer. Mehrere stürzten tot oder verwundet zu Boden, aber niemand floh.

Als die Wilden die unheilvolle Wirkung des Gewehrfeuers auf eine dicht gedrängte Masse bemerkten, zerstreuten sie sich und kamen bis an den Wasserrand herabgesprungen; einige versteckten sich in dem Köhricht des Ufers und verschossen von da ganze Bündel machtloser Pfeile auf die Canoes, ja die Kühnsten wateten sogar bis zu den Hüften ins Wasser hinein.

Stanleys Canoes rückten allmählich unter fortwährendem Feuern bis auf die Hälfte der Entfernung gegen die Küste vor. Aber die Wilden hielten ganz tapfer eine Stunde lang die Wasserlinie besetzt und erzielten mit ihren geschleuderten Steinen eine bessere Wirkung als mit den Pfeilen. Der Mut, den sie zeigten, bewies, was sie gethan haben würden, wenn ihnen ein nächtlicher Überfall des Lagers geglückt wäre.

Allmählich jedoch sank ihre kriegerische Begeisterung. Nun wurde die Canoelinie zusammengezogen und so manövriert, als wäre eine schnelle Landung und Überrumpelung beabsichtigt. Sofort stürzten sie mit hochgeschwungenen Speeren zu Hunderten heran. Plötzlich wurden die Canoes angehalten: eine mörderische Salve krachte mitten hinein in den dichten Haufen der Speerträger: sie verloren den Mut und zogen sich weit vom Kampfplatze zurück! Stanley hatte seinen Zweck vollständig erreicht.

Nun aber erhoben die 230 Waganda-Speerträger, die dem Kampfe mit der größten Spannung zugeschaut hatten, ein lautes Geschrei: sie wollten landen und die Vernichtung der Wa-Bumbireh vollenden. Mkwangas Ungestüm war nicht zu zügeln. Die Wangwana unterstützten die Waganda, und voll heißer Kampfeswut stürzten mehrere Canoes auf die Küste los. Stanley, zufrieden mit der Demütigung der Wilden, verbot die Landung. Man verweigerte ihm offen den Gehorsam: so wild war die Leidenschaft erregt. Da erklärte er bündig, den ersten Mann, sei er Mgwana oder Mgwanda, der seinen Fuß auf das Ufer setze, würde er mit eigener Hand niederschleßen. Das wirkte: die Ordnung wurde wiederhergestellt.

Den Wa-Bumbireh aber kündigte er an, wenn sie an diesem Kampfe noch nicht genug hätten, so würde er am nächsten Tage wiederkommen. Darüber möchten sie die Nacht hindurch nachdenken.

Der Morgen dämmerte herauf, als die ganze Expedition zur

Weiterreise sich anschickte. In den 14 großen Canoes der Waganda wurden die Waren, die Munitionskisten, die Reitessel und alle Furchtsamen untergebracht. Zu beiden Seiten bildeten dann die übrigen Canoes mit den Kriegern und Verteidigern zwei lange Reihen.

Mkwanga ließ die Trommel rühren, ohne welche keine Kriegerschar von Uganda je ausmarschirt; Hamadi blies munter in sein Horn: so wurde von Mahjiga abgestoßen und auf Bumbireh zugesteuert.

Vormittags langte man vor der feindlichen Insel an. Hunderte von Leuten waren auf den Berghöhen in Linien aufgestellt. Hatten sie wirklich noch kriegerische Absichten? Um darüber klar zu werden, ließ Stanley nahe an das Ufer heranrudern und dann einen Schuß abfeuern. Die Wirkung war überwältigend: hundert Menschen ergriffen sogleich eiligst die Flucht. Da ließ er denn einige Älteste der Insel herbeirufen und fragte sie:

„Sollen wir den Kampf von neuem beginnen?“

„Nangu! Nangu, M'kama*!“ antworteten sie demüthig.

„Der Unfriede ist also vorüber?“

„Zwischen uns ist kein Wortwechsel mehr.“

„Wenn wir ruhig weggehen, wollt ihr uns auch nicht mehr in den Weg treten?“

„Nangu! Nangu!“

„Ihr wollt künftig die Fremden in Ruhe lassen?“

„Ja! Ja!“

„Ihr wollt nicht wieder Menschen töten, welche kommen, um Lebensmittel zu kaufen?“

„Nangu! Nangu!“

So hielt er ihnen denn zum Abschied mit eindringlichen Mahnworten ihr feindseliges Benehmen im Gegensatz zu der Gastlichkeit, die Lukongeh, der alte Kibschadschu und Kytawa ihm bewiesen, vor und schied mit dem Versprechen, daß er für ihren Häuptling Schekka, den er zu Mtesa mitnehme, trotz allem doch ein gutes Wort bei dem Kabaka einlegen wolle. —

Groß war die Freude des gastlichen Kytawa, als die Flotte sich seiner Küste näherte. Die Ältesten aller Dörfer standen längs des Ufers und begrüßten die Nahenden mit freudigem Zuruf.

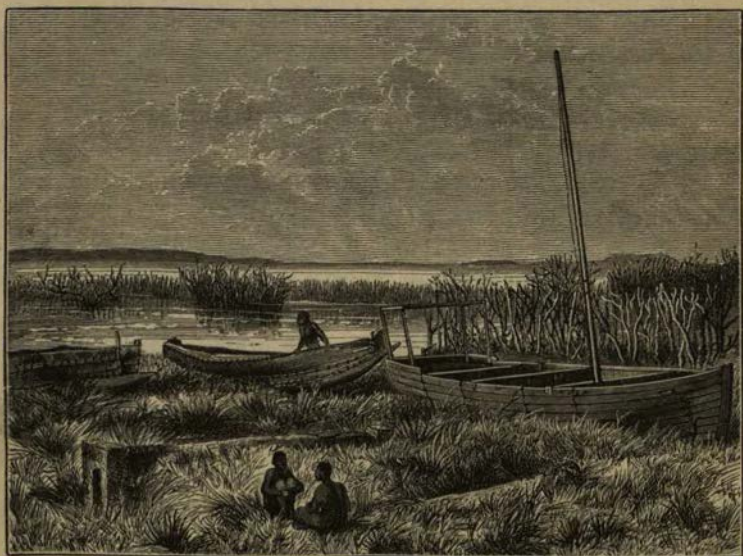
* König.

Kytawa schickte eine kleine Armee ab, um seine Salaams, seine Geschenke an mancherlei Lebensmitteln und seine Botschaften zu übersenden. Er ließ Stanley dafür danken, daß der Tod seines Häuptlings an den Wa-Bumbireh gerächt worden sei, und 20 Canoes zur Weiterfahrt anbieten.

Es bedurfte dessen nicht.

Glücklich wurde die Mündung des Alexandra-Nil, des Grenzflusses von Uganda, gekreuzt und eine Woche nach der Abfahrt von Mahjiga Dumo in Uganda erreicht, der Insel Sesse gegenüber, der Reise Ziel. Denn hier, hatte Stanley bestimmt, sollte die Expedition zurückbleiben, während er selbst sich zum Kabaka Mtesa begeben, um dessen Unterstützung für den Weiterzug zum Muta-Nzige sich zu erbitten.

Hierher schickte Magassa, der Admiral, Boten Stanley entgegen mit der Bitte, ein paar Tage auf ihn zu warten, bevor er die Reise nach der Reichshauptstadt anträte. Allein Stanley schlug die Bitte rund ab: er hatte den Säumnigen schon hinlänglich kennen gelernt.



Am Landungsplatz in Mosji auf Ukerewe.

Siebentes Kapitel.

Auf Pfaden des Krieges.

Reise zu Mtesa. — Am Victoria-Nil. — Wiedersehen. — Die Armee auf dem Marsche. — Das Lager auf Nakaranga. — Die rebellischen Wawuma. — Eine Seeschlacht. — Der Dammweg. — Die Friedensgesandtschaft. — Des Kaisers Wissensdurst. — „Was weißt du von den Engeln?“ — Bibel und Koran. — Mtesa wird Christ. — Niederlage der Waganda. — Der Kabaka in Wut. — Erfolgreiche Kämpfe. — Der Mwuma-Häuptling. — Der Christ siegt. — Das schwimmende Fort. — Der Krieg ist zu Ende. — Das Lager in Brand. — Siegreiche Heimkehr.

In Dumo gingen die lebhaftesten Gerüchte um von den gewaltigen Rüstungen, welche Mtesa, der Kabaka von Uganda, gegen die Wawuma* mache. Zum Kampfe zwar war es gegen die Unbotmäßigen noch nicht gekommen, aber man erwartete seinen Ausbruch in nächster Zeit. In der Hoffnung daher, Mtesa noch in der Hauptstadt anzutreffen, beschloß Stanley, seine Reise dort hin nach Möglichkeit zu beschleunigen.

In zwei Tagen fuhr er mit der Lady Alice nach Ntewi. Hier erwartete ihn die Ehrenwache, welche der Kabaka mit seinen Salaams seinem Freunde entgegengeschickt hatte, damit sie allenthalben auf der weiteren Reise zu ihm Stanley freundlichen Empfang und bequeme Quartiere sichere. Hier erhielt er auch die Ruder

* Vgl. S. 46.

wieder, welche vor Monaten auf Bumbireh ihm waren gestohlen worden. Magassa hatte sie hierher gebracht.

Indessen hatte der Krieg doch schon begonnen. Die Wawuma schwärmten mit Hunderten von Canoes auf dem Njanza umher und spähten nach Beute aus. Stanley hatte ihre räuberischen Neigungen einmal kennen gelernt und wollte die Lady Alice nicht zum zweiten Mal der Gefahr aussetzen, von ihnen weggenommen zu werden. Er ließ daher sein gutes Boot bis in die Mitte des Dorfes tragen und brachte es dort mit Rudern und Segeln unter Dach und Fach.

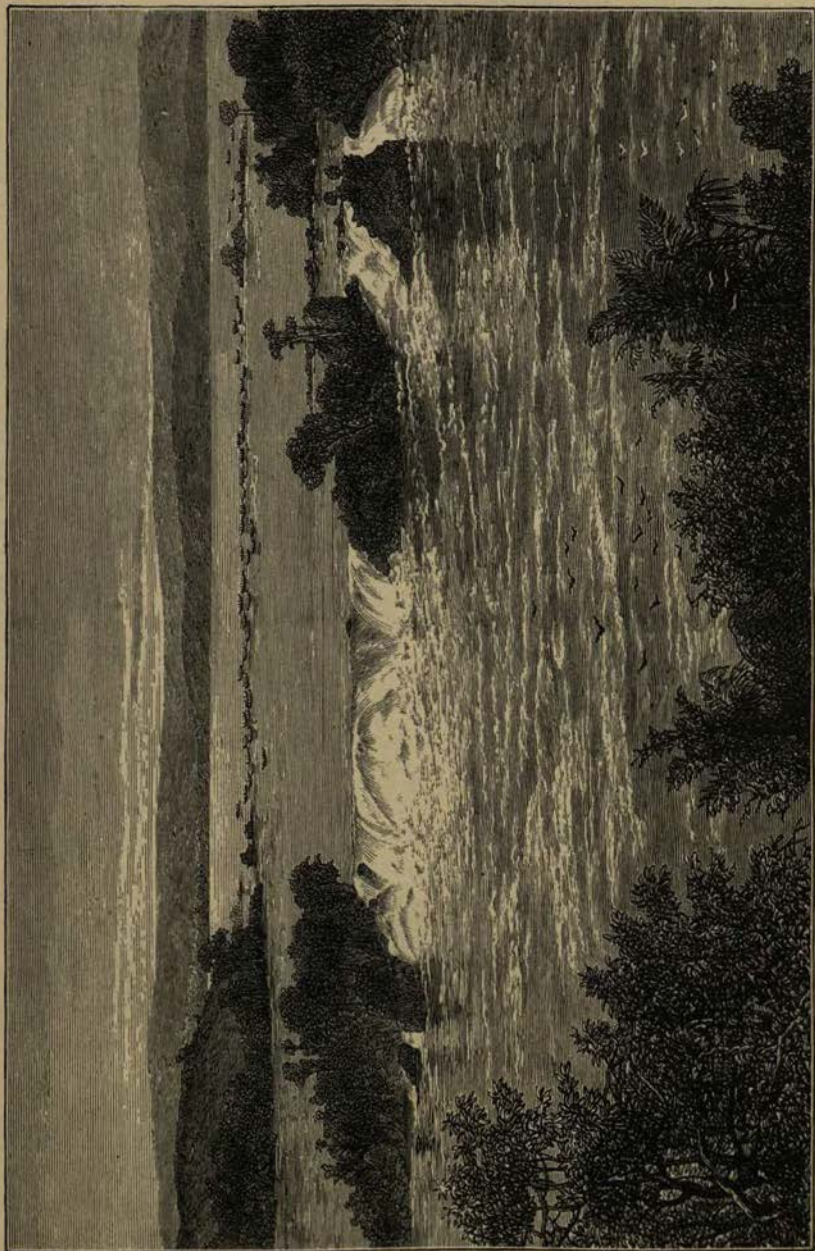
Auf Canoes wurde die Reise bis zur Buka-Bai fortgesetzt, dann aber der Landweg in nordöstlicher Richtung zu dem Lager Mtesa am Victoria-Nil eingeschlagen, in welchem Stanley den einzigen Ausfluß des Victoria-Sees feststellte. Immer wieder langten Begrüßungsbotschaften des Kabaka bei ihm an, immer länger und herzlicher, bis er den Victoria-Nil erreichte.

Als eine gewaltige Wassermasse verläßt der Nil den Njanza, um sich sofort über eine Felsenstufe herabzustürzen. Mehrere mit Buschwerk bewachsene Felsgruppen unterbrechen den Wasserfall, den die Waganda darum „die Steine“ nennen. Mit wildem Getöse rauschen die Fluten dagegen, hochauf spritzt der Gischt, weiß schäumend rauscht die Masse herab. Kleinere, mit Gras bewachsene Berge, Bäume in den Einsenkungen und Gärten an den unteren Abhängen bilden den anmutigen Rahmen der malerischen Scene. Sonst sieht man das Bild belebt durch die zahllosen Fische, die aus dem Wasser aufschnellen, Fischer stehen mit Angelruten und Haken auf den Felsen, Krokodile und Nilpferde liegen schläfrig da; Kinder kommen zur Tränke herbei.

Jetzt war alles durch den Kriegslärm weit verschleucht. Das kaiserliche Lager dehnte sich endlos am jenseitigen Ufer aus. Zahlreiche Canoes fuhren hin und her über den Fluß.

Zwei Boten kamen atemlos auf Stanley zugestürzt, um ihm zum letzten Mal des Kabaka herzlichste Salaams zu überbringen, und zeigten ihm inmitten des jenseitigen Lagergewühls Mtesa und seine Hauptlinge in ihren weißen Gewändern und roten Mützen.

Viele Tausende von Kriegern aus allen Stämmen seines weiten Reiches hatte der Kabaka zu dem Kriegszuge um sich versammelt, für die alle der weiße Mann ein Gegenstand höchsten Interesses und zudringlicher Neugier war. Allein die ihm bei-



Die Nilpon-Fälle oder „die Steine“ (von Uganda aus).



gegebenen Garden teilten ohne alle Rücksicht mit ihren langen Stöcken nach rechts und links wuchtige Hiebe aus und schafften ihm so eine Gasse durch das Lager.

In der Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers traf Stanley die großen Häuptlinge von Uganda und zuletzt auch den Katéfiro, der in seinem scharlachroten Überwurf, weißen Anzug und Fes und mit seinem stattlichen Gefolge eine glanzvolle Erscheinung war. Sie alle gaben ihrer Freude Ausdruck, Stanley gesund und wohlbehalten wiederzusehen, und waren namentlich höchst begierig zu hören, wie er aus Bumbireh entkommen wäre.

Am nächsten Tage kündigten zu der gewöhnlichen Stunde, um 8 Uhr morgens, die Trommeln an, daß der Empfang beim Kabaka begonnen habe, und eine halbe Stunde später kamen die Pagen, um Stanley zur Audienz abzuholen.

An den Thoren des äußeren Hofes drängten sich Tausende aus allen Ländern, eifrig bemüht, wenigstens einen flüchtigen Blick auf den großen Monarchen inmitten seines Hofstaates zu werfen. Aber die Leibwache trieb mit Flintenkolben und Stöcken die zudringliche, namenlose Menge in hartherzigem Diensteyfer zurück. Für Stanley jedoch bahnte das bloße Erscheinen der kaiserlichen Pagen einen breiten Weg bis an das Thor, das weit geöffnet wurde, um ihn und den Zug seiner Begleiter durchzulassen. Ein Hof wurde durchschritten. Eine kegelförmige Hütte stand im Mittelpunkt. Ihr Thor wurde zurückgezogen: in der breiten Thür saß still und schweigend der Kaiser. Zu beiden Seiten standen Standartenträger und Leibwächter, während die bedeutendsten Häuptlinge des Reiches einen weiten Halbkreis bildeten, dessen vorderste Reihe auf Matten saß. Im Hintergrunde standen die Leibgarden, das Gewehr schulternd, in Doppelreihen, Trommler und Musikanten in der Ecke.

Als Stanley auf Mtesa zuschritt, erhob sich derselbe, kam ihm bis an den Rand des Leopardenfelles, auf das er beim Sitzen seine Füße gestellt hatte, entgegen und legte in diese Begrüßung offenbar noch größere Wärme als bei der ersten Begrüßung in Ujávava.

Nach einer kurzen Pause wurde der Häuptling Sabadu herangerufen, um die Vorfälle bei dem Zusammentreffen mit Stanley, die Schlacht mit den Wa-Bumbireh und die Ereignisse auf der Rückreise zu erzählen, was er mit einer ganz erstaunlichen

Genauigkeit that. Dann stellte er in Stanleys Namen die Gefangenen aus Bumbireh dem Kabaka vor, des weißen Mannes Fürbitte hinzufügend, daß der Kabaka sie nicht hinrichten lassen, sondern so lange in Gewahrsam halten möge, bis Antari das Lösegeld für sie bezahlt. Endlich trug ihm Stanley den eigentlichen Zweck seines Besuches vor: ihm möglichst bald Führer zum Muta Nzige-See zu geben.

Mtesa erwiderte, daß er in einen Krieg mit dem aufrührerischen Volke der Insel Uwuma verwickelt sei, welches in unverschämter Weise sich weigere, seinen Tribut zu bezahlen, und Waganda raube, um sie nachher „für ein paar Bündel Bananen zu verkaufen“. In Uganda sei es aber nicht gebräuchlich, Fremde weiter reisen zu lassen, während der Kabaka in einen Krieg verwickelt sei; aber der Krieg würde bald vorüber sein, und dann würde er einen seiner Häuptlinge mit einer Armee absenden, um Stanley auf dem kürzesten Wege nach dem Muta Nzige zu geleiten. „Überdies“, schloß er, „kann eine kleine Streitmacht jenen See jetzt nicht erreichen. Kabba Rega von Unjoro führt gegenwärtig mit den Weißen von Kaniessa* Krieg, und das Volk von Ankori läßt keine Fremden in sein Gebiet zu Handels- oder anderen Zwecken kommen, und alle Straßen nach dem See gehen durch diese Länder.“

Unter diesen Umständen sah sich Stanley genötigt, ruhig das Ende des Krieges abzuwarten, da er keinesfalls den Plan aufgeben wollte, bis an den Albert-See** vorzudringen. So blieb er denn bei Mtesa und machte als dessen Gast den ganzen Krieg mit.

Die Wawuma hatten die kleine Insel Ingira, welche zwischen Uwuma und dem Festlande unweit des Nilausflusses liegt, zu ihrer Festung gewählt und eingerichtet. Bis auf 1000 Schritt Entfernung springt das Seeufer in der hohen Landspitze Nakaranga gegen die Insel vor. Hierher verlegte nun Mtesa sein Lager.

Es war ein ungeheurer Zug, den die 150 000 Krieger mit etwa 50 000 Weibern und ebenso viel Sklaven und Kindern bildeten, als die Armee sich nach Süden in Bewegung setzte.

Zuerst kam in kurzem Trabe das Corps, welches der General Mkwenda anführte, alle mit Oxer und Pfeifenthon bemalt. Dann

* Gondokoro am Bahr el abjad.

** Vgl. S. 2.

folgte mit fliegenden Fahnen und unter dem Lärm von Trommeln und Pfeifen die Abteilung des alten Rangu. Alle waren zum Kampfe entkleidet und hatten sich Gesicht und Körper mit weißen, schwarzen und ockergelben Farben bemalt. Ihnen nach drängten etwa 2000 auserlesene Krieger, die alte Königsgarde, lauter große Leute, in der Handhabung der Speere und Schilde gewandt, geschmeidig und schnellfüßig. Während sie an Stanley vorbeitrabten, erhoben sie laut ihren Kriegsruf „Kavja, kavja!“* und raffelten mit ihren Speeren. Hinter ihnen kam im Geschwindigkeit die mit Musketen bewaffnete Leibwache des Kabaka — etwa 20 000 Mann — in ihrer Mitte den Herrscher und seinen Katekiro einschließend. Zweihundert Mann bildeten endlich den Nachtrab, mit wirbelnden Trommeln, gellenden Pfeifen und fliegenden Fahnen den kriegerischen Zug beschließend.

Mtesa marschierte zu Fuß, mit unbedecktem Kopfe, in einem Anzuge von blaugewürfeltem Zeuge, den ein Gürtel zusammenhielt. Sein Gesicht war glänzend rot gefärbt. Der Katekiro schritt vor ihm her, gekleidet in einen dunkelgrauen Kaschmirrock.

Hinter Mtesas Leibgarde folgte nun Befehlshaber auf Befehlshaber, Abteilung auf Abteilung, jede an ihrem eigentümlichen Trommelschlag erkennbar. Als Kriegsgeschrei riefen sie die Namen ihrer Anführer, immer die letzten beiden Silben wiederholend: Tschambarango, ango, ango! Selebobo, bobo, bobo! Kitunzi, tunzi, tunzi! Alle bewegten sich in außerordentlich schnellem Schritt, mehr wie in den Kampf eilende, als wie marschierende Krieger, wie es denn ihre Gewohnheit war, sich stets in Trab zu setzen, wenn sie irgend etwas unternahmen, das einen kriegerischen Charakter trug.

Danach kamen einige tausend Weiber, denen Speerträger vorangingen und nachfolgten, und hinter diesen wieder Woge auf Woge der endlosen Kriegermassen.

Sobald die Wawuma von dem Abmarsche des Heeres Kunde erhielten, erschienen sie in einigen hundert Canoes, überrumpelten das verlassene Lager und steckten es in Brand, bevor noch die zurückgelassenen Wachen sie gewahr geworden waren. Dann kehrten sie im Triumphe zu ihrer Insel zurück.

* Die beiden letzten Silben des Wortes Mukavja — König — was ein Titel Mtesas in seiner Jugend war.

Auf Nakaranga entstand im Laufe eines Tages eine große Stadt von 30 000 kuppelähnlichen Hütten, aus deren Masse sich hier und da größere Hütten von Kegelform für die Häuptlinge heraushoben. Einer jeden Heeresabteilung hatte der Katékiro ihren Lagerplatz angewiesen. Das kaiserliche Hauptquartier lag im Mittelpunkte des weiten Lagers. Sekebobos Schar lagerte an einer Bucht, welche sich hinter dem Vorgebirge öffnete, um die Flotte Mtesas, 325 Canoes stark, zu verteidigen, die dort ankerte. Auch Stanley war nicht vergessen. Neben der breiten Heerstraße, welche von dem Hauptquartier nach der Landspitze angelegt war, wurden für ihn und seine Bootsmannschaft bequeme Quartiere hergerichtet.

Ziemlich steil erhob sich vor dem Kap die Insel Ingira, wohin die Rebellen mit ihren Familien und einigen Rinderherden ihre Zuflucht genommen. 20 000 Mann verteidigten sie, deren einzige Angriffswaffe Speer und Schleuder waren: kein sehr furchtbarer Gegner für Mtesa, wenn auch die Verblindeten der Wawuma, Bewohner der benachbarten Küsten und Inseln, ihre ganze Canoesflotte bei Ingira vereinigt hatten. An zuversichtlicher Reckheit jedoch fehlte es den Wawuma nicht.

Schon am Tage nach der Ankunft des Kabaka fuhren sie mit einer Menge von Canoes von ihrer Insel her drei- bis viermal reißend schnell bis dicht an das Lager heran und wieder zurück in den See, um die Waganda zu verhöhnen, bevor diese sich darauf besannen, durch Musketenschüsse für ihre Dreistigkeit sie zu bestrafen. Vor den Schüssen beugten die Wawuma tief die Köpfe nieder, aber einige sprangen auf die Sitzbretter in den Canoes, zeigten ihre Geschicklichkeit im Speerwerfen und fuhren fort die Gegner zu verhöhnen.

Am folgenden Tage erhielt der General Sekebobo den Befehl, mit der kaiserlichen Flotte nach Nakaranga zu fahren. Es war auf eine Landung auf Ingira abgesehen. Viele tausend Waganda standen auf dem Vorgebirge und den Anhöhen und schauten dem Aufbruch der Flotte zu. Aber auch die Wawuma beobachteten von dem Gipfel ihrer Felsinsel genau alles, was geschah, und merkten sehr bald, was gegen sie im Werke war. Hastig bemantelten sie etwa 100 Canoes und fuhren, wie ebenso viele Krokodile, mit großer Schnelligkeit auf Sekebobos Lager zu. Bevor noch dieser seine Flotte in Schlachtordnung stellen konnte, waren sie

schon mitten auf der Bai, um ihm die Überfahrt zu verlegen, und warteten ruhig auf sein Heranfahren.

Allein die Flotte der Waganda war ihnen doch zu stark. Als die dichtgedrängte, aber ziemlich gut geordnete Masse der Canoes sich ihnen näherte, öffneten sie daher ihre Linien nach rechts und links und ließen ihren Feind an sich vorbeifahren. Die Waganda, hierdurch ermutigt, erhoben sofort ein Siegesgeschrei: als sich plötzlich die tapferen Insulaner mitten in die Masse ihrer Feinde von beiden Seiten hineinstürzten und Schrecken und Verwirrung über das ganze Waganda-Heer verbreiteten.

Bei diesem Anblick sprang Mtesa hoch auf und erhob laut sein Kriegsgeschrei „Kavja, kavja!“ „Kavja, kavja!“ antwortete es von der Flotte her und beherzt wandten sich jetzt die Waganda gegen den überkühnen Feind. Die Wawuma jedoch, zufrieden damit, 14 Canoes erbeutet zu haben, zogen sich in das tiefere Wasser zurück, wohin die Wagandaflotte ihnen nicht zu folgen wagte.

Eine Kampfespause von einigen Tagen folgte. Mtesa war ratlos. Er wandte sich an Stanley:

„Stanly, ich bedarf deines Rates. Alle weißen Männer sind sehr geschickt und scheinen alles zu wissen. Ich möchte gern von dir erfahren, was ich nach deiner Meinung von diesem Kriege erwarten kann. Werde ich den Sieg erringen oder nicht? Es ist meine Meinung, daß wir gewandt und geschickt handeln und mit dem Kopfe arbeiten müssen, um jene Insel einzunehmen.“

Stanley lächelte über diese naive Offenherzigkeit und meinte, daß den Ausgang des Kampfes nur ein Prophet voraussagen könnte: und ein solcher wäre er doch nicht. Indessen glaube er, daß durch Kopfarbeit allein die Insel Ingira nicht einzunehmen sei, wenn nicht Tapferkeit sich ihr verbände.

„Ich weiß“, entgegnete darauf Mtesa, „daß die Waganda auf dem Wasser nicht gut kämpfen werden; sie sind nicht daran gewöhnt. Auf dem Lande sind sie immer siegreich; wenn sie aber in Canoes fahren, so fürchten sie sich vor dem Umschlagen des Rahnes, und die meisten der Krieger kommen aus dem Innern des Landes und können nicht schwimmen. Die Wawuma aber sind mit dem Wasser sehr vertraut und schwimmen wie die Fische. Wenn wir ein Mittel ausfindig machen könnten, die Waganda auf die Insel hinüberzubringen, ohne sie den Gefahren einer Canoe-fahrt auszusetzen, so würde ich des Sieges gewiß sein.“

„Du hast Männer, Weiber und Kinder“, erwiderte Stanley, „hier in diesem Lager so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Befiehl, daß jeder, der laufen kann, einen Stein aufnimmt und in das Wasser wirft, und du wirfst die Tiefe desselben schon sehr vermindern; wenn aber jeder einzelne täglich 50 Steine zuträgt, so stehe ich dir dafür, daß du in wenigen Tagen trockenen Fußes nach Ingira hinübergehen wirst.“

Mtesa gab deutlich seinem Beifall zu diesem Gedanken Ausdruck und befahl dem Katekivo, sofort zwei Heeresabteilungen auszusenden und sie das Werk angreifen zu lassen.

Sehr bald war die Vorderseite des felsigen Vorgebirges mit ungefähr 40 000 Kriegern bedeckt, welche mit der ungewöhnlichen Arbeit sich abmühten, einen Damm aus Felsstücken zu bauen, der Nakaranga mit der Insel Ingira verbinden sollte. Allein sie verschwendeten ihre Anstrengungen unnütz mit dem Baue eines etwa 100 Fuß breiten Dammweges, den zu vollenden mindestens ein Jahr Zeit erfordert haben würde.

Stanley machte den Katekivo darauf aufmerksam und gab ihm den Rat, sich auf eine Breite von 10 Fuß zu beschränken und die Leute in Reihen aufzustellen: dann würde er bald das Vergnügen haben, ohne alle Gefahr auf Ingira festen Fuß zu fassen. Der Katekivo, überaus höflich, aber unbeugsam wie Stahl, hielt es nicht für angemessen, von einem Fremden Rat anzunehmen. Zwar verriet er es durch keine Miene, bot vielmehr mit den stets gleich freundlichen Manieren Stanley einen Kürbis voll Maramba an und sprach mit ihm angelegentlich über allerhand andere Gegenstände: aber den erteilten Rat ignorierte er vollständig.

So kam die Arbeit nicht vorwärts. Mtesa glaubte daher, durch Bäume die Wasserstraße schneller ausfüllen zu können. Drei Tage lang waren die Waganda mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt; ein ganzer Wald wurde niedergelegt und nach Nakaranga geschleppt, wo die Bäume mit Baststricken zusammengebunden und in das Wasser versenkt wurden.

Am Morgen des fünften Tages kam Mtesa zur Landspitze hinab und freute sich zu sehen, daß der Damm schon um 180 Schritte sich der Insel Ingira genähert hatte. Während er nun nach der Insel hinüberblickte, fragte er Stanley, was er zu der Absendung einer Deputation meine, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen oder wenigstens die Stimmung der Wawuma zu sondieren. Stanley

riet ihm entschieden ab: die Wawuma würden sicher die ganze Gesandtschaft umbringen. Allein der Kabaka blieb bei seiner Idee, und ein Page, Namens Webba, wurde in einem Canoe zu den Feinden hinüberschickt, um Friedensunterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen. „Sagen Sie Webba Lebewohl“, sagte Stanley, als die Gesandtschaft, ohne eine Gefahr weder zu fürchten, noch auch nur zu ahnen, abruderte, „Sie werden den kleinen Webba nie wiedersehen!“

Der Katéfiro lächelte sehr überlegen bei dieser Äußerung; aber Stanley konnte sich banger Ahnungen nicht erwehren. Er hatte die Wawuma zu genau kennen gelernt, als er fünf Monate zuvor nur mit genauer Not ihren Angriffen entgangen war.

So ziemlich die ganze Armee von Uganda stand auf dem Bergesabhang und verfolgte mit gespanntester Aufmerksamkeit das Canoe. Als es der Insel sich näherte, luden die Wawuma es ein, ganz dicht an das Ufer heranzukommen. Langsam ruderte es in die Binsen, welche den Strand der Insel umsäumten, hinein. Die Wawuma sammelten sich in dichten Haufen vor der Landungsstelle, und mehrere ihrer Canoes fuhren etwas in den See hinaus, offenbar, um dem Waganda-Canoe den Rückweg abzuschneiden.

Einen Moment war alles still. In dem Augenblicke jedoch, wo die Gesandtschaft an der feindlichen Insel landete, tönte auch schon das Angstgeschrei der Unglücklichen, untermischt mit dem triumphierenden Jauchzen der Wawuma, nach Nakaranga hinüber. Nach einigen Augenblicken sah man mehrere Männer bis an das Wasser vorlaufen: unter Hohn und Spott zeigten sie dem Kabaka Mtesa die blutigen Köpfe seiner Abgesandten und schleuderten sie dann verächtlich in den See.

Wüthend und ganz aus der Fassung gebracht, stand Mtesa auf und kehrte sehr niedergeschlagen in seine Hütte zurück; dem Katéfiro aber gab er den Befehl, die Arbeiten an dem Damme wege fortzusetzen. Allein die Idee hatte den Reiz der Neuheit und damit alle Lebenskraft verloren. Nach einigen Tagen sah man nur noch ungefähr 100 Arbeiter lässig an dem Damme beschäftigt, und bald war gar nicht mehr davon die Rede.

Anderer Gedanken hatten sich vollständig des Kaisers bemächtigt. Er wollte sich von Stanley in den europäischen Wissenschaften unterrichten lassen. Stanley konnte es ihm nicht abschlagen, und begann daher, einen Vortrag über die Geheimnisse der Natur, die

Werke der Vorsehung, die Wunder des Himmels, der Luft und der Erde zu halten. Dann ging er zu der Natur der Steine und Metalle und ihrer verschiedenen Verwendbarkeit über, welche der Scharfsinn kenntnisreicher Europäer aufgefunden und zur Fabrikation unzähliger Gegenstände benutzt habe. Der gefürchtete Monarch saß mit weit geöffneten Augen und einer alles verschlingenden Aufmerksamkeit da, während aus Ehrerbietung gegen seine leicht erregbaren Gefühle die Häuptlinge sich stellten, als ob sie mit nicht minder gespanntem Interesse zuhörten als ihr Herr, wiewohl die älteren wenigstens im Herzen geneigt sein mochten, Stanley für einen langweiligen Menschen zu halten.

Unmerklich jedoch ließ sich Stanley, eingedenk des früheren glücklichen Versuches, dem Kabaka Interesse für das Christentum einzulösen, im Strome des weitschichtigen Vortrages zu religiösen Gegenständen hintreiben: scheinbar zufällig erwähnte er die Engel. Als Mtesa dies Wort hörte, schrie er vor Freude auf, und sofort fielen die Häuptlinge mit lautem „Ah — ah — ah!“ ein, wie wenn sie etwas ausnehmend Schönes gehört hätten.

Als der Beifallssturm sich wieder gelegt hatte, ergriff Mtesa das Wort: „Stamli, ich habe meinen Häuptlingen immer gesagt, daß die Weißen alles wissen und in allen Dingen erfahren sind. Sehr viele Araber, einige Türken und vier Weiße haben mich besucht, und ich habe sie ausgefragt und sie alle reden hören, und was Weisheit und Tüchtigkeit anbetrifft, so übertreffen die Weißen alle anderen. Warum kommen die Araber und die Türken nach Uganda? Kommen sie nicht des Elfenbeins und der Sklaven wegen? Warum kommen aber die Weißen? Sie kommen, um diesen See, unsere Flüsse und Berge zu sehen. Die Araber bringen Zeug, Perlen und Draht, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen; sie bringen auch Schießpulver und Gewehre; wer hat aber die Araber veranlaßt, alle diese Gegenstände des Handels wegen herzubringen. Die Araber sagen selbst, daß die Weißen dies gethan, und ich habe unter allen den Gegenständen, welche sie gebracht haben, noch nichts gesehen, das nicht die weißen Männer gemacht hätten. Daher sag' ich, schafft mir nur weiße Männer her, weil ihr, wenn ihr Kenntnisse erwerben wollt, mit ihnen reden müßt, um sie zu erlangen. Nun, Stamli, sage mir und meinen Häuptlingen, was weißt du von den Engeln?“

Stanley versuchte eine lebendige Schilderung der gewöhnlich

mit den Engeln verknüpften Vorstellungen zu geben, etwa wie Michel Angelo sich bestrebt hat, sie bildlich darzustellen. Um jedoch zu zeigen, daß er für seine Worte auch gute Autoritäten beibringen könne, ließ er seine Bibel herbeiholen und übersezte seinen Zuhörern das, was Ezechiel und Johannes über die Engel sagen.

Darüber war denn alles andere vergessen. Mtesa warf begehrlche Blicke auf die Bibel, und Stanley, seinen Wunsch erberatend, stellte ihm aus der Bootsmannschaft den jungen Dallington vor, einen Zögling der englischen Missionsanstalt in Zanzibar, welcher ihm die Bibel in Kiswahili übersezzen sollte.

Von jetzt an konnte man während der Pausen der Muße, die der Krieg gewährte, den Kaiser und seinen Hof mit Stanley und Dallington beschäftigt sehen, einen Auszug aus der Heiligen Schrift zu übersezzen. Leser gab es genug für diese Übersetzungen, aber keinen, der eifriger und ernster in ihrem Studium gewesen wäre, als der Kabaka.

Ein dickes Buch wurde angefertigt, in welches Idi, der Schreiber Mtesas, die Übersetzung sauber einschrieb, sodaß der Kaiser allmählich eine Darstellung der heiligen Geschichte erhielt von der Schöpfung bis zur Kreuzigung Christi, in deren letzten Teil das Evangelium Lucä unverkürzt aufgenommen wurde.

Als die abgekürzte Bibel fertig war, rief Mtesa alle seine Häuptlinge und die Offiziere seiner Leibwache zusammen und hielt eine Ansprache an die Versammelten.

„Als ich meinem Vater Suna“, begann er, „in der Regierung folgte, war ich ein Heide und hatte am Blutvergießen mein Wohlgefallen, weil ich es nicht besser gewußt habe und nur den Gebräuchen meiner Väter gefolgt bin. Aber als ein arabischer Kaufmann, der auch ein Priester war, mich den Glauben des Islam lehrte, habe ich von dem Beispiele meiner Väter mich losgesagt. Hinrichtungen wurden darauf weniger häufig, und niemand kann behaupten, daß er seit jenem Tage mich in Pombe betrunken gesehen habe. Aber doch blieben noch sehr viele Dinge mir unverständlich, z. B. wie es möglich sei, daß Menschen nach ihrem Tode im Himmel noch an Sinnelust ihre Freude haben, oder wie sie auf einer nur ein Haar breiten Brücke entlang gehen können. Denn das sind einige der von den Söhnen des Islam verkündeten Lehren. Ich habe keine rechte Einsicht in diese Dinge, da mein gesunder Menschenverstand sie verwirrt, und es ist auch

niemand in Uganda imstande, mir darüber mehr Licht zu verschaffen. Da ich aber den Wunsch in meinem Herzen hege, gut zu sein, so hoffte ich immer, Gott werde meine Thorheiten übersehen und mir vergeben und Männer, welche das Rechte wüßten, nach Uganda senden. Nun ist, Gott sei Dank, ein weiser Mann, Stamliſh, nach Uganda gekommen mit einem Buche, welches älter ist als der Koran Mohammeds, und Stamliſh ſagt, daß Mohammed ein Lügner war, und daß viel von ſeinem Buche aus dieſem entlehnt iſt, und dieſer Jüngling und Idi haben mir alles vorgeleſen, was Stamliſh ihnen aus dieſem Buche vorgeleſen hat, und ich finde, daß es weit beſſer iſt als das Buch Mohammeds, abgeſehen davon, daß es das erſte und älteſte Buch iſt. Der Prophet Muſa* ſchrieb einen Theil davon, lange, lange, bevor man von Mohammed nur etwas gehört, und das Buch war lange vor der Geburt Mohammeds vollendet. So wie Kintu, unſer erſter König, lange vor mir lebte, ſo lebte Muſa vor Mohammed. Nun verlange ich von euch, meine Häuptlinge und Krieger, daß ihr mir ſagt, was ich thun ſoll. Sollen wir an Iſa** und Muſa glauben oder an Mohammed?“

Iſchambarango entgegnete: „Laßt uns das, was das Beſte iſt, annehmen.“

Der Katéſiro ſagte: „Wir wiſſen nicht, was das Beſte iſt. Die Araber ſagen, ihr Buch ſei das beſte, und die weißen Männer ſagen, ihr Buch ſei das beſte — wie können wir alſo wiſſen, wer die Wahrheit ſagt?“

Kauta, der kaiſerliche Haushofmeiſter, ſagte: „Als Mteſa ein Sohn des Iſlam wurde, unterrichtete er mich und ich wurde auch einer; wenn mein Gebieter, da er jetzt mehr Erkenntniß erlangt hat, ſagt, daß er mich Falsches gelehrt habe, ſo mag er mich nun das Richtige lehren. Ich harre darauf, ſeine Worte zu hören.“

Da lächelte Mteſa und ſagte: „Kauta ſpricht ganz gut. Wenn ich ihn lehrte, wie er ein Muſelmann werden könne, ſo that ich dies, weil ich glaubte, daß dies gut ſei. Iſchambarango ſagt: «Laßt uns das, was das Beſte iſt, annehmen.» Sehr wahr, ich habe auch Verlangen nach dem Beſten und nach dem beſten Buche; aber der Katéſiro fragt: «Wie können wir das Wahre erkennen?»

* Moſes.

** Jeſus.

und ich will ihm darauf antworten. Höret mir zu. Die Araber und die Weißen benehmen sich doch genau so wie ihre heiligen Bücher sie es lehren, nicht wahr? Die Araber kommen hierher, um Elfenbein und Sklaven zu kaufen, und wir haben gesehen, daß sie nicht immer die Wahrheit sagen, und daß sie Menschen von ihrer eigenen Farbe kaufen und dieselben schlecht behandeln, indem sie sie in Ketten legen und schlagen. Wenn man dagegen den weißen Männern Sklaven anbietet, so schlagen sie dieselben aus und sagen: «Sollen wir unsere Brüder zu Sklaven machen? Nein, wir sind alle Kinder Gottes.» Ich habe bis jetzt noch keinen Weißen eine Lüge sagen hören. Speke kam hierher, benahm sich gut und ging wieder auf den Heimweg mit seinem Bruder Grant. Sie kauften keine Sklaven, und in der Zeit, wo sie in Uganda lebten, waren sie sehr gut. Stamlih kam hierher und wollte keine Sklaven annehmen. Abdul Aziz Bey* ist hier gewesen und fortgegangen und hat keine Sklaven mitgenommen. Welcher Araber würde so wie diese Weißen Sklaven ausgeschlagen haben? Obgleich wir mit Sklaven handeln, so ist dies noch kein Beweis, daß das nicht schlecht sein könnte, und wenn ich bedenke, daß die Araber und die Weißen so handeln, wie es sie gelehrt wird, so behaupte ich, daß die Weißen den Arabern weit überlegen sind, und ich glaube deshalb, daß ihr Buch ein besseres sein muß als das Mohammeds, und von allem, was mir Stamlih aus seinem Buche vorgelesen hat, erscheint mir nichts so bedenklich und beschwerlich, daß ich es nicht glauben könnte. Das Buch beginnt mit dem Anfang dieser Welt, sagt uns, wie dieselbe geschaffen wurde und in wie viel Tagen, giebt uns die Worte Gottes selbst und des Moses und des Propheten Salomo an und Jesu, des Sohnes der Maria. Ich habe auf dies alles mit Wohlgefallen gelauscht, und nun frage ich euch, sollen wir dieses Buch oder das Mohammeds als unsern Führer annehmen?“

Da die Häuptlinge merkten, wohin die Meinung des Kaisers neige, so antworteten sie alle einmütig: „Wir wollen das Buch des Weißen annehmen!“ Und Mtesas Antlitz erleuchtete, als er diese Antwort vernahm, eine freundige Glut.

So entsagte Mtesa der mohammedanischen Religion und bekannte sich offen zum christlichen Glauben. Zugleich kündigte er

* Unter diesem Namen machte Oberst Linant de Bellefonds seine Reise.

seinen Entschluß an, seiner neuen Religion treu anzuhängen, eine Kirche zu bauen und alles, was in seiner Macht stände, zu thun, um die Ausbreitung christlicher Gefinnungen unter seinem Volke zu befördern und sich, soweit er dies irgend vermöge, nach den heiligen, in der Bibel enthaltenen Geboten zu richten.

„Stamli“, schloß Mtesa, „sage den Weisen, wenn du an sie schreibst, daß ich einem Menschen gleiche, der in der Finsternis sitzt oder blind geboren ist, und daß mein Verlangen nur dahin steht, daß man mich sehen lehre, und ich werde ein Christ bleiben, solange ich lebe.“

Stanley versprach dem Kaiser, daß er Dallington aus seinen Diensten entlassen wolle, damit er Mtesa als ein Helfer in seinem neuen Glauben mehr und mehr befestigen, ihm die Bibel vorlesen und Bibelstunden halten möge, bis man aus Europa einen Priester senden würde, um ihn zu taufen und mit seinem Volke in der christlichen Religion zu unterweisen. —

Das ist denn auch geschehen. Bevor noch Stanley den Boden Afrikas verlassen, sandte die Church Missionary Society, durch jenen Aufruf Stanleys, den er Linant de Bellefonds mitgegeben hatte, veranlaßt, den Rev. Wilson mit einigen Gehülfen nach Uganda. Am 2. Juli 1877 langten die Missionare in Rubaga an und am 8. Juli hielt dort Wilson seine erste Predigt vor Mtesa. Vom Nil her trafen zu Wilsons Unterstützung nicht lange danach noch drei weitere Missionare in Uganda ein. Andererseits sandte aber auch 1878 der Bischof von Algier katholische Missionare unter P. Lévinhac nach Uganda, so daß eine Verwirrung der Gemüther nicht ausbleiben konnte. Hierin, wie es scheint, lag die Ursache, daß Mtesa nicht bloß dem im Mai 1879 wieder heimkehrenden Wilson drei Waganda-Häuptlinge mitgab, um selbst Europa kennen zu lernen, sondern auch am 23. Dezember 1879 in seinem Reiche sowohl das Christentum wie den Islam verbot.

Jene drei Häuptlinge reisten über den Nil mit den englischen Missionaren nach England. Nach einer Abwesenheit von 22 Monaten kehrten sie von dort über Zanzibar nach Rubaga zurück, wo Sabadu, einer von ihnen, vor versammeltem Hofe dem Kabaka über ihre Reise Bericht erstattete. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie europäische Dinge in den Köpfen der afrikanischen Häuptlinge sich widerspiegeln. Es mag darum ihr Bericht über ihre Erlebnisse in London hier die Schicksale Stanleys unterbrechen.

„Endlich kamen wir“, erzählte Sabadu, „nach London. Hier sandte uns die Königin einen Häuptling mit einem Wagen und zwei Pferden entgegen [die Church Missionary Society hatte ihn vielmehr gesandt]. Pferde giebt es so viel in London, daß man sie nicht einmal zählen kann. Und die Häuser, die werden von Stein erbaut. Oh, mein Gebieter, prachtvoll, prachtvoll! Man erbaut zwei lange Wände von Stein (die Straßenfronten), sehr lang, so weit man sehen kann, und innerhalb der Wand befindet sich das Haus. Alles ist nur ein Haus, aber getrennt, so daß eine Masse Leute darin wohnen. Keiner kann zählen, wie viel Leute in einem Hause (einer ganzen Straßenseite) wohnen. Oh, London ist ein ungeheuer großer Ort; nichts als Häuser von Stein, so weit als von hier bis Wahwezi (etwa 5 Meilen).

„Zwei Tage später sandte die Königin nach uns. Wir sahen eine Masse Damen beisammen, welche alle überein angezogen waren, so daß wir nicht wußten, wer die Königin sei. Oh, mein Gebieter, wundervoll! Das Haus der Königin ist so groß, wie von hier bis Nabulagala (etwa eine halbe Meile). Das Haus der Königin ist inwendig ganz von Spiegelglas, Gold und Silber, und wir saßen auf Stühlen, welche ganz aus Elfenbein bestanden.

„Wir sahen auch eine Kirche mit sehr großen Glocken (St. Paulskirche). Wenn die Glocken läuten, kann man sie so weit hören, wie von hier bis Wasoga (etwa 12 Meilen). Das Innere der Kirche ist ganz aus wunderschönem Holze und Marmor. Die Wasungu (Weissen) haben nur eine Religion.

„Tags darauf gingen wir nach einem großen offenen Felde, um die Soldaten zu sehen. Jeder Mtongole läßt seine Leute in verschieden gefärbte Anzüge kleiden. Wir saßen in einem Wagen und die Königin in einem andern. Dieses Mal sahen wir sie selbst und wußten nun, welches sie war. Dann gingen wir nach einem Plage, wo Kanonen gemacht werden, eine Masse Kanonen und sehr große. Dann gingen wir auch dahin, wo Gewehre gemacht werden, schöne und sehr viele Gewehre. Ein Mann zeigte uns sein Gewehr, welches er gerade fertig gemacht hatte. Es war sehr schön. Dann sahen wir die Verfertigung von Schießpulver. Dann gingen wir nach einem Plage, wo man wollene Stoffe machte.

„Nachdem wir viele Tage in London zugebracht hatten, gingen wir fort nach einem anderen Ort, wo wir kurze Zeit blieben.

Wir gingen nicht zu Fuß, sondern bestiegen ein hölzernes Haus (Eisenbahnwaggon), welches mit uns allen darin von selbst fortging.

„Als wir nach London zurückkamen, sagten wir der Königin, daß wir nach Uganda zurückwollten. Sie antwortete aber: «Noch nicht; ihr habt meine Tiere noch nicht gesehen». Da gingen wir nun hin, um die Tiere zu sehen (im zoologischen Garten). Jedes Tier, welches es in der Welt giebt, befindet sich hier als Eigentum der Königin. Zuerst brauchten wir 3 Tage, um die Löwen zu besehen; dann sahen wir 2 Tage lang Leoparden; dann sahen wir 3 Tage lang Büffel, dann viele Tage lang Elefanten, dann 6 Tage lang Vögel.* Jeder Vogel von überallher befindet sich hier. Dann sahen wir Krokodile. Wundervoll, wundervoll, wundervoll! Die Krokodile sind nicht wild. Die Leute halten ein Stück Fleisch hin und rufen die Krokodile, worauf diese herankommen und das Fleisch aus der Hand nehmen.

„Am nächsten Tage führte man uns hin, um Kühe, Schafe und Pferde zu beschauen (auf der Ackerbau-Ausstellung). Was für eine Menge Kühe und Schafe die Wasungu besitzen! Dann sahen wir tausende von Schweinen, und jedes Schwein hatte 6 Junge. Die Schweine bilden die Nahrung der Königin.

„Dann gingen wir hin, um der Königin Lebewohl zu sagen, und sie gab uns ein Schiff, um fortzufahren. Zwölf Monate hatten wir gebraucht, um von hier nach England zu kommen, aber mit diesem Schiffe kamen wir in einem Monat nach Zanzibar!“ —

Während so Stanley sich redliche Mühe gab, Mtesa für das Christentum zu gewinnen, wurden aber die Wawuma von Tag zu Tag frecher und prahlerischer. Der Kabaka hielt es deshalb für notwendig, durch eine Schlacht ihren anmaßlichen Übermut zu beugen.

Am folgenden Morgen — es war am 14. September 1875 — brachen daher 40 Waganda-Canoes aus ihrer Bucht hervor, fuhren

* In Wirklichkeit blieben die Waganda nur einige Stunden im zoologischen Garten. Die Aufzählung der Tage ist wohl als bildlicher Ausdruck aufzufassen, um dadurch die Menge der gesehenen Tiere anzudeuten.

nach der Nakaranga-Spitze und stellten sich vor dem Dammwege in Schlachtlinie auf.

Der Kabaka begab sich mit seinen Häuptlingen, alle vollständig zum Kriege bemalt und mit prächtigen Leopardenfellen geschmückt, und etwa drei Vierteln seiner Armee nach der Landspitze, um dem Kampfe zuzuschauen. Mit ihm gingen die großen Kriegstrommeln, etwa 50, außerdem 100 Pfeifer und eine Menge von Männern, welche mit Kieselsteinen gefüllte Kürbisse schüttelten, sowie die öffentlichen Ausrufer des Hofes. Auch Zauberer in Masse hatten sich eingefunden und machten einen Höllenschrei, um den Sieg im voraus zu feiern.

Der Kabaka ließ sich in einer geräumigen Hütte am Bergeshange nieder, welche eine freie Aussicht auf den Kampfplatz gewährte. Zu ihm traten die Zauberer, Priester und Priesterinnen der Muzimu*, mehr als 100 an der Zahl, und hielten ihm unter vielen Ceremonien ihre Zaubermittel — Tierklauen, tote Eidechsen, Vogelschnäbel, Stücken Holz u. a. — vor, auf die er alle hinweisen mußte, um die schrecklichen Muzimu zu besänftigen und sich geneigt zu machen.

Während der Schlacht sangen dann die Zauberer, in langen Reihen am Bergesabhange gelagert, ihre Beschwörungsformeln ab, indem sie ihre Zaubermittel von Zeit zu Zeit dem Feinde hoch entgegenhielten, während die Träger der Kürbisflappern einen betäubenden Lärm dazu machten.

Endlich begann die Schlacht.

Die lange Reihe der Canoes bewegte sich langsam auf Ingira zu. Die Wawuma blieben keine unthätigen Zuschauer. Hinter dem schilfbedeckten Inselrande sammelten sie sich zum Ausfall, während die zur Verteidigung der Insel selbst Bestimmten mit den Weibern und Kindern sich auf den Bergabhängen der Insel niedersetzten. Aus den Binsen und dem Unkraut, das sich am Wasserrande hinzog, ragten die braun angestrichenen, lang emporgekrümmten Vorderteile sehr vieler Canoes hervor, bereit, aus dem lebhaften Grün hervorzutauchen.

Indes waren die Waganda, ihre Schlachtlinie festhaltend, nahe genug an die Insel herangefahren, um mit ihren Flinten eine Wirkung erzielen zu können, und begannen stetig und bedacht=

* Schutzgeister.

sam zu feuern. Bald zeigte sich die Wirkung. Auf ein von den Anführern gegebenes Signal schossen aus dem Schilf und den Binsen die Canoes der Wawuma hervor, und indem die Ruderer ein laut gellendes Kriegsgeschrei ausstießen, trieben sie die Canoes, 194 an der Zahl, mit außerordentlicher Schnelligkeit von allen Seiten gegen die Schlachtlinie der Waganda vorwärts, sodasß diese langsam nach dem Dammwege zu sich zurückzuziehen begannen.

Bald aber veranlaßte das ungestüme Vorrücken der Wawuma die Waganda zu schnellerem Rückzuge. Sobald sie indes an den Dammweg, auf welchem eine Schar von hundert Musketieren mit vier kleinen Boothaubigen aufgestellt war, herankamen, teilten sie ihre Linie und boten den Geschützen auf dem Damme Raum, den Verfolgern halt zu gebieten. Indes so sehr fehlte es den Kanonieren an Geschicklichkeit und den Musketieren an Kaltblütigkeit, daß den Wawuma nur sehr wenig Schaden zugefügt wurde. Das Knattern der Gewehre jedoch und das Schwirren der Geschosse hielt sie von weiterem Vordringen zurück, ja bestimmte sie endlich, langsam nach ihrer Insel zurückzukehren.

Die Schlacht war zu Ende. Mtesa verließ den Kampfplatz, die Armee kehrte in die Quartiere und die Canoes zu ihrem Ankerplatze zurück, indem sie sich dicht an die Küste hielten und die Wawuma als Herren der Lage zurückließen.

Der Kabaka war sehr enttäuscht. Es war klar, daß ohne außerordentliche Anstrengungen die Waganda die Insel nicht einnehmen würden.

Nach vier Tagen erdröhnten die großen Kriegstrommeln wieder, welche die Krieger wie die Seeleute von neuem zum Kampfe riefen. Vorher ließ jedoch der Kabaka die Häuptlinge alle zu einer Ratsversammlung zu sich bescheiden.

Nach derselben kam, noch ganz verstört, Sabadu zu Stanley und erzählte ihm die Vorgänge in der Burzah, durch welche Mtesa hatte versuchen wollen, seine Heersführer zu energischeren Anstrengungen anzuspornen.

„Ach, Herr!“ berichtete Sabadu, „du hast einen großartigen Aublick veräußt. Ich habe Mtesa niemals so gesehen, wie er heute war. O, es war entsetzlich! Seine Augen waren so groß wie meine Fäuste. Sie sprangen aus den Augenhöhlen heraus und glühten wie Feuer. Was haben da die Häuptlinge gezittert und gebebt! Sie waren wie die Kinder, welche winselnd und

schreiend um Verzeihung bitten. Er sagte zu ihnen: «Worin bin ich denn ungütig gegen euch gewesen, daß ihr nicht für mich kämpfen wollt? Wer hat euch diese Kleider, diese Flinten gegeben, die ihr tragt? Bin ich es nicht gewesen? Hat denn mein Vater Suna seinen Häuptlingen so schöne Dinge gegeben, wie ich gebe? Nein; und doch fochten sie für ihn, und die kühnsten unter ihnen würden nicht gewagt haben ihm zur Flucht zu raten, wie ihr dies gethan habt. Bin ich nicht Kabaka? Ist dies nicht ebenso gut Uganda wie meine Hauptstadt? Habe ich nicht mein Heer hier? Und du, Katekro, warst du nicht ein Bauer, ehe ich dich kleidete und dich zum Häuptling von Uddu erhob? Und du Tschambarango, wer hat dich zum Häuptling gemacht? Und du Mtwenda, und du, Sesebobo, und ihr anderen, sagt, ist es nicht Mtesa gewesen, der euch zu Häuptlingen gemacht hat? Waret ihr etwa Prinzen, daß ihr kamet, um zu Häuptlingen gemacht zu werden, oder waret ihr Bauern, welche zu Häuptlingen zu machen mir beliebte? Ich werde heute sehen, wer nicht kämpfen will; ich will heute sehen, wer es wagt, vor den Wawuma davonzulaufen. Bei dem Grabe meines Vaters, ich will den Mann über einem schwachen Feuer langsam verbrennen, welcher davonläuft oder seinen Rücken wendet; und der Bauer, welcher sich heute auszeichnet, soll den Genuß von jenem Lande haben. Gebt nun acht auf euch selbst, ihr Häuptlinge! Ich werde mich heute niedersetzen und auf jeden Feigling achten, und den Feigling will ich verbrennen. Ich schwöre es.» Augenblicklich fiel der Katekro mit seinem Antlitz auf den Erdboden und rief: «Kabaka, schicke mich heute in den Kampf, habe acht auf meine Flagge, und wenn ich den Wawuma meinen Rücken zuehre, so ergreife mich und laß mich verbrennen oder in kleine Stücke schneiden!» Dem Beispiele des Katekro folgten die anderen Heerführer und schwuren alle, wie Helben tapfer zu kämpfen.“

Bald danach näherte sich Trommelwirbel der Landspitze. Der Kabaka erschien. Flammen schossen aus seinen Augen, und seine ganze Umgebung schien von Angst und Schen ergriffen zu sein.

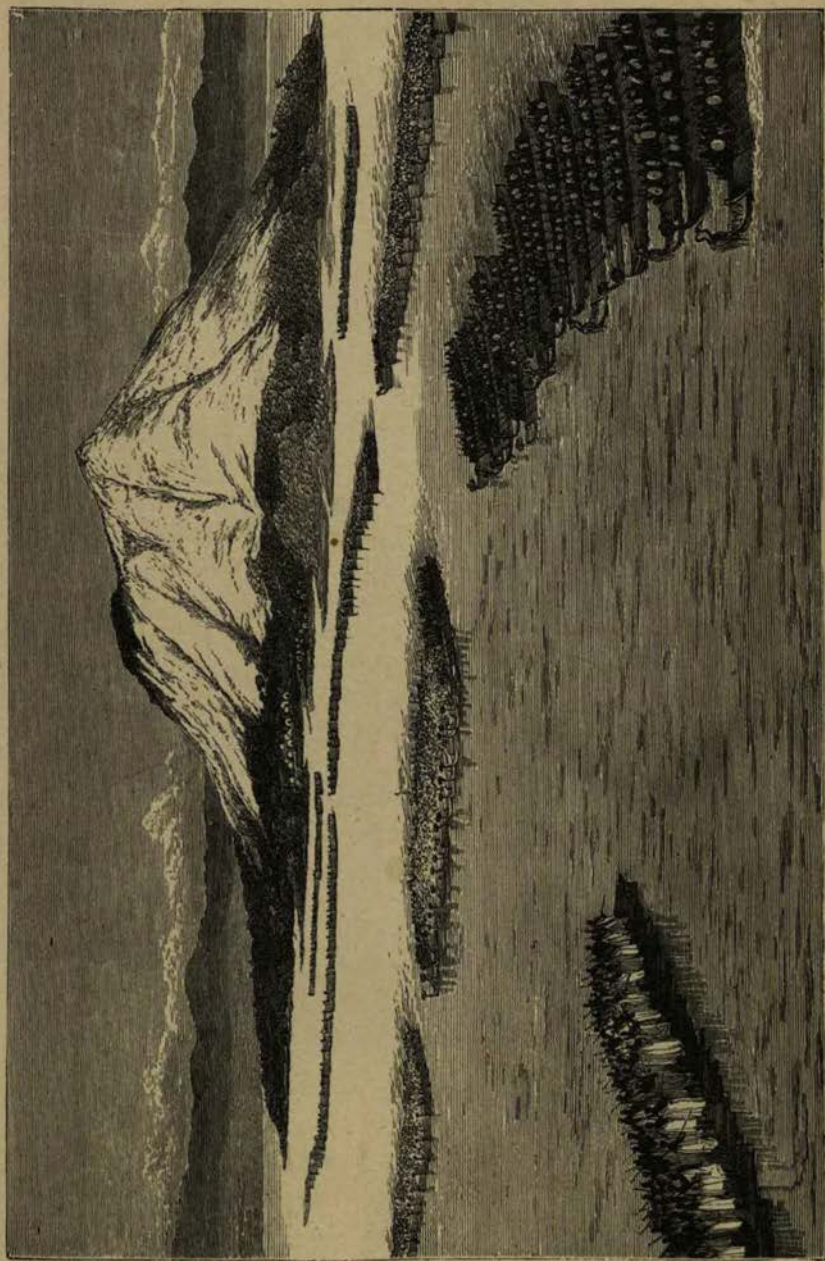
Gleich darauf ertönten andere Trommeln von der Wasserseite her, und die Canoes der Waganda erschienen. Die gesamte Kriegsflotte — 230 Fahrzeuge — schwamm auf den ruhigen, grauen Gewässern des Kanals: ein großartiger Anblick! 100 Canoes bildeten, wohlgeordnet, das Centrum. Tschambarango führte die

50 Canoes des rechten Flügels an, der tapfere Mkwenda die 80 des linken Flügels, während auf dem Damwege eine Schar Musketiere und die vier Haubizen des Kabaka postiert waren. Im ganzen wurden etwa 16 000 Mann in den Kampf geführt.

Mit fester Entschlossenheit rückte die lange Schlachtlinie bis auf weniger als 40 Schritt gegen Ingira vor und überschüttete die Feinde mit einem sehr mörderischen Kugelregen. Trotzdem hielten diese in der Meinung, daß die Waganda es auf einen sofortigen Sturm abgesehen hätten, eine Zeit lang tapfer stand. Als aber Mkwenda einen Angriff von der Seite her versuchte und mit seinen Musketieren ihnen ungestüm zuzusetzen begann, gerieten sie ins Wanken. Wie von Verzweiflung getrieben bemannten sie, entschlossen, sich nicht in zager Mutlosigkeit abschlagen zu lassen, ihre Fahrzeuge, und plötzlich schossen unter laut gellendem Kriegsgeschrei 196 Canoes aus den Binsen am Ufer hervor. Überrascht wichen die Waganda bis zur Mitte des Kanals zurück. Hier aber behaupteten sie mit tapferer Kaltblütigkeit ihre Stellung, indem sie ihre Schlachtlinie in der Mitte teilten und nach beiden Seiten aus einander wichen. Dadurch wurden etwa 20 Canoes des hitzig anstürmenden Feindes ungedeckt den Haubizen des Dammes gegenübergestellt, welche drei Zoll lange Eisenbolzen mit schrecklicher Wirkung unter sie schleuderten und mehr als die Hälfte dieser Fahrzeuge vollständig zerschmetterten.

Dieses kaltblütig tapfere Benehmen der Waganda bewog die Wawuma, sich wieder nach ihrer Insel zurückzuziehen, wo sie ihre zahlreichen Toten und Verwundeten ans Land brachten. Auch die siegreichen Waganda wurden ans Ufer zurückgerufen, empfangen von dem lauten Beifall der ungeheuern Zuschauermenge und den Beglückwünschungen des Kaisers. Bis an den Rand des Wassers ging Mtesa ihnen entgegen, um seine Zufriedenheit mit ihrem tapferen Verhalten ihnen auszudrücken.

„Geht noch einmal auf sie los“, sagte er, „und zeigt ihnen, was Fechten heißt.“ Nochmals wurde die Schlachtlinie gebildet und nochmals stürzten die Wawuma aus ihren Verstecken in dem Rohr und Schilf wie hungrige Haifische hervor, indem das Wasser unter den hastigen Schlägen ihrer Ruder aufschäumte, und ihr gellendes Geschrei die Lüste durchdrang. Wieder zeichneten sie sich durch Unererschrockenheit und den Mut der Verzweiflung aus; aber die Waganda hielten mit überraschender Tapferkeit ihnen stand.



Schlacht zwischen den Waganda und den Wawuma.

Denn sie alle kannte die Furcht vor dem Feuertode, den ihr gefürchteter Herrscher jedem Weichenden angedroht hatte.

Zum dritten Mal wurden die Waganda in die Schlacht getrieben; zum dritten Mal stürzte der unbezwingliche und verwegene Feind auf sie los, der Gefahr trotzend, durch die Geschütze auf dem Damme weggefegt zu werden.

Doch aber wurden die Wawuma durch die Aussichtslosigkeit ihres Widerstandes zusehends entmutigt. Als es daher nach wenigen Tagen zu einer dritten Schlacht kam, würden die Waganda zu entscheidendem Siege gelangt sein, wenn sie das feurige und stürmische Wesen ihrer Feinde besessen hätten.

Als aber folgenden Tages der Kampf erneuert wurde, war das Glück den Kühnen so sehr hold, daß sie die Gegner in ungestümem Anlauf bis dicht an das Kap Nakaranga zurückjagten und nur durch die Musketiere und Geschütze auf dem Damme gezwungen wurden, von ihrer Beute abzulassen. So sehr wurden die Waganda durch diese unerwartete Niederlage entmutigt, daß sie ihre Linien auflösten, ohne einen zweiten Angriff zu wagen.

Verfolgt von den höhrenden und spöttischen Zurufen der unerschrockenen Wawuma kehrte die Waganda-Flotte in ihre Hafensbucht zurück. Ohne allen Erfolg hatte Mtesa seine Pulvervorräte verbraucht, sodaß er, über den Ausgang des Krieges jetzt ernstlich beunruhigt, sich an Stanley mit der Bitte wandte, ihm das im Lager zu Dumo aufbewahrte Schießpulver der Expedition zu leihen. Allein Stanley — durfte er sich und seine Leute wehrlos machen? — schlug das Gesuch mit so entschiedenem Ton ab, daß es nicht wiederholt wurde.

Gleichwohl hatte er den dringenden Wunsch, den Krieg baldigst beendet zu sehen. War er doch durch denselben fast schon zwei Monate aufgehalten worden. Was sollte, was konnte er aber thun? Daß die Wawuma sich nicht unterwerfen würden, ohne daß noch entsetzlich viel Blut vergossen würde, war klar; aber doch konnte Mtesa sie nicht ohne irgend eine Entschädigung oder Genugthuung aus den Händen lassen. Würde er überdies geneigt sein, Stanley in seinen Erforschungsplänen zu unterstützen, wenn ihm dieser nicht in irgend einer Weise behülflich wäre, den Kampf zu einem befriedigenden Ende zu führen?

Stanley ersann daher einen Plan, von dem er sich guten Erfolg versprach. Allein ehe er denselben zur Ausführung bringen

konnte, ereignete sich ein Zwischenfall, der ein sofortiges nachdrückliches Einschreiten von Stanley forderte.

Es war Mtesa mit Hilfe seiner Spione gelungen, einen der vornehmsten Häuptlinge der Wawuma gefangen zu nehmen. Alle Häuptlinge des versammelten Heeres und auch Stanley waren eingeladen, der Hinrichtung dieses feindlichen Anführers beizuwohnen. Schon war eine große Masse von Reisigbündeln aufgehäuft, um den Mwuma, einen Mann von etwa 60 Jahren, zu verbrennen. Mtesa hoffte dadurch den Rebellen einen gewaltigen Schrecken einzujagen.

Als Stanley in die Versammlung trat, fand er den Kabaka in sehr heiterer Stimmung; er vermochte nicht das Frohlocken zu verbergen, das er bei dem Gedanken an die schreckliche Rache empfand, welche er für die Ermordung des kleinen Webba, seines Lieblingspagen, und der Friedensgesandtschaft zu nehmen im Begriffe war.

„Nun, Stamli“, sagte er, „wenn der Häuptling an den Schandpfahl gebunden ist, dann sollst du sehen, wie ein Häuptling von Uwuma stirbt. Er soll gleich verbrannt werden. Und die Wawuma werden erbeben, wenn sie von der Art seines Todes hören.“

„Ach, Mtesa“, sagte Stanley, „haben Sie die Worte des guten Buches, aus dem ich Ihnen so oft vorgelesen habe, vergessen: «wenn dein Bruder dich beleidigt, so sollst du ihm oftmals vergeben», «liebet eure Feinde», «thuet Gutes denen, die euch hassen», «du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst», «vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern?»“

„Aber dieser Mann ist in Uwuma geboren, und die Wawuma führen Krieg mit uns. Hast du Webba vergessen?“

„Nein, ich gedenke gar wohl des armen, kleinen Webba. Ich sah ihn sterben und war tief betrübt.“

„Soll denn dieser Mann nicht sterben, Stamli? Soll ich nicht Blut für Webba haben, Stamli?“

„Nein!“

„Aber ich werde es haben, Stamli. Ich will diesen Mann zu Asche brennen. Ich will jeden Feind verbrennen, den ich fange. Ich will Blut haben! Blut! Das Blut aller Feinde in Uwuma!“

„Nein, Mtesa, kein Blut mehr! Es ist Zeit, den Krieg zu beendigen.“

„Was sagst du!“ schrie da Mtesa mit funkelnden Augen in voller Wut. „Ich will jede lebende Seele in Uwuma töten, jeden Pisangbaum will ich niederhauen und jeden Mann, jedes Weib und Kind auf der Insel verbrennen. Beim Grabe meines Vaters, das will ich!“

„Nein, Mtesa, Sie müssen von dieser wilden, heidnischen Richtung Ihrer Gedanken durchaus ablenken. Nur ein Heide träumt immer von Blut und spricht von Blutvergießen, wie Sie es thun. Es ist nur der Heidenknabe Mtesa, der jetzt spricht. Es ist nicht der Mann Mtesa, den ich vor mir sah und zu meinem Freunde machte. Es ist nicht «Mtesa der Gute», den, wie Sie selbst sagten, sein Volk liebt. Es ist nicht Mtesa der Christ, es ist ein Wilder. Bah! Ich weiß nun genug von Ihnen, ich habe Sie jetzt kennen gelernt.“

„Stamlih, Stamlih! Warte noch kurze Zeit, und du wirst Weiteres sehen. Worauf wartet ihr denn noch?“ wandte er sich plötzlich zu den Henkern, welche auf jeden seiner Blicke acht gaben.

Augenblicklich wurde der Gefangene gefesselt.

Da stand Stanley auf. „Vernehmen Sie“, sagte er zu Mtesa, „nur noch ein Wort. Der weiße Mann spricht nur einmal. Hören Sie auf mich, zum letzten Male. Sie erinnern sich des heiligen Kintu, Ihres Ahnen. Er verließ das Land Uganda, weil es nach Blut roch. So wie Kintu Uganda in uralten Zeiten verließ, so werde ich es verlassen, um nie dahin zurückzukehren. Ja, lassen Sie jenen armen, alten Mann töten, und ich werde Sie noch heute verlassen, wenn Sie mich nicht noch dazu töten, und von Zanzibar bis Kairo werde ich jedem Araber, dem ich begegne, erzählen, was für ein blutgieriges Tier Sie sind, und durch alle Länder der Weißen werde ich es mit lauter Stimme verkünden, welche eine gottlose Handlung ich Mtesa verrichten sah, und wie er neulich fortlaufen wollte, weil er eine alberne, alte Frau sagen hörte, daß die Wasogo gegen ihn zu Felde zögen. Wie muß Ihr großer Ahn, der alte Kamanja, in dem Geisterreiche geweint haben, als er hörte, daß Mtesa im Begriffe war wegzulaufen! Wie muß der löwenherzige Suna, Ihr Vater, ge-seufzt haben, als er Mtesa vor Schrecken zittern sah, weil ein altes Weib einen bösen Traum gehabt hatte! Leben Sie wohl,

Mtesa, Sie mögen den Mwuma-Häuptling töten, aber ich gehe fort und werde es nicht sehen.“

Wilde Wut und blutgierige Mordsucht hatten in Mtesas Zügen sich wiedergespiegelt; allein bei der Erwähnung Sunas und Kamantas fingen Thränen an aus seinen Augen hervorzuströmen, und bald rollten sie in großen Tropfen über seine Wangen herab, und er schluchzte laut wie ein Kind. Rasch sprangen indessen der Haushofmeister Kauta und Tori, der Araber, welcher auf dem Damwege die Geschütze kommandiert hatte, auf, wickelten den Turban auseinander und wischten dienstbesessenen Mtesa das Gesicht ab, während die Häuptlinge und Henker in unheimlicher Stille mit düsteren Blicken herumstanden.

Stanley verließ die Versammlung. Hörbar aber murmelte Mtesa, der launische und eigensinnige Mann: „Sprach nicht Stamliß von dem Geisterreiche, und sagte er nicht, daß Suna auf mich böse sei? O, es ist nur zu wahr, zu wahr, was er spricht! O Vater, vergieb mir, vergieb mir!“ Damit stürzte er hastig aus der Versammlung.

Nach einer Stunde schon erschien ein Page bei Stanley, um ihn zurückzurufen. Mtesa war überwunden. Er empfing seinen Gast mit den Worten: „Stamliß soll nicht sagen, daß Mtesa ein schlechter Mensch ist; denn er hat dem Mwuma-Häuptling vergeben und wird ihm kein Haar krümmen. Will Stamliß nun sagen, daß Mtesa gut ist? Und glaubt er, daß Suna sich nun freut?“

„Mtesa ist sehr gut“, erwiderte Stanley und drückte ihm warm und herzlich die Hand. „Haben Sie Geduld, und alles wird noch gut gehen, und Suna muß sich freuen, wenn er sieht, daß Mtesa gegen seine Gäste so freundlich ist. Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Ich habe über Ihre hiesige Unruhe und Beschwerde nachgedacht, und ich möchte gern diesen Krieg zu Ihrem Besten ohne weitere Last und Sorge beendigen. Ich will einen Bau ausführen, der die Wawuma in Schrecken setzen und sie zum Frieden geneigt machen soll; aber Sie müssen mir eine Menge Leute geben, um mir dabei zu helfen, und in drei Tagen soll alles fertig sein. Mittlerweile lassen Sie den Wawuma von dem Damwege aus zurufen, daß Ihnen ein Hülfsmittel zur Verfügung stehe, das so schrecklich sei, daß es dem Kriege auf einmal ein Ende machen werde.“

„Nimm, so viele du willst; thue alles, wozu du Lust hast. Ich will dir Sekobobo und alle seine Leute geben.“

Am nächsten Morgen brachte Sefebobo ungefähr 2000 Mann vor Stanleys Quartier und bat um Anweisungen. Stanley sagte ihm, er möchte 1000 Mann beauftragen, lange, 3 cm dicke Stäbe zu schneiden, ferner 300 Mann, 8 cm dicke und 2 m lange Stangen zu beschaffen, und 100, um geradgewachsene, lange, 10 cm dicke Bäume zu fällen, endlich 100, um alle diese Bäume abzuschälen und aus der Rinde Seile zu verfertigen. Die letzten 500 Mann wurden zu besonderer Handreichung bereit gehalten. Der Anführer theilte seinen Untergebenen Stanleys Befehle mit und trieb sie zur Eile an: es sei so des Kaisers Gebot.

Stanley wählte nun drei von den am stärksten gebauten Canoes aus, jedes 22 m lang und 2 m breit. Nachdem eine schiefe Bodenfläche dicht am Wasserrande dazu zurecht gemacht worden war, wurden sie parallel, je etwa 1 m von einander hinaufgezogen. Mit Hülfe dieser Canoes wurde nun der Bau einer schwimmenden Plattform begonnen, indem die langen Bäume quer über die Canoes gelegt und an die Querbalken derselben fest angebunden wurden. Die 2 m langen Stangen wurden dann in aufrechter Stellung an die Querbalken der äußeren Canoes festgebunden und zwischen ihnen die einzölligen Stangen eingeflochten, sodaß der ganze Bau, als er fertig war, einer rechteckigen Pallisadenverschanzung von 22 m Länge und 8 m Breite ähnlich sah, in welche die Speere der Feinde nicht eindringen konnten.

Am Nachmittage des zweiten Tages war diese kleine schwimmende Festung vollendet: Mtesa kam mit seinen Häuptlingen zum Strand hinunter, um sie vom Stapel laufen und eine Versuchsfahrt machen zu sehen. Als die Häuptlinge sie sahen, fingen sie an zu kritisieren, meinten, sie würde untersinken, und theilten ihre Befürchtungen Mtesa mit, welcher ihnen halb und halb Glauben schenkte. Aber die Frauen des Kaisers sagten zu ihm: „Laß das nur Stamlihs Sorge sein; er würde nicht ein solches Ding zusammenbauen, wenn er nicht wüßte, daß es schwimmen würde.“

Stanley wählte nun 60 Ruderer und 150 Musketiere aus der Leibwache aus, die sich in der Nähe aufstellen mußten, um sich, sobald das schwimmende Fort vom Stapel gelassen sein würde, darin einzuschiffen. Zugleich wies er einen seiner besten Ruderer von der Bootsmannschaft und Tori, das arabische Faktotum des Kabaka an, die Fahrt des schwimmenden Baues zu überwachen, und befahl ihnen, sobald sie vom Lande abstoßen würden, das

Thor der Verschanzung zu schließen. Ungefähr 1000 Mann wurden dann angestellt, den ganzen Bau vom Stapel zu lassen. Gar bald schwamm er auf dem Wasser, und als die Ruderer und die Besatzung, im ganzen 214 Mann, sich auf demselben befanden, konnten alle sehen, daß er von den Wogen des Sees leicht und sicher getragen wurde: tausendstimmiger Beifallsruf belohnte den glücklichen Erfinder.

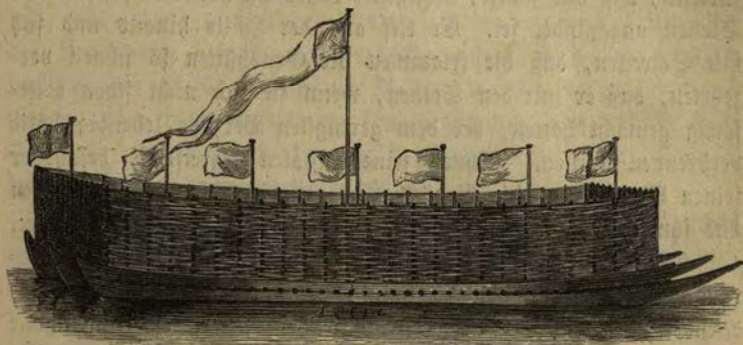
Fahnen und Wimpel, blau und weiß und rot, wurden über dem seltsamen Bau aufgezogen, welcher, rings fest verschlossen, sich ganz von selbst auf geheimnisvolle Weise fortzubewegen und innerhalb seiner totenstillen und undurchdringlichen Wände irgend etwas Schreckliches zu verbergen schien, wohl geeignet, in den Gemüthern unwissender Wilder Angst zu erwecken.

Am Morgen des 13. Oktober war die Armee mit ungewöhnlicher Schaustellung ihrer Streitkräfte auf der Nakaranga-Spitze versammelt. Von der äußersten Spitze des Dammweges aus wurde den Wawuma quer über den Kanal laut angekündigt, daß sich ein Gegenstand des Schreckens nahen werde, der sie in Atome zerschmettern werde, wenn sie sich nicht sofort entschlossen, Frieden zu schließen und die Obmacht des Kabaka anzuerkennen; denn die Muzimu von Uganda befänden sich alle darin. Der alte begnadigte Mwuma-Häuptling wurde an einem recht sichtbaren Orte aufgestellt mit dem Geheiß, auch seinerseits seine Landsleute zur Annahme der von Mtesa angebotenen Bedingungen aufzufordern, nämlich einer allgemeinen Amnestie, falls sie in aller Form ihre Unterwerfung erklären würden.

Nach dieser mit feierlichem Ernste vorgetragenen Ankündigung erschien das geheimnisvolle Bauwerk, während die Trommeln entsetzlich wirbelten, und die Kriegshörner einen betäubenden Lärm machten. Voll Spannung beobachtete Stanley den Eindruck. Mit gleichmäßiger, sicherer Bewegung näherte sich das schwimmende Fort, gedeckt gegen die wütendsten Angriffe speerwerfender Feinde, der Spitze des Dammweges und steuerte dann geradeswegs auf die Insel Ingira los, bis es in einer Entfernung von weniger als 75 Schritt anhielt. Alles war totenstill.

„Sagt“, rief da eine Stentorstimme aus dem Innern, „sagt, was wollt ihr thun? Wollt ihr Frieden schließen und euch dem Kabaka unterwerfen? Oder sollen wir die ganze Insel in die Luft sprengen? Entschließt euch schnell und antwortet!“

Sofort fand eine Beratung unter den sichtlich von Furcht ergriffenen Wawuma statt. Es war dringend notwendig, daß sie sich sofort entschieden. Das schwimmende Bauwerk war gewaltig groß und gänzlich verschieden von allem, was sie bisher auf den Wassern des Sees gesehen hatten. Es war kein Mensch zu erblicken, und doch sprach eine Stimme deutlich und laut. War es wirklich der Schutzgeist von Uganda, der den Gebeten ihrer Feinde ein geneigteres Ohr geliehen hatte, als denen der Wawuma? War vielleicht irgend ein teuflisches, entsetzliches Wesen darin, etwas den bösen Geistern Ähnliches? Sag doch eine so kecke Zuversicht in seinen ganz unerklärlichen Bewegungen, die überallhin Schrecken verbreitete.



Das schwimmende Fort.

„Sprecht“, wiederholte mit feierlichem Ernste die geheimnisvolle Stimme, „wir können nicht länger warten.“

Unverzüglich antwortete von der Insel her ein Häuptling: „Es ist genug; laßt Mtesa zufrieden sein. Wir wollen heute noch den Tribut einsammeln und zu Mtesa kommen. Kehre zurück, o Geist: der Krieg ist zu Ende!“

Darauf fing denn der schreckensvolle Bau an, sich feierlich nach der kleinen Bucht zurückzubewegen, aus der er hervorgekommen war, und die Hunderttausende des kaiserlichen Heeres, welche dieser außerordentlichen Scene zugehört hatten, erhoben ein Freudengeschrei, das von Ingiras steilen Höhen gellend zurückschallte.

Drei Stunden darauf erschien ein Canoe von der Insel Ingira, das 50 Männer, darunter einige Häuptlinge, trug. Sie brachten mehrere Elefantenzähne und zwei junge Mädchen, Töchter

der beiden vornehmsten Häuptlinge von Uvuma. Dies war der Tribut. Darauf wurde der alte Uvuma-Häuptling seinem Stamme zurückgegeben, und so der langwierige Krieg am Abend des 13. Oktober 1875 endlich beigelegt. Lautes Freudengeschrei verkündigte, daß beide Teile in gleicher Weise befriedigt waren.

Zwei Tage danach sollte der Heimmarsch angetreten werden. Schon um 3 Uhr früh weckte der fürchterliche Lärm des „Dschodschuffu“, des großen Königs unter den Kriegstrommeln, das Lager auf. Sofort begann Stanley mit Einpacken. Aber kaum hatte er sich angekleidet, als seine Leute zu ihm hereinstürzten und ihm zuriefen, daß das ganze, ungeheure Lager an hundert verschiedenen Stellen angezündet sei. Er lief aus der Hütte hinaus und sah mit Schrecken, daß die Flammen die Grashütten so schnell verzehrten, daß er mit den Seinen, wenn sie sich nicht schon reisefertig gemacht hätten, bei dem geringsten Verzuge lebendig hätte verbrennen müssen. Schnell seine Pistolen ergreifend, befahl er seinen Wangwana, die Gepäckballen auf die Schulter zu nehmen und ihm unverzüglich zu folgen, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre.

Die große Straße von Mtesas Quartieren nach der Nakaranga-Spitze war, obwohl hundert Fuß breit, doch durch die darüber hinleedenden Wogen des wütenden Feuermeers ungangbar gemacht. Es blieb nur ein Weg offen, welcher am Abhange des Nakaranga-Berges hinaufführte. Allein 60000 Menschen strebten auf diesem einen Wege zu entkommen, fast zu einer festen Masse eingekleistert: so groß war die angstvolle Hast, mit der alles dem unten wütenden Feuermeere zu entrinnen suchte.

Es war eine großartige, aber wahrlich auch schreckliche Scene: wer mochte zählen, wie viele Kranke, die zur schleunigen Flucht unfähig waren, wie viel unverständige Weiber und Kinder, welche die Geistesgegenwart verloren hatten, in den Flammen ihren Untergang fanden, wie viele bei dem Vorwärtstürzen einer so ungeheuern, aus dem brennenden Lager fliehenden Menschenmenge niedergetreten wurden? Die weit umherzüngelnden Flammen, welche gefräßig das trockene, zunderähnliche Material der Grashütten verschlangen und durch einen heftigen, vom See her wehenden Wind angefacht wurden, benahmen mit ihrem Gluthauch allen den Atem: ein jeder hatte das Gefühl, als wenn er bis ins innerste

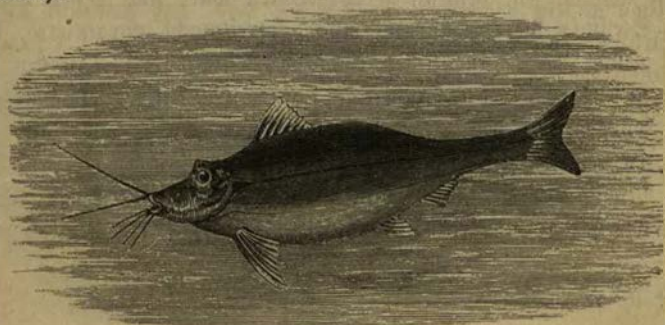
Lebensmark ausgehöhrt würde. Mit niedergebeugten Köpfen stürmte man vorwärts; der Instinkt der Selbsterhaltung war der einzige Führer. Endlich wurde die eingeatmete Luft kühl: man war gerettet.

Stanley, über ein so mörderisches Verfahren mit Recht aufgebracht — denn er sah in Mtesa den Urheber dieser verbrecherischen Thorheit — ließ seine Mannschaft weit von der Route der Waganda-Armee entfernt marschieren, und lehnte die wiederholten und dringenden Aufforderungen des Kabaka, sich seiner Suite anzuschließen, ab, solange er ihm nicht erklärt hätte, weshalb er den Befehl zur Anzündung des Lagers erteilt habe, ohne es seinem Gaste rechtzeitig vorher anzuzeigen. Mtesas Bote sprach ihn jedoch sofort von einer so groben Sorglosigkeit frei und teilte Stanley mit, daß Mtesa verschiedene Personen habe verhaften lassen, die der Anzündung des Lagers verdächtig wären, und daß er selbst manchen Verlust an verbrannten Weibern und Waren erlitten habe. Erfreut über diese Aufklärung sandte Stanley dem Kabaka seine Salaams und versprach ihm, auf der Uganda-Seite der „Steine“ wieder mit ihm zusammenzutreffen.

Elf Tage später langte Mtesa mit seiner großen Armee wieder in seiner Hauptstadt an. Nur wenig geschah, ihn zu bewillkommen. Niemand als die Frauen der kaiserlichen Hofhaltung unter der Führung der ehrwürdigen Kaiserin-Mutter kam zu seiner Begrüßung.

Der Kaiser umarmte seine Mutter herzlich.

Dann folgte ein großes Trinkgelage, wozu Maramba und starkes Bier in zahlreichen Krügen bereit stand. Rinder und Ziegen wurden in Menge geschlachtet, und Salutschüsse sowie ein Austausch von Geschenken beschloffen die Feier der siegreichen Rückkehr.



Der Ngogo, ein Fisch aus dem Victoria-See.

Achtes Kapitel.

Der Marsch zum Lutu Nzige-See.

Der Befehl des Kabaka. — Abschied von Mtesa. — Jagdglück. — Sambuz spielt Kabaka. — Der Zug durch Unjoro. — Die Gambaragara. — In Uimba. — Am Lutu Nzige. — Ein Kriegsrat von Feiglingen. — Stanleys Entscheidung. — Der Rückzug. — Sambuzis Bestrafung. — Mtesas neue Vorschläge. — Katschetsche begegnet Sambuzi.

Stanley ließ einige Tage verfließen, bevor er den Kaiser an den ursprünglichen Zweck seines Besuches sowie an dessen Versprechen erinnerte, zur Auffuchung des Muta Nzige-Sees* ihn zu unterstützen. Mtesa willigte in die Abreise seines Gastes und erlaubte ihm, aus den Häuptlingen sich selbst den Anführer der Truppenabteilung auszuwählen, welche der Expedition zur Erforschung des Landes zwischen dem Victoria-See und dem Muta Nzige Beistand zu gewähren bestimmt war. Stanley wählte Sambuzi, einen jungen Mann von etwa 30 Jahren, aus, dessen Tapferkeit und persönlicher Mut mehrere Male während des Krieges gegen Uwuma sehr deutlich hervorgetreten war, und dessen Rang und Stellung die Gewährung einer Streitmacht garantierte, die stark genug wäre, um unter tüchtiger Leitung den Truppen zu widerstehen, welche der feindselige König von Unjoro etwa absenden könnte, um der Expedition den Weg durch sein Land zu verlegen.

Mtesa gab zu, daß Stanley in Sambuzi eine kluge Wahl getroffen hätte, und erfüllte gern seines Gastes Bitte, deutlich und

* S. 2.

vor aller Ohren seine Befehle an Sambuzi öffentlich zu erteilen. Er rief den Häuptling an sich heran, und dieser empfing, am Boden liegend — wie es die Hoffitte vorschrieb — den mit lauter Stimme ausgesprochenen Befehl des Kabaka:

„Sambuzi, mein Gast Stamliih will eben nach dem Muta Nzige aufbrechen und hat mich gebeten, daß du die Waganda nach dem See hinführen möchtest. Ich habe eingewilligt, daß du hingehen sollst. Nun höre wohl auf meine Worte! In den meisten Fällen haben die Weißen, welche meine Leute zur Eskorte erhielten, sich darüber beklagt, daß die Waganda ihnen viel Not und Mühe gemacht haben. Laß mich dies nicht von dir hören! Ich werde Boten an Kabba Rega* absenden, um ihn von dem Zwecke deines Zuges in Kenntnis zu setzen und um ihm zu befehlen, sich jeder Störung desselben zu enthalten. Nun geh, versammle alle deine Leute, und ich selbst werde vier Unterbefehlshaber mit je 1000 Mann schicken, um dir beizustehen. Thu' alles, was nach Stamliih's Rat und Vorschlägen gethan werden soll, und kehre unter keiner Bedingung eher nach Uganda zurück, als bis du meine Befehle ganz vollständig ausgeführt hast. Wenn du ohne einen Brief Stamliih's, der dich bevollmächtigt, den geplanten Marsch aufzugeben, zurückkehrst, so wirst du meinen Zorn herausfordern. Ich habe gesprochen.“

961788 — 931923

„Dank, Dank, Dank, o Dank, mein Herr!“ erwiderte Sambuzi, indem er sein Gesicht im Staube rieb. Dann stand er auf, ergriff seine Speere und rief, diese wagerecht emporhaltend, aus: „Ich gehe auf des Kaisers Befehl, um Stamliih nach dem Muta Nzige zu führen. Ich werde Stamliih durch das Herz von Unjoro nach dem See hinführen. Wir werden eine starke Pallisadenverschanzung bauen und dort verweilen, bis Stamliih sein Werk vollendet hat. Wer soll mir widerstehen? Meine Trommel soll noch heute zur Truppenmusterung geschlagen werden, und ich werde alle die jungen Männer des Katonga-Thales unter meiner Fahne sammeln! Wenn Sambuzis Fahne gesehen wird, so werden die Wanjoro fliehen und meine Heerstraße weiß und frei lassen, denn der Kabaka ist es, der ihn auswendet, und Sambuzi

* König von Unjoro, durch welches Land zunächst von Uganda aus der Weg zum Muta Nzige führte.

kommt im Namen des Kabaka! Dank, Dank, o vielen Dank, mein Herr, mein teurer Herr!“

Am Vorabend der Abreise hatte Stanley noch eine lange Unterredung mit dem Kaiser, dem es wirklich leid zu thun schien, daß die Zeit zu einem endgültigen und letzten Abschiednehmen gekommen war. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die christliche Kirche, welche man eben zu bauen angefangen hatte, und in welcher der Gottesdienst von Dallington nach dem Ritus, welchen er in der Missionsstation in Zanzibar gelernt hatte, verrichtet werden sollte, bis ein würdigerer Mann kommen würde, um seine Stelle einzunehmen.

Stanley ging mit Mtesa noch einmal zusammen die Grundlehren des christlichen Glaubens durch, und Mtesa wiederholte alles, was er von der christlichen Religion und von den Vorzügen wußte, welche dieselbe über den Islam erheben. Er zeigte, daß er festen Fuß in den Glaubensartikeln gefaßt hatte. Erst spät in der Nacht verließ ihn Stanley mit der dringenden, ernstesten Bitte, an dem christlichen Glauben festzuhalten und Gott um Kraft zum Widerstande gegen alle Versuchungen zu bitten, welche ihn zur Verletzung der biblischen Gebote verlocken könnten.

Früh am nächsten Morgen sandte Mtesa an Stanley eine Eskorte von 100 Kriegern, welche auf dem See bis Dumo, wo die Expedition wartete, mitfahren sollte. Zum Zeichen seiner Hochachtung hatte er ihr reiche Geschenke für seinen scheidenden Gast mitgegeben und auf Stanleys Wunsch auch angemessene Gaben für dessen Freunde Lukongeh, den König von Ukerewe, und den alten Kidschadschu, den König von Komeh, hinzugefügt, zu denen Stanley noch manches Geschenk dankbaren Gedenkens hinzulegte.

Glücklich, daß er trotz des beschwerlichen, aber unvermeidlichen Aufenthaltes so gute Erfolge erzielt und sogar noch mehr hatte leisten können, als er den Königen von Ukerewe und Komeh versprochen, fuhr Stanley von Ntewi ab mit zwanzig großen Canoes voll Baganda-Kriegern, mit fünf für seine persönliche Eskorte bestimmten, mit je zweien, welche die Gesandtschaften aus Ukerewe und Komeh nach Hause geleiten sollten, und elf, welche auf dem Seewege Handelsverbindungen nach dem Hafen Kagheji hin anknüpfen sollten.

Am demselben Tage führte Sambuzi über Land 1000 Mann

nach dem Katonga-Flusse, welcher der Insel Sesse gegenüber mündet. Denn an diesem war der Sammelplatz bestimmt, auf dem sich die Expedition von Dumo aus und die vier Unterbefehlshaber mit Sambuzi vereinigen sollten.

In Dumo fand Stanley seine Expedition wohlbehalten vor. Die dreimonatliche Rast und die gute Verpflegung, welche sie auf des Kabaka Befehl erhalten, hatte auf ihre Kräftigung und ihr Aussehen die beste Wirkung gehabt. In wenigen Tagen war sie neu organisiert und zur Weiterreise bereit.

Der Marsch ging in nordwestlicher Richtung auf den Katonga-Fluß zu. In Kikoma, eine Tagereise von demselben, wurde halt gemacht, bis Begleiter von Sambuzi anlangten, um die Expedition nach dem Sammelplatze hinzuführen.

Die Zwischenzeit wurde zu Jagdzügen benutzt. Denn in diesem von Löwen und Leoparden heimgesuchten und bei der Nähe der Reichsgrenze stets bedrohten Lande war die Bevölkerung eine so spärliche, daß sich das Wild in erstaunlicher Menge vermehrt hatte und die größte Dreistigkeit zeigte. Daher war Stanley imstande, am ersten Tage, an dem er auf die Jagd ging, binnen fünf Minuten fünf Hartbeests zu erlegen, denen an diesem wie an den nächsten Tagen noch gar manche andere, dazu auch Zebras, folgten. Die Spur eines Löwen jedoch oder eines Leoparden wollte ihm nicht gelingen aufzufinden.

Nach Ankunft der Führer wurde der Marsch fortgesetzt. Am nächsten Tage schon wurde der Katonga erreicht, mehr eine Lagune als ein Fluß. Fließendes Wasser war in demselben nicht zu sehen. Das ganze Bett war mit Stechgras und Papyrusstauden dicht bewachsen. Die Überfahrt nahm einen ganzen Tag in Anspruch: so mühsam war es, die Lady Alice durch das dichte Schilf hindurchzuzwängen.

Bis zum Katonga zeigte das Land von Dumo her glatte, abgerundete Hügelrücken, die durch breite, wiesenreiche Thäler von einander getrennt waren. Einzelne Ameisenhügel sowie hier und da zerstreutes Gebüsch unterbrachen die grünen Flächen. Es war eine zur Viehweide trefflich geeignete Gegend, aber bei der Spärlichkeit der Bevölkerung fast ganz dem Wilde überlassen. Nur hin und wieder schweiften Hirten mit ihren Herden umher, während die das Land beherrschenden Waganda sich in der Regel auf den Bergrücken und den tafelförmigen Gipfeln der Hügel angesiedelt hatten.

Endlich, wieder nach längerem Warten, wurde durch Eilboten das Eintreffen des Sambuzi in dem Dorfe Laugurwe gemeldet. In geringer Entfernung von diesem schlug die Expedition ihr Lager auf.

Im Laufe des Nachmittags stattete Stanley in aller Form dem Häuptling einen Besuch ab. Denn er kannte dessen Schwäche und wollte gegen ihn sorgfältig alle Regeln der Höflichkeit beobachten. Zwar im Lager auf der Nakaranga-Spitze hatte sich Sambuzi sehr eifrig um die Freundschaft Stanleys beworben. Aber jetzt sollte Stanley finden, daß der General in seinem Betragen den Kabaka in übertriebener Weise, jedoch ohne dessen Artigkeit und Freundlichkeit, nachahmte.

Als Stanley in den Hof des Hauptquartiers eintrat, stand der General aus der Mitte seiner Untergebenen auf und behielt diese Stellung steif bei, bis ihn Stanley bei der Hand faßte, worauf er sich so weit herabließ, den Gruß schwach und kalt zu erwidern.

Zwar hatte Stanley erwartet, daß die Beförderung dem Häuptling zu Kopfe steigen würde; doch ärgerte ihn diese hochmütige Art des Empfanges und veranlaßte ihn zu der Frage, ob irgend etwas nicht in Ordnung wäre.

„Nein“, antwortete Sambuzi mit Herablassung, „es ist alles in guter Ordnung.“

„Warum benehmen Sie sich dann so steif gegen Ihren Freund? Gefällt Ihnen die Idee, nach dem Muta Nzige zu gehen, nicht? Wenn Sie Ihre Ernennung zu dieser Stellung beklagen, so kann ich um einen anderen Befehlshaber nachsuchen.“

„Ob ich nun zu diesem Reisezuge Lust habe oder nicht, das kann den Befehl des Kabaka nicht ändern“, war Sambuzis Antwort. „Ich habe meine Befehle erhalten, Sie nach dem Muta Nzige zu geleiten, und ich werde Sie dorthin führen. Ich bin kein Kind, ich bin ein Mann, und mein Name ist ziemlich gut bekannt in Unjoro. Denn die Wanjoro und ihre Nachbarn am See, die Wasongora, haben die Schärfe meines Speeres gefühlt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie mich, bevor ich Sie an den See gebracht, in die Flucht zu schlagen vermögen werden. Ich stehe jetzt hier an der Stelle des Kabaka; denn ich repräsentiere ihn hier, und die Armee steht unter meinem Befehle. Sambuzi, Ihr Freund in Uwuma, hat sich jetzt in den General Sambuzi verwandelt. Verstehen Sie mich?“

„Vollkommen“, antwortete Stanley. „Ich habe nur wenige Worte darauf zu erwidern, und Sie werden mich ebenso gut verstehen, wie ich Sie verstehe. Ich wünsche nach dem Muta Nzige zu reisen. So lange, als Sie mich dahin führen und damit die Befehle des Kaisers genau befolgen, soll Ihnen von meiner Seite ebenso viel Ehre und Achtung zu teil werden, wie wenn Sie der Kaiser selbst wären, und außerdem sollen Sie eine so reiche Belohnung erhalten, daß sogar der Katekiro von Uganda Sie darum beneiden wird. Mit Ihren Anordnungen über den Marsch und das Aufschlagen des Lagers habe ich, solange wir in Uganda sind, nichts zu thun, aber wenn wir die Grenze Unjoros überschreiten, möchte ich Ihnen doch inanbetracht, daß wir gegen den Willen des Volkes in sein Land einziehen, als Freund raten, die Armee beisammen zu halten, sodaß ein gemeinschaftliches Lager errichtet und gute Stellungen eingenommen werden, und daß Sie, wenn irgend eine Störung oder ein Angriff uns bedroht, nicht ohne den Rat anderer handeln, die da fähig und bereit sind, Ihnen Rat zu erteilen. Das ist alles.“

„Es ist gut“, sagte er, „wir verstehen nun einander. Wir wollen in langsamem Schritt bis an die Grenze marschieren, damit die anderen Häuptlinge Zeit haben, heranzukommen, danach aber sollen Sie selbst urteilen, ob die Waganda zu marschieren verstehen.“

Stanley beschloß, durch einen an sich berechtigten Stolz nicht seinem Unternehmen Hindernisse zu bereiten. So wurde denn am nördlichen Ufer des Katonga weiter gezogen durch eine offene, wellenförmige Gegend, welche von stagnierenden Flüssen voller Binsen und Papyrus häufig durchzogen war.

Unterwegs stießen die zur Verstärkung beordneten Unterhäuptlinge mit ihren Scharen zu Sambuži, sodaß allmählich eine kleine Armee zustande kam, welche, die Expeditionsmannschaften in Stärke von 180 Mann eingeschlossen, 2290 streitbare Krieger und einen Troß von etwa 500 Weibern und Kindern zählte. Jede Abteilung marschierte unter der Fahne ihres besonderen Führers, schon von weither an der eigentümlichen Tonweise ihrer Marschmusik erkennbar.

Am Neujahrmorgen 1876 gab schon beim Sonnenaufgange die große Trommel Sambuzis das Zeichen zum Aufbruche. Gegen Mittag war der kleine Nabwari oder Nabutari erreicht, welcher die Grenze zwischen Uganda und Unjoro bildet.

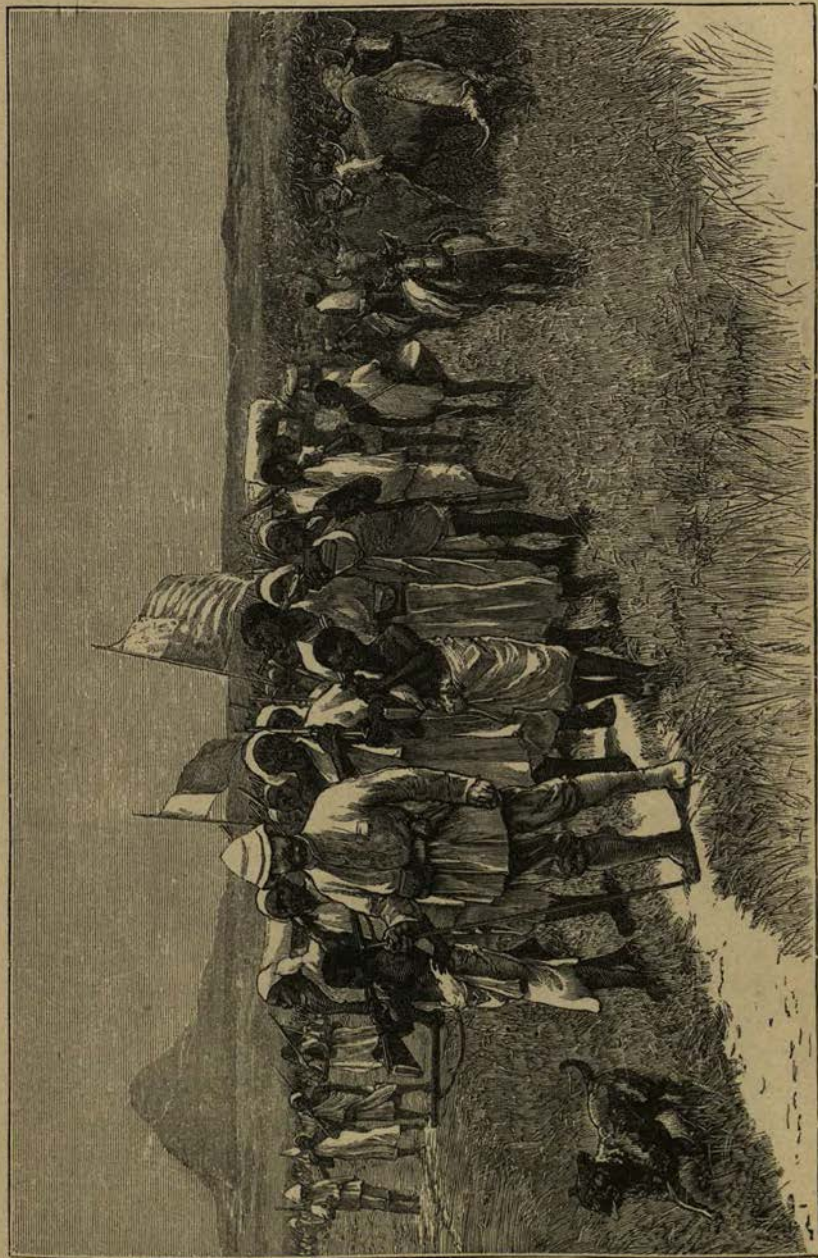
Zahlreiche Wanjoro hatten die Höhen des jenseitigen Ufers besetzt. Doch wurde der Fluß ohne Fährnis am folgenden Tage überschritten. Man war jetzt also in Feindesland. Die ganze Scenerie änderte sich. Die milden und stillen Wiesenlandschaften hatten ein Ende; eine rauhere Gegend begann, welche täglich mehr, je weiter man westwärts vordrang, den Charakter eines Gebirgslandes annahm. Die ganze Landschaft löste sich in Bergmassen von bedeutender Höhe auf, in kahle und zackige Bergrücken, isolierte, schroffe Hügel, welche durch wellige Landstrecken von einander getrennt waren. Jeder Tagemarsch ließ einen oder mehrere Berge von ungewöhnlicher Höhe am Horizonte auftauchen.

Zugleich offenbarte sich der Eintritt in ein neues Land in der Verschiedenheit der Form der Hütten und der angebauten Nahrungsmittel. Die Bananen Ugandas, diese gute und gesunde Frucht, hörten auf; jetzt waren die Felder überwiegend mit süßen Kartoffeln bestellt, welche allabendlich von den durchziehenden Waganda in großen Massen aus den Dorfsäckern gegraben wurden, ohne daß weit und breit die Eingebornen, dieser Brandschatzung zu wehren, sich zeigten.

Sambuži sah darin ein Unheil ankündendes Zeichen. „Die Wanjoro“, meinte er, „müssen sich anderswo sammeln, um uns Widerstand zu leisten; denn die Eingebornen pflegen uns sonst, wenn wir einen Einfall in dieses Land machen, von den Berggipfeln aus anzurufen, um sich nach den Beweggründen unseres Einmarsches zu erkundigen; jetzt aber ist das Land überall still und wie ausgestorben; kein einziger Bewohner läßt sich blicken.“

Es wurde deshalb beschlossen, Spione nach allen Richtungen auszusenden, um die Absichten der Eingebornen auszuforschen; zugleich aber wurde der Marsch fortgesetzt, jedoch jetzt so raschen Schrittes, daß die schwer beladenen Mitglieder von Stanley's Expedition energischer Anstrengungen bedurften, um nicht zurückzubleiben.

Am nächsten Tage tauchte im Norden eine ungeheure blaue Bergmasse auf, einem abgestumpften Kegels gleich, deren Höhe Stanley der des Montblanc gleich schätzte. Er gab ihr den Namen seines amerikanischen Chefs „Gordon Bennet“. Dies sei, erzählte man ihm, der große Berg der Gambaragara. Dieser merkwürdige Stamm, von heller Hautfarbe und regelmäßigen Gesichtszügen, der für den schönsten in ganz Ost-Afrika gilt, hatte an den



March durch Unjoro.

Abhängen dieses Berges sich angesiedelt. Auf dem Gipfel aber, zu dessen Ersteigung man zwei Tage brauche, in einer von hohen Felswänden umgebenen kraterartigen Vertiefung, welche einen kleinen, runden See enthalte, residire in Kriegszeiten der König mit seinen vornehmsten Häuptlingen und deren Familien, wiewohl es dort sehr kalt sei und häufig Schnee falle. Von hier aus gebiete er über das Land Usongora, das bis an den Muta Njige reiche, aber von schwarzen Leuten bewohnt sei.

Auf diesem Marsche kam man zum ersten Male mit den Eingebornen in Berührung. Aus weiter Entfernung schrieten sie den Waganda zu, sie sollten nur ohne Furcht weiterziehen; zurückkehren würden sie freilich nur, wenn ihnen Flügel wüchsen, wie den Vögeln, sodaß sie durch die Luft heimfliegen könnten.

Immer malerischer gestaltete sich weiterhin das Land. Bergspitzen und Kegel, kuppelähnliche Hügel ragten in dieser Gegend von wilder Schönheit nach allen Richtungen hin empor, während eiskalte Gewässer zwischen zerpaltenen und nackten Felsen sich durchdrängten oder unter natürlichen Felsbrücken mit wütendem Tosen hervorstürzten. Graue Sandsteinblöcke, welche den Gewässern den Weg zu versperren suchten, erschienen in wild phantastischen Formen. Allenthalben waren die Spuren einer Naturkraft erkennbar, welche vor Zeiten diese Gebirgsgegend erschüttert hatte. Oft waren die Schichten des Gesteins senkrecht aufgerichtet, Klüfte und Spalten zeigten sich, tiefe Einstürze waren entstanden.

Der Weg führte zu einem gegen 2000 m über dem Meere liegenden Berggrücken hinauf. Von seiner Abdachung sah man tief unten die Felder, Gärten und Dörfer des volkreichen Landes Uzimba liegen, das westwärts bis an den großen See sich erstreckte. Aber das plötzliche Vorrücken des Vortrabs mit fliegenden Fahnen mit wirbelnden Trommeln mitten in die bestürzten Eingebornen hinein vertrieb diese auf der Stelle. So sehr waren sie in Unkenntnis über den Charakter und die Rationalität des plötzlich in ihre Felder herabsteigenden Heeres, daß sie, indem sie wegliefen, den Vortrab fragten, warum der König Unjoro seine Leute in ihr Land sende, und drohend ankündigten, daß sie am nächsten Tage sich zum Kampfe einstellen würden. In der Nacht jedoch offenbarte die große Kriegstrommel des Generals Sambuzi weit und breit den Charakter der Streitmacht und verkündigte zugleich, daß die Waganda mitten unter ihnen wären.

Alle Häuptlinge und Anführer der kleinen Armee hielten am nächsten Tage eine Ratsversammlung, in welcher beschlossen wurde, in der folgenden Nacht 200 Mann auszusenden, um einige Gefangene in das Lager zu bringen, durch deren Vermittelung den Umwohnern und ihren Häuptlingen die Zwecke der Expedition mitgeteilt werden könnten. Denn da der See nur eine Meile noch entfernt lag, so war es für Stanley notwendig zu erfahren, ob er erwarten dürfe, daß die Eingebornen ihm einen längeren Aufenthalt am See gestatten würden.

Ungefähr zehn Gefangene wurden eingebracht und, nachdem sie Geschenke an Zeug und Perlen erhalten hatten, wieder freigelassen, um ihren Häuptlingen die Nachricht zu überbringen, daß die Waganda einen weißen Mann hergeleitet hätten, welcher den See zu sehen wünsche, und welcher um die Erlaubnis bäte, einige Tage friedlich im Lande wohnen zu dürfen. Der weiße Mann verspräche alle von den Fremden verzehrten Nahrungsmittel zu bezahlen, kein Dorf in Besitz zu nehmen und sich an keinem Eigentume zu vergreifen. Eine Antwort erwarte er binnen zwei Tagen.

Unterdessen wurde das Lager bis ziemlich nahe an den Rand des Plateaus vorgeschoben, an dessen Fuße, 300 m tiefer, der See lag. Es wurde auf einem niedrigen Bergrücken aufgeschlagen, welcher einen freien Umblick über die ganze Umgegend gestattete und dadurch ziemlich Sicherheit gewährte.

Am nächsten Tage sandten die Eingebornen ihre Antwort: sie wären nicht an Fremde gewöhnt und sähen sie auch nicht gern in ihr Land kommen; überdies gehöre ihr Land zu Unjoro, dessen König mit den Weißen* im Kampfe begriffen wäre; daher dürfe der weiße Mann ihm nicht in den Rücken kommen und noch dazu Frieden erwarten. Seine Worte seien ja gut, aber seine Absichten, das wüßten sie sicher, nichts desto weniger böse. Deshalb würden sie am nächsten Morgen den Krieg beginnen.

Diese Antwort wurde von ungefähr 300 Eingebornen überbracht, welche, während sie ihre Botschaft ausrichteten, Vorsichtsmaßregeln trafen, um nicht von den Waganda überfallen zu werden, und dann sich eilig ostwärts in die Berge zurückzogen.

* Gordon Pascha hatte im Auftrage des Khediwe von Ägypten ihn angegriffen.

Die Kriegserklärung fiel den Waganda-Häuptlingen schwer aufs Herz, besonders die Führer zweiten Ranges gerieten in eine wankelmütige Aufregung, und eine stürmische Versammlung war das Resultat. Sabadu, der Anführer der kaiserlichen Leibwache, welche Stanley beigegeben war, und der junge Bugomba, der Bruder des Katefiro von Uganda, öffneten alle Schleusen ihrer Beredsamkeit, um Sambuzi zum Rückzuge zu bewegen. Sekadshugu und Lufoma, zwei der Abteilungsführer, wußten gewichtige Argumente vorzubringen, daß man auf der Stelle umkehren müsse, setzten jedoch hinzu, daß sie allerdings bereit wären, bei Sambuzi, wenn er wolle, bis zum Tode auszuhalten.

Dem gegenüber bat Stanley, daß Sambuzi die wenigen Worte, welche er selbst sagen wolle, anhören möchte. „Wir sind zwar“, setzte er auseinander, „nur noch einen Flintenschuß weit vom Njanza entfernt, aber dennoch haben wir den See noch nicht gesehen. Mtesa aber hat den bestimmten Befehl erteilt, mich an den See zu führen. Und nun schwagt ihr schon vom Rückzuge, ehe ihr euch nur nach einem festen, verteidigungsfähigen Lager umgesehen habt. Doch wenn ihr alle zur Rückkehr entschlossen seid, so verlange ich nur, daß ihr mir zwei Tage Frist gewährt. Danach will ich euch einen Brief an Mtesa mitgeben, der euch von Schuld und Verantwortlichkeit freisprechen wird. In der Zwischenzeit sendet fünfhundert von den Waganda und fünfzig von meinen Leuten ab, um einen Pfad nach dem See auszuwählen, auf welchem das Boot und das sämtliche Gepäck an der Wand des Plateaus ohne Beschädigung hinuntergeschafft werden kann, und laßt sie zugleich bei ihrer Ankunft am See sich erkundigen, ob man sich wohl Canoes verschaffen könne, um die Expedition einzuschiffen.“

Dieser Rat gefiel den Häuptlingen; und da keine Zeit zu verlieren war, so wurden um 8 Uhr morgens 500 Waganda unter Lufoma und 50 von Stanleys Leuten unter Manwa Sera nach dem See hinabgesandt mit dem Befehle, vorsichtig zu verfahren und auf keine Weise die Eingebornen an der Seeküste zu alarmieren. Stanley selbst nahm eine andere Abteilung von 50 Mann seiner Leute mit sich und suchte an dem Rande des Plateaus einen Pfad zu finden, auf dem man sicher und möglichst bequem hinabsteigen könne.

Wie eine ungeheure Spiegelfläche, ruhig und blau, lag der

See* zu Stanley's Füßen, nur an der Küste bildete die aufspritzende Brandung eine schmale, weißliche Linie. Nach Nordwesten grenzte der hohe Berggrücken von Ujongora die breite, inselreiche Seeinbuchtung ab, welche der Entdecker vor sich sah: er nannte sie Beatrice-Golf. Das Ziel des Marsches glaubte er erreicht zu haben!

Um Mittag kehrten Lukoma und Manwa Sera vom See zurück und berichteten, daß es ein schweres Stück Arbeit sein würde, das Boot ohne lange und sehr starke Seile an einem schroffen Abhang von 15 m Tiefe hinabzulassen; denn ein solcher Abgrund sei gleich zuerst auf dem zum See hinabführenden Pfade zu passieren. Mit einer Bürde auf dem Rücken könne niemand hinauf- oder hinabsteigen, da man beim Klettern an dem jähem Abhange beide Hände brauche. Auch Canoes hätten sie nur fünf ganz kleine gesehen, welche zum Transport von Menschen oder Waren auf dem See völlig unbrauchbar wären.

Diese unwillkommenen Nachrichten stößten den Waganda das fieberhafte Verlangen ein, auf der Stelle den Rückweg anzutreten. Große Massen von Eingebornen, welche sich auf den Gipfeln aller Hügel ringsum aufstellten, vermehrten noch die Furcht, die sich der Gemüter aller Waganda bemächtigte, und Gerüchte verbreiteten sich von heimtückischen, mit ungeheurer Kraft begabten Menschen, welche von Süden her zum Kampfe des nächsten Tages heranzückten. Dies veranlaßte die Waganda, schleunigst große Vorräte von süßen Kartoffeln für ihre Rückreise zusammenzupacken. Selbst die Mitglieder der Expedition ergriff diese Panik, und sie rüsteten sich ganz in der Stille, um den Waganda zu folgen. Andere mischten sich unter die Waganda und waren bald nur allzu geneigt, deren Befürchtungen im vollen Umfange zu teilen.

In sehr niedergeschlagener Stimmung kamen daher am Nachmittage die Waganda-Führer zu Stanley und baten ihn, seinen Entschluß ihnen mitzuteilen. Er habe, eröffnete er ihnen, beschlossen,

* Es war der Lutu Nzige, aber nicht, wie Stanley meinte, der Albert-See oder Muta Nzige. Denn dieser endigt mit flachem Südufer (nach Gessi wie nach Mason) schon unter 1° 11' nördl. Br., Stanley aber befand sich in 0° 11' südl. Br., also um mehr als einen Grad südlicher als das Südende des Albert-Sees, welcher 845 m über dem Meere liegt, während sich für Uzimba an Stanley's See aus Stanley's Messungen 1477 m ergibt. Übrigens ist der Name Mvutun Nzige (Muta Nzige) nur in Unjoro gebräuchlich und wird selbst in Uganda kaum verstanden.

Sambuzi ein Viertel des gesamten Eigentums der Expedition als Geschenk anzubieten, wenn er noch zwei Tage bleiben wolle. Unterdes solle das Boot auf dem See flott gemacht werden, und die Expedition solle dann theils zu Wasser theils zu Lande der Küstenlinie folgen, bis sie eine unbewohnte Insel finden würde. Nach einem solchen sicheren Plage solle dann die Expedition hingeschafft werden, bis friedlichere Landstriche oder andere Mittel und Wege aufgefunden wären, um die Reise weiter fortzusetzen. So wolle er der drohenden Gefahr begegnen: und die Wangwana gaben ihm ihren Beifall.

Um 5 Uhr nachmittags fand bei Sambuzi eine Ratsversammlung statt, um über die Hülfsmittel, welche etwa zur Abwendung der Gefahr vorhanden waren, und über die Chancen der Flucht zu diskutieren. Sabadu, der Hauptmann der Leibgarde, wurde zuerst zum Reden aufgefördert. Er sprach mit feiger Bosheit. Jeder Wink, der irgend den kräftigen Entschluß, den Befehlen Mtesas pflichttreu zu gehorchen, wankend machen konnte, wurde mit aller der Wirkung, welche seine Stellung als Anführer der Leibwache und sein vermeintlicher Einfluß auf den Kaiser gestattete, in verschmitzter Rede hingeworfen: voll Selbstvertrauen maßte er sich die Macht an, den Zorn seines gefürchteten Herrn wie durch Zauber zu beschwören und ihn auf das Haupt des Königs Kabba Rega von Unjoro abzulenken. Nach ihm sprach Bugomba. In unterthänigem Tone unterstützte er Sabadu, und alles, was dieser hervorzuheben vergessen hatte, wußte der sechzehnjährige Page geschickt einzuflechten in den Beweis, daß man augenblicklich fliehen müsse.

Die Versammlung hörte ihm sehr beifällig zu, und viele von den Offizieren waren der Meinung, daß es das Beste sei, sofort zu fliehen, ohne erst die Nacht oder den Morgen abzuwarten. Lukoma und Sekabschugu ersuchten mit ernstern Worten den General Sambuzi, der Menge der Feinde, welche am nächsten Tage zum Angriffe gewiß erscheinen würden, wohl eingedenk zu sein und nicht zu vergessen, daß im Falle einer Niederlage alle Hülf fern, und daß alle Kriegsvorteile auf der Seite des Feindes seien. Der Feind würde auf seinem eigenen Grund und Boden kämpfen mit dem Bewußtsein, daß er seinen eigenen Herd verteidige. Wenn der Feind auch am ersten Tage geschlagen werden sollte, so würde er in immer größerer Anzahl wiederkommen, und es würde, sobald

sich das Gerücht von dem Kriege weiter ausbreiten und Zeit gewonnen werden würde, bald die ganze Heeresmacht von Unjoro, einem an Größe Uganda gleichkommenden Bande aufgebieten werden, um die Eindringlinge zu verjagen und niederzumekeln. Jedoch sei Sambuzi ihr General und ihr Oberhaupt, und wenn er es für das Beste halten sollte, bei „Stamli“ standzuhalten, so würden auch sie bis in den Tod bei ihrem Befehlshaber aushalten.

Jetzt wurde Stanley gebeten, seine Meinung zu sagen. Fast lähmte ihm der Zorn die Zunge, so entrüstet war er darüber, daß man ihn erst jetzt zum Sprechen aufforderte, wo schon alle entschlossen waren, dem Zwecke des ganzen Zuges entgegenzuhandeln, sodaß selbst die Furcht vor dem Kaiser nicht wirksam genug war, um sie zum Ausharren zu bewegen. Über die Maßen unwürdig erschien es ihm zudem, daß ein Mann wie Sambuzi, ein Heerführer von solcher Erfahrung und so anerkannter Tapferkeit, sich so weit erniedrigen konnte, Knaben wie Bugomba oder eiteln Prahlhänsen wie Sabadu sein Ohr zu leihen. Dennoch bezwang er sich, nahm alle seine Geduld zusammen und sagte:

„Ich kann nicht recht einsehen, was es nützen soll, wenn ich selbst noch etwas sage, da ich weiß, daß ihr ja doch allen Rat schlägen, die ich euch geben mag, entgegen handelt werdet. Aber damit ihr mir deshalb keine Vorwürfe macht, weil ich euch meinen Rat vorenthalten und euch auf die Gefahr, in die ihr euch mit eurem Rückzugsplane stürzt, nicht hingewiesen hätte, will ich meine Meinung sagen. Ihr, Sambuzi, habt mir in Laugurwe gesagt, daß Ihr kein Kind, sondern ein Mann seid. Wenn Ihr ein Mann seid, wie kommt es denn, daß Ihr einem Knaben, wie Bugomba, dessen feige Furcht mit seinem Verstande davongelaufen ist, in einer Ratsversammlung von so erprobten Kriegerern, wie ich sie hier sehe, zu reden verstattet? Glaubt Ihr, daß Bugomba Euren Kopf retten kann, wenn der Kaiser von Eurer feigen Flucht hört? Nein, die Liebe, welche jener Knabe für Euch zu hegen vorgiebt, wird dahinschwinden, wenn er den finstern Blick in Mtesas Antlitz sieht. Wird der Katekro Euch beistehen, weil Ihr seinen Bruder Bugomba liebt? Nein; der Minister wird Bugomba geißeln lassen und der erste sein, der den Befehl giebt, Euch zu töten. Wenn Ihr ein Mann und Feldherr seid, wie könnt Ihr nur diesem Sklaven Sabadu Gehör geben, der nicht kühnern Mut hat, an den Fußschemel Mtesas heranzutreten, als er Mut haben würde,

den Wanjoro morgen in der Schlacht zu begegnen? Ist Sabadu das Oberhaupt und der General der Waganda, oder ist es Sambuzi, der Befehlshaber, der gegen Uwuma so tapfer focht? Wenn Eure Häuptlinge Lukoma und Sekadschugu Euch raten davonzulaufen, so thut Ihr unrecht, auf sie zu hören; denn nicht sie wird Mtesa bestrafen, sondern Euch. Ich rate Euch deshalb als Euer Freund, zwei Tage hier zu bleiben, während ich das Boot zurecht mache. Am Schlusse des zweiten Tages will ich einen Brief an Mtesa schreiben, der Euch von aller Schuld und jedem Tadel freisprechen soll; und wenn Ihr mir eine solche Frist von zwei Tagen einräumt, so will ich ein Viertel meiner fahrenden Habe — ja ich will Euch sogar die Hälfte aller Perlen, alles Drahtes und Zeugens, das ich besitze, geben, sodaß Ihr damit Euch selbst und Eure Freunde belohnen mögt. Fürchtet Euch nicht vor den Wanjoro! In der Nacht können wir ein so starkes Pfahlwerk um das Lager bauen, daß Kabba Nega selbst, wenn er hier wäre, nichts gegen uns würde ausrichten können. Es ist keine große Gefahr dabei, wenn wir ein paar Tage hier bleiben; wenn Ihr aber ohne meinen Brief nach Uganda zurückkehrt, so geht Ihr einem sichern Tod entgegen. Ich habe gesprochen!“

Nach einer kleinen Pause, während welcher er mit seinen Leuten einige Bemerkungen austauschte, sagte Sambuzi: „Stamli, du bist mein Freund, des Kaisers Freund und ein Sohn Ugandas, und ich will gern alle Pflichten gegen dich erfüllen, so gut ich es nur vermag. Du mußt aber die Wahrheit hören. Wir können nicht thun, was du verlangst. Wir können hier nicht zwei Tage lang warten, ja nicht einmal einen Tag. Wir werden morgen kämpfen, das ist gewiß; und wenn du glaubst, daß ich aus Furcht so rede, sollst du sehen, wie ich mit dem Speere kämpfen werde. Diese Leute kennen mich von früheren Zeiten her, und sie wissen recht wohl, daß mein Speer scharf und tödlich ist. Wir werden morgen beim Sonnenaufgang kämpfen, und wir müssen uns durch die Wanjoro nach Uganda durchhauen. Wir können nicht kämpfen und dabei im Lager bleiben. Denn wenn dieser Krieg einmal begonnen hat, so ist es ein Krieg, der so lange dauern wird, als wir am Leben sind. Denn diese Leute machen keine Feinde zu Sklaven, wie es die Waganda thun. Daher besteht die einzige Möglichkeit, unser Leben zu retten, meiner Ansicht nach darin, daß wir in der Nacht alles zu unserm Zuge

aufpacken, und daß wir morgen früh aufbrechen und uns durch sie hindurchschlagen. Nun sage mir als deinem Freunde, was du thun willst. Willst du hier bleiben oder mit uns ziehen und einen anderen Weg einzuschlagen versuchen? Denn ich muß dir sagen, wenn du es nicht wissen und von selbst einsehen solltest, daß du nimmermehr das Boot an dieser Stelle auf dem Njanza flott machen wirst. Wie kannst du dein Boot an diesem Felsabgrund hinunterschaffen, während du kämpfen mußt und Tausende dich ringsum bedrängen? Und wenn du selbst den Rand des Wassers erreichen solltest, wie wirst du zwei Tage im Boot arbeiten und zugleich kämpfen können?“

Darauf entgegnete Stanley: „Ich war über eure Entscheidung im voraus im klaren, da ich erwog, was die Waganda bei früheren Gelegenheiten gethan haben. Als Magassa mit mir auf dem See nach Usukuma gesandt wurde, lief er davon und ließ mich mit den Wa-Bumbireh allein kämpfen. Als die Waganda mit Abdul Njiz Bey* nach Gondokoro gesandt wurden, folgten sie ihm bis nach Unjoro, und als sie die Wanjoro kommen sahen, ließen sie ihn im Stich und stahlen fast alle seine Kasten mit Waren, und Abdul Njiz Bey mußte sich auf seinem Wege nach Gondokoro allein durch die Feinde hindurchschlagen. Wir Weißen werden nun bald gelernt haben, daß es keinen feigern Menschen giebt als einen Eingebornen aus Uganda. Für euren Rat danke ich euch; in der Nacht will ich euch meine Antwort erteilen.“

Sobald Stanley den Kriegsrat verlassen hatte, ließ Sambuzi die große Kriegstrommel für den auf den nächsten Morgen festgesetzten Marsch und für die erwartete Schlacht schlagen, und kündigte auch Stanleys Leuten an, daß die Waganda den Rückzug beschlossen hätten. Daher sah Stanley, als er in seinem Lager ankam, Bangigkeit und Schrecken auf allen Gesichtern. Sogleich berief er Frank Pocock und die Führer der Expedition zu sich, schilderte ihnen die sie umringenden Gefahren sowie die ihnen noch übrig bleibenden Hoffnungen, und bat sie dann, ihre eigene Meinung über die ganze Sachlage frei und offen auszusprechen.

Nach längerem Zögern und Stillschweigen ergriff der tapfere und immer treubewährte Ratschetsche das Wort: „Herr, ich weiß nicht, was meine Brüder hier über die Sache denken; aber so viel

* Vgl. S. 127.

ist mir klar, daß wir an den Rand einer tiefen Grube gebracht sind, und daß die Waganda, wenn wir ihnen nicht folgen, uns in dieselbe hineinstoßen werden. Ich meinesteils habe weiter nichts zu sagen, außer daß ich Eure Befehle genau befolgen werde. Leben oder sterben ist mir alles eins. Wenn Ihr sagt, laßt uns vorwärts gehen und die Waganda ohne uns heimkehren, so sage ich dasselbe; wenn Ihr sagt, laßt uns zurückgehen, so sage ich auch dasselbe. Das ist meine Meinung. Aber ich möchte Euch gern fragen, ob uns für den Fall, daß wir für uns selbst vorwärts gehen wollen, wohl noch irgend eine Möglichkeit bleibt, aus diesem Lager wegziehen zu können, das ich von kriegsbereiten Eingeborenen ganz umringt sehe? Wenn alle diese Waganda mit unserer Beihilfe nicht instande sind, unsere Position haltbar zu machen, wie kann eine so kleine Schar wie wir darauf hoffen, dies zu vermögen? Dies habe ich auf dem Herzen gehabt, und dies ist auch meiner Meinung nach die Ursache des Schreckens, der die Mitglieder der Expedition ergriffen hat. Auch will ich Euch noch eins sagen: wenn Sambuzi morgen zum Rückmarsch die Trommel schlagen läßt, so wird ihm mehr als die Hälfte der Expedition folgen, und Ihr könnt das nicht verhindern.“

„Nun gut“, erwiderte Stanley darauf, „dies ist meine Entscheidung. Ich wurde ausgesandt, um diesen See zu erforschen. Als ich von Usukuma aufbrach, hegte ich Zweifel, ob ich dies ohne Hilfe der Waganda würde ausführen können, weil es an diesem See keine Volksstämme giebt, welche gegen Fremde freundlich sind. Aus diesem Grunde ersuchte ich Mtesa, mir ein so starkes Corps von Kriegern zu leihen. Da kein uns freundlicher Hafenplatz gefunden werden konnte, wo ihr zurückbleiben konntet, während ich den See in meinem Boote besuhr, gedachte ich einen Hafen für ein paar Monate gewaltsam in Besitz zu nehmen und zu verteidigen. Die Streitmacht, auf die ich mich verließ, läßt mich nun im Stiche, und die Bevölkerung ist feindlich. Es bleibt mir also weiter nichts übrig, als mit Sambuzi zurückzukehren und den Versuch zu machen, den See auf einem anderen Wege zu erreichen. Wenn kein anderer Weg gefunden werden kann, müssen wir sogar mit dem, was wir gethan, zufrieden sein.“

Die draußen stehenden Wangwana hörten diese Entscheidung mit Freuden und schrieen: „Will's Gott, so finden wir noch einen anderen Weg, und das nächste Mal, wo wir ein Werk dieser Art

ausführen wollen, werden wir damit ohne die Waganda fertig werden!“

Sambuzi wurde von dem Entschlusse Stanleys in Kenntniß gesetzt und zugleich ersucht, zwanzig Mann zu schicken, um den ermüdeten Leuten der Expedition beim Rücktransport der Waren nach Uganda Hülfe zu leisten. In der Morgendämmerung sammelten sich die Streitkräfte, um das Lager auf den Felsklippen am „Muta Nzige“ — denn für diesen hielt Stanley den neuentdeckten See — in kriegerischer Ordnung, wie es die Lage gebot, zu verlassen. Tausend Speerträger mit Schilden bildeten die Avantgarde, ebenso viele nebst dreißig der bravsten Wangwana den Nachtrab. Die Waren und die Expedition nahmen die Mitte der Marschlinie ein. Trommeln und Pfeifen gaben das Signal zum Aufbruche.

Die Eingebornen, anstatt anzugreifen, begnügten sich damit, dem langen Zuge in ehrerbietiger Entfernung zu folgen, bis er das Land Uzimba verlassen hatte. Die feste Ordnung und kriegerische Ausrüstung der Fremden ließ doch wohl ihnen einen Angriff zu gewagt erscheinen: so ließen sie denn in Frieden sie von dannen ziehen.

Die Wanjoro jedoch versuchten am folgenden Tage auf den Nachtrab einen Angriff, der indes ohne Verluste in kurzer Zeit zurückgeschlagen wurde.

Der Rückmarsch ging ein wenig südlich von dem früheren Wege. Nach dreizehn Tagen war wieder der sichere Boden Ugandas erreicht. In dem Dörfchen Kisoffi löste die Streitmacht sich auf. Sambuzi zog weiter, indem er noch zuguterletzt drei Ladungen Perlen heimlich mit sich nahm, welche Stanley zum Rücktransport ihm anvertraut hatte, während Stanley zurückblieb, um seinen Leuten einige Tage der Ruhe zu gewähren. Während dieser Zeit sandte er durch Katschetsche einen Brief an Mtesa, in welchem er dem Kaiser berichtete, daß Sambuzi nicht alles, was er versprochen, ausgeführt, daß er drei Säcke mit Perlen gestohlen, und daß Sabadu und Bugomba sich ungeschicklich betragen hätten.

Wie Katschetsche einige Tage später, als er die Expedition wieder erreichte, berichtete, wirkte dieser Brief auf Mtesa beschämend und versetzte zugleich ihn in lodernde Wut. Katschetsche wurde vor die Burzah gerufen und mußte dort mit lauter Stimme alles

berichten, was zwischen Stanley und Sambuzi seit der ersten Begegnung in Laugurwe vorgefallen war. Mtesa und seine Häuptlinge hörten mit gespannter Aufmerksamkeit die Erzählung an, welche hin und wieder von heftigen Ausrufen des Kaisers unterbrochen wurde.

Als Katschetsche den Bericht beendigt, wandte sich Mtesa in sichtlich Erregung zu seiner Umgebung: „Seht ihr nun, wie ich von meinen eigenen Leuten um Ehre und guten Namen gebracht werde? Dies ist das dritte Mal, daß ich in die Lage versetzt worden bin, mein weißen Männern gegebenes Wort zu brechen. Aber, bei dem Grabe meines Vaters Suna! ich will Sambuzi und euch allen zeigen, daß ihr den Kabaka nicht verspotten dürft! Stamli ist ebenso zu meinem als zu seinem Vorteil nach dem See gegangen, aber ihr seht, wie meine Pläne durch einen gemeinen Sklaven wie Sambuzi durchkreuzt werden, der sich herausnimmt, meinem Gaste gegenüber mehr zu sein als ich selbst. Wann habe ich es gewagt, gegen meinen Gast so unhöflich zu sein, wie dieser Kerl gegen Stamli gewesen ist? Du, Saruti“, sagte er, sich plötzlich an den Anführer seiner Leibwache wendend, „nimm Krieger und zehre Sambuzis Land rein auf* und bringe ihn selbst in Ketten zu mir.“

Im Lager am Kap Nakaranga hatten Saruti und Sambuzi sich so innig geliebt wie zwei, die sich Brüderschaft geschworen. Jetzt aber warf sich Saruti ohne Bestimmen zu Boden und schwur, er wolle Sambuzis Land rein aufzehren und ihn selbst wie einen Sklaven gefesselt zum Kabaka bringen.

„Und du, Katefiro“, fuhr Mtesa fort, seine glühenden Augen auf ihn richtend, „wie kommt es, daß dein Bruder Bugomba, ein bloßes Knäblein, den großen, in Amt und Würden stehenden Herrn spielt? Sag mir, wo er diesen seinen aufgeblasenen «Dickkopf» her hat?“

„Mein Herr, Bugomba ist ein Kind und verdient für sein Betragen die Rute, und ich selbst will dafür sorgen, daß er seine Strafe dafür erleidet.“

„Sehr gut, schicke nach Bugomba und nach jenem Sabadu mit der langen Zunge und bringe sie sofort her zu mir; ich werde

* d. h. nimm es mit allem, was darin ist, für dich in Besitz.

dadür sorgen, daß sie ihre Zungen nie wieder gegen einen meiner Gäste gebrauchen.“

„Nun, Katschetjche“, sagte hierauf Mtesa, „was will Stamliſh jetzt thun? Glaubst du, daß er sich, wenn ich ihm 100 000 Mann unter Sekebobo und Mkwenda gebe, auf einen zweiten Reiseversuch nach dem Muta Nzige einlassen wird?“

„Das könnte er wohl, Kabaka, aber ich glaube nicht, daß er den Waganda nochmals Vertrauen schenken wird; denn dies ist das zweite Mal, daß sie ihn hintergangen haben. Magassa lief davon und Sambuzi lief davon, und er wird vielleicht sagen, Sekebobo werde dasselbe thun. Die Waganda sind sehr tapfer vor Euren Augen, Kabaka, aber“, schloß gerade heraus der ehrliche Katschetjche, „wenn sie fern von Euch sind, vergessen sie Eure Befehle und stehlen Menschen, Rinder und Ziegen.“

Sekebobo aber und Mkwenda sprangen vor dem Kaiser auf und sagten laut: „Wohlan, laß uns ziehen, Kabaka, und wir wollen uns durch das Herz des Kabba Rega von Unjoro bis zum Muta Nzige durchhauen, und alle die Volksstämme ringsum sollen uns nicht zurüctreiben.“

„Es ist gut“, sagte der Kaiser. „Setzt schreibe du, Dal-
lington“, wandte er sich an den an seinem Hofe zurückgelassenen Zögling der englischen Mission, „einen Brief an Stamliſh. Sage ihm, er möge nochmals an den Katonga kommen, und Sekebobo und Mkwenda sollen ihn mit 60 000, ja mit 100 000 Mann nach dem Muta Nzige geleiten und dort bleiben, bis er mit seinen Arbeiten fertig wäre. Schreibe ihm, daß er, wenn diese ihn im Stiche lassen, mit jedem Häuptling, der nach Uganda zurückkehrt, ganz nach seinem Belieben verfahren soll.“

Als Stanley diesen Brief erhielt, war er in Verlegenheit, was er thun sollte. Allein er bezweifelte, daß eine solche Heeresmasse, wie sie ihm zur Verfügung gestellt wurde, ohne strenge Disciplin sich würde im Zaume halten lassen, wenn nicht großes Elend über die durchzogenen Ländex gebracht werden sollte. Auch war er nun zu weit vom Muta Nzige entfernt, um aufs ungewisse hin — denn so ließ der Charakter der Waganda ihm die ganze Sache erscheinen — nochmals dahin zurückzukehren. In diesem Sinne schrieb er daher an Mtesa und schloß seinen Brief mit Dankſagungen für seine Güte und einem freundschaftlichen Lebewohl.

Katschetsche begegnete, als er aus der Hauptstadt zu Stanley zurückkehrte, dem unglücklichen, mit Ketten beladenen Sambuzi, und der barsche, aber ehrliche Mngwana konnte, weit entfernt ihn zu bemitleiden, sich einiger Stichelreden nicht enthalten: „Ei, Sambuzi, Ihr seht nicht mehr so fein aus, wie noch vor einer kurzen Weile. Ihr geht wohl zu Mtesa, um Kabaka vor ihm zu spielen? Lebt wohl, Sambuzi!“



Der Berg Edwin Arnold im Westen des Gordon Bennett.

Neuntes Kapitel.

Kleinkönige in Afrika.

Am Alexandra-Nil. — Humanita von Karagwe. — Das Bettrudern. — Eine Badereise in Afrika. — Humanitas Schatzkammer. — Mantorongos Botschaft. — Hungersnot in Usui. — Die Wasserscheide der großen Seen. — Nochmals Mantorongo. — Der Tod des treuen Bull. — Mirambo, der Schrecken Afrikas. — Mirambo vor Serombo. — Mirambos Besuch. — Der Bruderbund. — Ungomirwas Wandelung. — Die Watuta. — Rufunzus Selden. — Übergang über den Malagarazi. — Nach Abschiedschi.

Wieder sah sich Stanley auf sich selbst gestellt. Jetzt aber war er entschlossen, fernerhin sich selbst und seine Zeit nicht mehr von der Laune irgend eines anderen Menschen abhängig zu machen.

Die letzte und größte Aufgabe trat jetzt an ihn heran, die Entscheidung der Frage, ob der Luálabá der Oberlauf des Nil oder der des Kongo wäre. Bei Njangwé hatte Livingstone, der unermüdlische Forscher, sich zurückwenden müssen: so war denn jetzt Stanleys Ziel, möglichst bald diese Araber-Niederlassung am Luálabá zu erreichen, um Livingstones Entdeckung zu vollenden.

Daher richtete Stanley jetzt seinen Marsch südwärts.

Bald erreichte er den Alexandra-Nil, in welchem er schon im vergangenen Frühjahr, als er eine Strecke in die Mündung hineingefahren war, den größten Zufluß des Victoria-Njanza erkannt hatte: wie denn auch die Anwohner ihn die „Mutter des Flusses bei den Steinen“* nannten. Er war 250 Meter von Ufer

* Des Victoria-Nil, des großen Seeausflusses.

zu Ufer breit, aber so angefüllt mit Schilfgras, Wasserrohr und Papyrusstauden, daß nur in der Mitte eine freie mächtige Wassermasse von 200 Meter Breite dahinrauschte.

Als die Expedition sich dem Flusse, der bei den Eingebornen bald Ragera bald Kitangule hieß, näherte, erklärten diese, daß es nicht erlaubt wäre hinüberzusetzen, bevor nicht dem Häuptlinge für die Erlaubnis etwas bezahlt wäre. Als jedoch Stanley dies rund abschlug, ließen sie ihn auch ohne die Erlaubnis hinüberfahren.

Damit war denn das Land Karagwé betreten, dessen König unter dem Kabaka von Uganda steht. Hier hatten in dem Flecken Kafurro, in der Nähe der Residenz des Königs Kumanika, sich einige arabische Kaufleute niedergelassen, welche den Europäer gastlich aufnahmen und am dritten Tage zu dem Könige geleiteten.

Man stieg westwärts zu einem hohen Berggrücken hinauf, von dem sich eine großartige Aussicht darbot. Etwa 200 Meter unter der Höhe lag eine grasbedeckte Terrasse dicht über einem mehr als 300 Meter tiefer liegenden kleinen See, dessen ruhig glatte Oberfläche in ihrer Farbe mit dem Azurblau des wolkenlosen Himmels wetteiferte. Über einen schmalen Berggrücken hinweg blickte man in das breite, mit Papyrusstauden bedeckte Thal des Kitangule hinab, in dem nach Norden und Süden zu viele schöne, blaue, kleine Seen sich hinzogen, welche die silberne Schlangenlinie des Flusses mit einander verband. Jenseits des breiten Thales erhob sich Berg an Berg, durch tiefe Senkungen von einander getrennt, und dahinter türmten sich, in matte und unbestimmte Umrisse zurückweichend, in weiter Ferne höhere Gebirgszüge auf.

Unter der Nasenterrasse lag Kumanikas Dorf, von einem kreisrunden, starken Pfahlwerk rings eingehegt. Dorthin stieg Stanley mit seinen Begleitern hinunter.

Es dauerte nicht lange, so hatte der Zug der Nahenden Hunderte von Personen aus dem Dorfe, besonders viel junges Volk, herbeigezogen.

„Wer sind diese?“ fragte Stanley den Scheikh Hamed, der ihn geleitete, auf eine muntere Knabengruppe in weniger als spärlicher Kleidung hinweisend. Sie strotzten von Gesundheit; ihre Augen waren groß, von frischer Lebenslust glänzend, und doch sanft durch eine außerordentliche Milde des Ausdrucks; mit anmutiger Höflichkeit bewillkommneten sie die Gäste. Es waren Söhne Kumanikas.

In der Hütte saß der greise König. Er lächelte freundlich und väterlich Stanley entgegen, und machte mit seinem vornehm gütigen Wesen auf diesen einen Eindruck, wie wenn er einem ehrwürdigen Patriarchen uralter Zeiten in das heitere, friedliche Antlitz schaue. Der Ausdruck seines Gesichtes erinnerte an einen tiefen, stillen Brunnen; der Klang seiner Stimme war so ruhig, daß der scharfe Stimnton des nervös erregten Arabers daneben fast verlegend berührte.

Kein größerer Kontrast war zu denken als der zwischen Mtesa, dessen vulkanische Leidenschaftlichkeit auszudrücken die Waganda zum Gebärdenspiele ihre Zuflucht nahmen, dessen Augen, wenn er zornig war, „Feuerbällen glichen“, und dessen Worte dann „explodierten wie Schießpulver“, und Kumanika, dem die sanfte Stimme und die milde Gutherzigkeit den Charakter eines gütigen Vaters verlieh.

Der König erschien, wie er so in rotes Deckzeug gekleidet darsaß, als ein Mann von mittlerer Größe; als er jedoch aufstand, zeigte er die imponierende Größe von gut 2 Metern: Stanley reichte ihm mit dem Scheitel seines Kopfes noch nicht ganz bis an die Schultern. Sein Gesicht war lang, und seine Nase von etwas römischer Form; das Profil zeigte einen feinen Schnitt.

Aus der Begrüßung entwickelte sich bald eine sehr angeregte Unterhaltung; der König nahm das lebhafteste Interesse an jeder Frage, die Stanley an ihn richtete. Solange Stanley sprach, gebot Kumanika allen Anwesenden Stillschweigen und bog sich mit gespannter Aufmerksamkeit vor. Wünschte Stanley etwas Genaueres betreffs einzelner Örtlichkeiten zu erfahren, so wurde sofort nach einer Persönlichkeit gesandt, welche mit der in Frage stehenden Gegend gut bekannt war. Mit lebhafter Freude sah er zu, als sich Stanley mancherlei Aufzeichnungen über das Gehörte machte. Mit der Menge der Notizen wuchs sein Entzücken und triumphierend wies er die anwesenden Araber auf die Überlegenheit der Weißen hin. Er versicherte, daß er über die beabsichtigte Erforschung seines Landes überaus erfreut wäre. Es wäre, sagte er, ein Land, wohl wert, daß es die Weißen kennen lernten. Es besäße viele Seen, Flüsse und Gebirge, heiße Quellen und viele andere Dinge, deren sich kein anderes Land rühmen könnte.

„Was hältst du?“ fragte er, „für das Bessere, Stamli, Karagwe oder Uganda?“

„Karagwe“, war Stanleys Antwort, „ist großartig; seine

Berge sind hoch und seine Thäler tief. Der Kagera ist ein großer Strom und die Seen sind sehr schön. Es giebt mehr Rinder in Karagwe als in Uganda, und Wild ist in Überfluß vorhanden. Aber Uganda ist ein herrliches und reiches Land; seine Bananenpflanzungen bilden ganze Wälder, und niemand braucht den Hungertod zu fürchten, und Mtesa ist gut — und gut ist“, schloß er lächelnd, „auch der Vater Rumanika!“

„Hört ihr ihn, Araber? Spricht er nicht gut? Ja, Karagwe ist schön. Aber schaffe dein Boot herauf und bringe es auf den See, und du kannst dann den Fluß hinauffahren und wieder herab bis zu den Wasserfällen, wo das Wasser gegen einen großen Felsen geworfen wird und über ihn wegspringt und dann nach dem Njandscha von Uganda hinabläuft. Wahrhaftig, mein Fluß ist groß; er ist die Mutter des Flusses bei den «Steinen». Du sollst mein ganzes Land sehen, und wenn du mit dem Flusse fertig bist, werde ich dir mehr zu sehen geben: Mtagatas heiße Quellen.“

So wurde denn in den nächsten Tagen das Boot herbeigebracht. Als es auf dem See schwamm, begleitete Rumanika in vollem Staate seinen Gast hinab zu dem Wasser. Schwere Knöchelspangen von glänzendem Kupfer verzierten die Beine des Königs, herabhängende Ringe von demselben Metall umgaben seine Handgelenke, ein Überwurf von karmesinrotem Flanell hing von seinen Schultern herab. Sein Spazierstock war über 2 Meter lang, und sein Schritt maß etwa einen Meter. Trommler und Pfeifer, die ein wildes Musikstück vortrugen, und funfzig Speerträger, außerdem seine Söhne und Verwandten, Waganda, Araber und Wangwana folgten in bunt gemischter Menge.

Vier mit Eingebornen bemannte Canoes waren zur Hand, um mit der Lady Alice eine Wettfahrt zu machen, während die ganze Versammlung auf dem Rasen des Bergabhanges sich niederließ, dem Schauspieler zuzuschauen. Natürlich wurde Frank und der Bootsmannschaft eingeschärft, ihre Kräfte zu Ehren der Kinder des Oceans anzustrengen und sich von den Kindern der Landseen nicht übertreffen zu lassen.

Ein Boot- und Canoe-Wettrudern auf dem romantischen See Karagwes mit 1200 wohlgesitteten Eingebornen als Zuschauern! Rumanika war in seinem Elemente; jeder Nerv schien ihm vor Freude zu prickeln, indem er auf den köstlichen Spaß wartete. Seine Söhne saßen um ihn herum und sahen ihrem Vater ins

Geficht, indem sich auf ihren eigenen Gesichtern sein Entzücken widerspiegelte. Auch die neugierigen Eingebornen nahmen an dem allgemeinen Vergnügen lebhaft teil.

Das Wettrudern war bald vorüber; die Bahn war nur ungefähr 800 Meter lang. Es zeigte sich kein großer Unterschied in der Geschwindigkeit, aber derselbe gewährte doch den Siegern die größte Befriedigung. Die einheimischen Canoeleute, welche mit ihren langen Schaufelrudern aufrecht standen, strengten, von dem Zujachzen ihrer Landsleute angespornt, alle Kräfte an, während die Wangwana am Ufer die Bootsmannschaft zur äußersten Energie anzutreiben suchten.

Die nächste Woche verging ganz mit Bootsfahrten den Kagera hinauf und wieder stromab, um seinen Lauf und die Perlschnur der von ihm durchflossenen kleinen Seen festzustellen. Dann machte sich Stanley auf, um die heißen Heilquellen von Mttagata kennen zu lernen.

Der Weg ging nordwärts auf dem Kamme eines ansehnlichen Bergrückens hoch über dem See hin. Wohin man blickte, zeigten sich Graswiesen, ausnehmend zur Viehzucht geeignet, auf Abhängen, Gipfeln und in Thälern. Nur in Bergschluchten erschienen hin und wieder dunkle Baumgipfel. Dann stieg der Weg, von dem See sich entfernend, in ein sich schlängelndes, grasbewachsenes Thal hinab, in welchem allenthalben weidende Rinderherden zu sehen waren. Auch sieben Nashörner, darunter drei weiße, zeigten sich. Am folgenden Tage ging es über Berg und Thal, bis der Weg allmählich zu einer niedrigeren Terrasse hinabstieg. Hier gelang es Stanley, an ein weidendes dunkelbraunes Rhinoceros sich bis auf weniger als 70 Schritte heranzuschleichen: er jagte ihm dicht am Ohre eine Zinkugel in den Kopf, sodaß es zusammenbrach.

Die Wangwana, welche ihn begleiteten, baten, daß auf dieser Stelle das Lager aufgeschlagen werden dürfe, damit sie an der ungeheuren Menge Fleisch, welche sie durch den glücklichen Schuß erhalten hatten, sich recht erlaben könnten. Stanley gab ihrem Wunsche nach. Sofort schleppten die Männer aus einer nahen Bergschlucht Holz herbei und lagen bis tief in die Nacht um die lodernnden Feuer, mit dem Braten und Verzehren unglaublicher Fleischmengen emsig beschäftigt. Am folgenden Morgen stieg man dann in die bewaldete Bergschlucht von Mttagata hinab.

Diese Schlucht war mit hohen Bäumen dicht bestanden, welche durch die warmen Dämpfe von den Quellen und durch den erhitzten Erdboden zu einer riesigen Größe und ungewöhnlichen Dichtigkeit des Laubes gediehen waren. Dichtes Unterholz von mannigfachen Pflanzen, Ranken und Schlinggewächse jeder Größe waren unter dem Schatten der emporstrebenden Bäume aufgeschossen, sodaß dadurch in der Schlucht sehr auffällige Dunkelheit herrschte. Große Paviane und langgeschwänzte Affen schrieken und lärmten in den Zweigen, und ließen dieselben hin- und herschwanken und rascheln, indem sie einander von Baum zu Baum jagten.

Patienten aus allen benachbarten Ländern waren anwesend und suchten in den Badebassins, welche aus sechs heißen Quellen gespeist wurden, Genesung. Sie priesen Stanley das heilsame Wasser so sehr an, daß er während des dreitägigen Aufenthaltes nicht nur morgens und abends in einem reservierten Bassin ein Bad nahm, sondern auch, voll eifrigen Verlangens nach einer wohlthätigen Wirkung, große Mengen des Wassers täglich trank. Allein es bekam ihm sehr schlecht; denn wenige Tage später erlitt er einen heftigen Anfall von Wechselfieber, den er durch die in der lauen Atmosphäre eingeatmete ungesunde Luft sich zugezogen hatte. Den Eingebornen indes bekam die ungewohnte Reinlichkeit wohl noch besser als das Wasser: täglich kamen und gingen sie in Scharen, und Lustigkeit und Reinigungen, Baden und Faulenzen, Instrumentalmusik und barbarischer Gesang wechselten fortwährend und ließen die Echos in der Bergschlucht nicht zur Ruhe kommen.

Einige Tage nach der Rückkehr von dieser afrikanischen Bade-reise stattete Stanley dem König Kumanika einen zweiten Besuch ab. Alle Anwesenden, Eingeborne wie Araber, waren eifrig darauf bedacht, Stanley's Kenntniss von Inner-Afrika durch ihre Berichte zu erweitern. Dabei kamen denn wunderbare Dinge zutage. So schloß der König die weitläufige Auseinandersetzung aller seiner geographischen Kenntnisse damit, daß er von einem sonderbaren Volk in weit entfernten Ländern erzählte. Die Leute hätten dort, habe er gehört, bis zu ihren Füßen herabreichende Ohren. Das eine Ohr bilde eine Matte, um darauf zu schlafen, das andere diene als Decke gegen die Kälte. Man hätte versucht, einen von ihnen durch Schmeicheleien zu veranlassen, ihn, den König, zu besuchen; aber die Reise sei zu lang gewesen; er sei unterwegs gestorben.

Groß war die Freude aller, als sie sahen, daß Stanley alle diese mehr oder weniger fabulösen Erzählungen unverdrossen in sein Notizbuch eintrug.

Den Beschluß des für Stanley immerhin interessanten Tages bildete ein Besuch der Schatzkammer des Königs, auf welche dieser sich nicht wenig zu gute that. Dieses Museum von Karagwe, eine kreisrunde, strohgedeckte Hütte, enthielt Trophäen, Merkwürdigkeiten und Schätze aller Art, in vollkommenster Ordnung aufgestellt. Da waren sechzehn Euten von Messing, roh gearbeitet, mit kupfernen Flügeln, zehn Röhre von Kupfer ohne Kopf, eiserne Streitärzte von wirklich bewundernswerter Arbeit, Speere mit doppelten Klingen, große in Eisen gefasste Fliegenwedel mit kunstvollen Griffen und massive Messer mit polierten Klingen. Einige Zeuge, schwarz und rot in Streifen und Mustern gefärbt, aus feinem Graze im Lande gewebt, glichen vollkommen Baumwollengewebe. Der Thronstuhl des Königs war ein Meisterstück einheimischer Drechslerei. Ferner waren da Trinktassen, Becher und große Teller, alle sehr sauber und geschickt aus Holz gearbeitet. Reihenweis lagen am Boden die Geschenke arabischer Freunde, darunter kupferne Speisebretter und Terrinendeckel aus Britanniametall, die offenbar aus Birmingham stammten. Das Hauptstück der ganzen Schatzkammer aber, auf einem Ehrenplatze aufgestellt, war die Revolverflinte, welche Kapitän Speke, als er 1861, die Nilquellen suchend, durch Karagwe gekommen war, Kumanika geschenkt hatte.

Der Abschied Stanleys von dem heiteren und freundlichen Greise war überaus herzlich. Der König schüttelte dem Scheidenden oftmals die Hand und sagte dabei jedesmal, er bedaure es von Herzen, daß der Besuch nur so kurz sein müsse. Seinen Söhnen, welche eine Strecke weit die Karawane begleiten sollten, schärfte er auf das strengste ein, dem Freunde jede Art von Aufmerksamkeit zu erweisen.

So machte sich denn am 26. März 1876 die Expedition, nachdem sie in Kasurro einen angenehmen Monat der Rast zugebracht hatte, wieder weiter gen Süden auf die Reise.

Nach einigen Tagemärschen schon kamen ihr Boten des Königs Mantorongo von Usui entgegen, um Stanley zu einem Besuche einzuladen. Sie fügten jedoch der Einladung die Erklärung unverschämterweise hinzu, daß, wenn Stanley den Versuch machen sollte, irgend ein Land der Nachbarschaft zu durchreisen, ohne

ihrem Könige seine Aufwartung zu machen, dies sein Verderben sein würde.

Sie wurden von Stanley mit der friedlichen Botschaft zurückgesandt, daß sein Reiseziel überhaupt westlich, nicht südlich läge. Sollte es ihm jedoch nicht gelingen, westwärts sich zu wenden, so würde er an Manforongos Worte denken. Indessen möchte sich Manforongo versichert halten, daß es selbst einer großen Heeresabtheilung, wenn eine solche etwa, um ihn einzuschüchtern, im Walde wegelagern sollte, sehr schlimm bekommen würde, dies zu versuchen. Es war ja klar, daß es Manforongo nur auf Erpressungen abgesehen hatte, wie er deren gegen Araber und Waganda mit frecher Habgier zu üben pflegte.

Ganz Usui war von Hungersnot heimgesucht. Auch in Uhha, dem Lande im Süden und Westen Usuis, herrschte der größte Mangel an Lebensmitteln. Daher kamen zu den Abgaben, welche die Häuptlinge der durchzogenen Gebiete mit dreister Begehrlichkeit verlangten, die täglichen Unterhaltungskosten für die Expedition in fast unerschwinglicher Höhe. So verlangte und erhielt der kleine König von West-Usui 150 Ellen Zeug, ein Gewinde Messingdraht und 40 Perlenhalsbänder als Tribut. Sein vornehmster Häuptling verlangte 50 Ellen Zeug und eine Quantität Perlen, ein anderer Häuptling erbat sich 25 Ellen; die Königin wünschte eine Lieferung Zeug für ihren Anzug; auch die Prinzen erhoben Ansprüche, und die Führer forderten laut Belohnungen für ihre Dienste. Außerdem wurden, um Rationen auf vier Tage zu kaufen, 160 Ellen gebraucht. Das machte im ganzen zwei Ballen aus, sodas Stanley von den ganzen großen Vorräten, die er von Zanzibar mitgenommen hatte, nur noch 20 Ballen übrig behielt. Es war demnach klar, daß ein Aufenthalt von noch zwanzig Tagen in diesen ausgehungerten Gebieten die Expedition an den Bettelstab bringen mußte.

Unter diesen Umständen blieb Stanley nichts anderes übrig, als den Plan, westwärts durch das Duellgebiet des Alexandra-Nil zum Qualaba vorzudringen, aufzugeben. Statt dessen wollte er versuchen, unter Umgehung der unter der Hungersnot leidenden Gegenden mit einem freilich großen Umwege den Tanganika-See zu erreichen, um von dort in den Pfaden Livingstones an den Qualaba zu gelangen.

Seufzend verließ er daher die bisherige Marschrichtung und wandte sich gen Südosten.

Der Weg führte über einen grasbedeckten Bergrücken hin, der an einzelnen Stellen durch enge, mit Felsblöcken bestreute Thäler unterbrochen war; Farnkräuter, Moos und frisch glänzendes Laubwerk überkleidete die Wände. Aus solch einem romantischen Thalspalt, halbwegs an beiden Abhängen, tröpfelte in klaren, vollen Tropfen je der Quell eines ungestümen Flusses — des Malagarazi am nördlichen, des Rohugati am südlichen Hang. Durch die dichten Farnkräuter und Blätter träufelnd, rieselte jedes der beiden Bächlein den ihm zugewiesenen Abhang murmelnd hinunter: dieses dem Victoria-See zu, jenes dem fernen Tanganika.

Hier überschritt die Expedition die Wasserscheide der beiden gewaltigen Seen: dem Laufe des Malagarazi folgend trat sie nunmehr in das Gebiet des Tanganika ein.

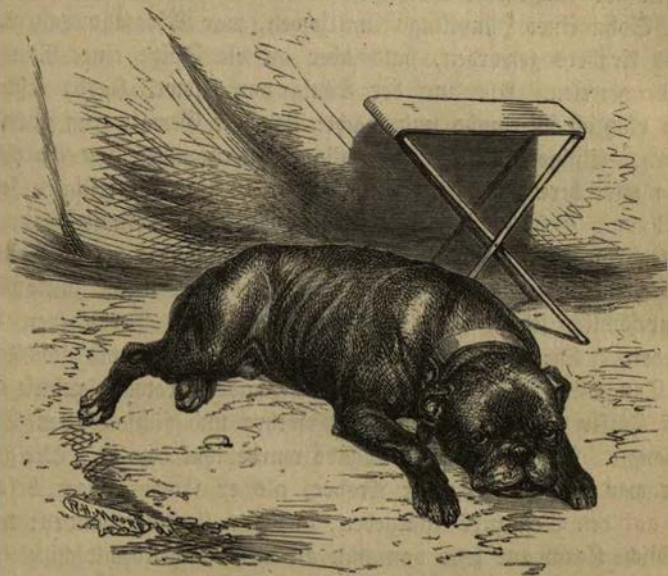
Sie war noch nicht gar weit gekommen, als von neuem eine Gesandtschaft des beutegierigen Königs Mankorongo ihr entgegentrat, welche in frechem Tone verlangte, daß die Karawane durch ihr Dorf zöge. Sollte sich Stanley ohne weiteres um einige Ballen Zeug pressen und durch den Umweg um zwei oder drei Wochen aufhalten lassen? Er antwortete auf die unverschämte Forderung mit entschiedener Weigerung. Die Gesandten gehen zu Drohungen über; man nötigt sie jedoch, ohne eine Elle Zeug auf der Stelle abzugeben.

Nunmehr beschleunigt die Karawane doch ihren Schritt. Es wird bis in die Nacht hinein marschirt, und am nächsten Morgen schon um 3 Uhr in der ersten Frühdämmerung aufgebrochen und mit unverminderter Eile die Reise fortgesetzt, bis das Dorf Njambarri im Lande Usambiro erreicht ist. Damit ist man in Sicherheit vor den Anschlägen des gefährlichen Mankorongo.

In Njambarri fand Stanley zwei arabische Karawanen vor, welche eben erst von Mankorongos Dorf angekommen waren. Sie statteten über Mankorongo schreckliche Berichte ab, nach denen Stanley ermessen konnte, wie groß der Verdruß des zu Expressungen stets bereiten Häuptlings gewesen sein mochte, als ihm klar geworden war, daß er in seiner Hoffnung, die Expedition auszuplündern, getäuscht wäre.

Die starken Märsche, in denen jetzt immer weiter marschirt wurde, wurden dem letzten der vierfüßigen Begleiter, welche Stanley von England mitgenommen hatte, dem alten, treuen Bull, verhängnisvoll. Seine breite Bulldoggennase war es einst gewesen,

welche einem jungen grübelnden Mganda ein schwieriges Rätsel aufgegeben. „Sagt mir doch, Stamli“, hatte der aufgeweckte Bursche Stanley zu dessen größter Überraschung gefragt, „wie kommt es, daß die weißen Männer lange Nasen haben, während an ihren Hunden die Nasen sehr kurz sind; daß dagegen die Schwarzen kurze Nasen, aber ihre Hunde sehr lange Nasen haben?“ Bald hinter Njambarri erlag Bull der Last seiner Jahre wie den Beschwerden einer Landreise von fast 400 Meilen. Mit Bulldoggenzähigkeit suchte er beharrlich den ihm immer weiter vorauseilenden Gestalten der Flintenträger, welche ihm auf den engen



Bulls Tod.

Wegen voranzugehen pflegten, zu folgen. Obgleich er öfter wankte und winselte, machte er doch die wackersten Anstrengungen, gleichen Schritt mit jenen zu halten; aber zuletzt legte er sich auf dem Pfade nieder, stöhnte kläglich über die Körperschwäche, welche seinen Willen überwand, und starb, seinen letzten Blick nach vorwärts auf den Pfad richtend, den er so brav zu verfolgen versucht hatte! —

Das Land Unjamwezi wird von einer Unzahl von Duodez-königen beherrscht, deren Armut und Erbärmlichkeit ihren Stolz so vermehrt hat, daß ein jeder sich für vornehmer hält als Mtesa,

den Kabaka von Uganda. Fort und fort war daher Stanley zur Zahlung von Tribut genötigt. Doch ließ er dadurch sich, solange die Forderungen nicht den Charakter von Expressungen annahmen, in seinem Marsche nicht aufhalten. So war er bis zu dem Ländchen Urangwa gekommen und saß mit dessen König plaudernd in einer Hütte, als atemlos ein Bote mit der Nachricht hereinstürzte, Mirambo nahe, er sei nur noch zwei Tagereisen entfernt und habe eine ungeheure Armee von Ruga-Ruga* bei sich.

Mirambo, der Schrecken Ost-Afrikas, bei dessen Namen alle Kinder in Unjamwezi und Usukuma verstummten, alle Weiberherzen vor Angst erbeben: wer war Mirambo?

Sohn eines Häuptlings in Ujoweh, war Mirambo Lastträger eines Arabers geworden, bald aber an die Spitze einer Räuberbande getreten. Als nun der König von Ujoweh starb, erschien dort plötzlich Mirambo und machte sich mit Gewalt zum obersten Herrn. Einige glückliche Kriegszüge, unternommen zur Vereinerung aller derer, die seine Autorität anerkannten, befestigten seine Stellung. Gestützt auf eine Armee von einigen tausend jungen Leuten, die er für sich zu begeistern wußte, machte er sich weithin gefürchtet, indem er bald hier bald dort unerwartet auftauchte. Hauptsächlich jedoch galt die Feindseligkeit des Berwegenen den Arabern. Sie hatte damit begonnen, daß er eine nach Udschidschi am Tanganika-See ziehende arabische Handelskarawane anhielt und fünf Fässer Schießpulver, fünf Gewehre und fünf Ballen Tuch verlangte. Diese ungeheure Abgabe wurde ihm bezahlt. Wie groß aber war das Entsetzen der Araber, als er ihnen danach befahl, sich auf den Weg zurückzugeben, auf dem sie hergekommen: keine arabische Karawane solle von nun an mehr nach Udschidschi ziehen, es sei denn über seine Leiche!

Damit war den Arabern ein ewiger Krieg angekündigt, den Mirambo mit Kühnheit und Gewandtheit führte. Aber auch den kleinen Negerfürsten war er eine furchtbare Geißel, sodaß sein Name ein Schrecken für ganz Ost-Afrika wurde.

Die Bestürzung bei der Nachricht, er nahe, die Bangigkeit und Aufregung, die Erörterungen und der hastige Austausch der den Dorfbewohnern von dem Schrecken eingegebenen Gedanken waren daher unbeschreiblich. Barricaden wurden errichtet und

* Banditen.

Plattformen für Scharfschützen mit dichten Bollwerken von Holzblöcken umgeben. Die Weiber beeilten sich, ihre Zaubermittel herzustellen, die Krieger und Ältesten untersuchten ihre Flinten und luden sie, der König selbst, in einem Paroxysmus der Aufregung, eilte hin und her, sodaß seine baumwollenen Gewänder weit hinter ihm her flatterten.

Stanley hatte 175 Mann unter seinem Kommando, und vierzig Leute der Araber befanden sich bei ihm; dazu besaß er eine Menge Kisten mit Munition. Er wäre also ein respektabler Bundesgenosse gewesen. Der König meinte daher: „Ihr werdet doch hier bleiben, um mit Mirambo zu kämpfen?“

„Das werde ich nicht thun, mein Freund“, war jedoch Stanleys Antwort, „ich habe keine Ursache zum Kampfe mit Mirambo; und wir können uns nicht mit jedem beliebigen Eingebornen verbinden, um seinen Nachbar zu bekämpfen. Wenn Mirambo das Dorf angreift, während ich hier lagere, und nicht wegziehen will, wenn ich ihn darum bitte, so werden wir fechten. Wir können aber nicht hier bleiben, um auf ihn zu warten.“

So wurde denn zum großen Schmerze des armen bedrohten Königs am nächsten Morgen weiter gezogen. Kundschafter wurden der Karawane vorausgeschickt, wie dies beim Passieren unruhiger Gegenden stets geschah, und überhaupt alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um gegen eine Überrumpelung gesichert zu sein. —

Serombo ist eine der größten Ortschaften in Unjamwezi. Die Zahl seiner Bewohner mag gegen 5000 betragen, die in mehr als 1000 sehr zerstreut liegenden, großen und kleinen Hütten wohnen.

Hier wurde Raft gemacht.

König war der sechzehnjährige Ndega, der, mit Mirambo verschwägert, sofort die bangen und unruhigen Gemüther durch die Meldung beruhigte, daß der gefürchtete Mann, der jetzt gegen Serombo vorrückte, soeben mit den Arabern Frieden geschlossen habe, und daß deshalb von seinem Erscheinen, das nur einem freundschaftlichen Besuch bei seinen Verwandten gelte, keine Gefahr oder Belästigung drohe.

Natürlich waren alle sehr gespannt darauf, den Attila Afrikas zu sehen, der sich nicht nur einen weithin gefürchteten Namen gemacht hatte, sondern auch von den einheimischen Varden durch manches Lied gefeiert wurde.

Abends kündigten Flintensignale an, daß Mirambo in der Nähe

des Ortes sich gelagert habe. In der Dämmerung zogen daher die Ausrufer mit großen Trommeln in Serombo umher und riefen, nachdem sie mit eisernen Glocken ihre Bekanntmachung eingeläutet, mit lauter Stimme aus: „Hört zu, ihr Männer von Serombo! Mirambo, der Bruder Ndegas, kommt um die Morgenzeit. Bereitet euch also vor, denn seine jungen Leute sind hungrig. Schickt eure Weiber fort zum Kartoffelholen, grabt Kartoffeln, grabt Kartoffeln! Mirambo kommt. Grabt Kartoffeln, Kartoffeln! Morgen früh!“

Um 10 Uhr vormittags verkündeten die mit schwerer Ladung zu Hunderten abgefeuerten Flinten laut dröhnend Mirambos Anrücken. Fast alle Wangwana der Expedition folgten den Einwohnern Serombos zur Stadt hinaus, um den berühmten Hauj-



Ein Ruga-Ruga.

ling zu sehen. Große Kriegstrommeln und das Zujuchzen der bewundernden Menge kündigten an, daß er in die Stadt einziehe. Und bald überbrachten sowohl der kleine Mabruki, der Anführer der Zeltjungen, als auch der biedere Katschetsche Stanley Bericht über das, was sie gesehen hatten.

Mabruki erzählte: „Wir haben Mirambo gesehen. Er ist angekommen. Wir haben uns auch die Ruga-Ruga angesehen. Es sind ihrer viele, und alle sind mit Flinten bewaffnet. Ungefähr hundert sind mit karmesinrotem Zeuge und weißen Hemden bekleidet, wie unsere Wangwana. Mirambo ist kein alter Mann.“

Katschetsche fügte ergänzend hinzu: „Nein, Mirambo ist nicht alt; er ist jung. Ich muß älter sein als er. Er ist ein sehr hübscher Mann und gut gekleidet, ganz wie ein Araber. Er hat den Turban, das Fes und den Zeugrock eines Arabers und trägt einen Säbel. Er trägt auch Pantoffeln, und seine Unterkleider sind sehr weiß. Ich möchte behaupten, daß er ungefähr anderthalb tausend Mann bei sich hat, und sie sind alle mit Musketen oder mit Doppelflinten bewaffnet. Mirambo hat drei junge Männer bei sich, welche ihm seine Flinten tragen. Mirambo ist wahrhaftig ein großer Mann!“

Unterdessen hörte man die Weiber, welche vor dem furchtbaren

Hauptling eine große Achtung zu hegen schienen, in langgezogenen und hellen Tönen mit gellender Stimme, um ihn zu begrüßen, „lu-lu-lu!“ schreien. Gleich darauf kam Manwa Sera, der erste Anführer der Wangwana, zu Stanley, um ihm drei junge Männer, Boten Mirambos, vorzustellen — Ruga-Ruga, wie ihre Feinde sie hießen, Patrioten, wie sie sich selbst zu nennen liebten. Sie waren ganz hübsch in feine rote und blaue Zeugröcke, mit schneeweißen Hemden darunter, gekleidet, und hatten große Turbane um ihre Köpfe gewunden. Es waren Vertraute Mirambos, Hauptleute seiner Leibwache.

„Mirambo entsendet seine Salaams an den weißen Mann“, sprach der vornehmste unter ihnen. „Er hofft, daß der Weiße freundlich gegen ihn gesinnt ist und die Vorurteile der Araber nicht teilt und Mirambo nicht für einen schlechten Menschen hält. Wenn es dem weißen Manne angenehm ist: wird er Worte des Friedens an Mirambo senden?“

„Sagt Mirambo“, antwortete Stanley, „daß ich begierig bin, ihn zu sehen, und sehr gern einem so großen Manne die Hand schütteln möchte. Und da ich mit Mtesa, Kumanika und allen Königen längs der Straße von Usoga bis Unjamwezi vertraute Freundschaft geschlossen habe, so soll es mich freuen, auch mit Mirambo den Freundschaftsbund zu schließen. Sagt ihm, ich hoffe, daß er kommen und mich sobald als möglich besuchen werde.“

Am nächsten Tage schickte Mirambo einen Boten, um seine Ankunft zu melden, und erschien mit ungefähr zwanzig der ersten Personen seines Gefolges.

Stanley schüttelte ihm mit Wärme die Hand, jodaß Mirambo lächelnd sagte: „Der Weiße drückt die Hand wie ein guter Freund.“

Seine Persönlichkeit nahm ganz für ihn ein; er war seiner äußeren Erscheinung nach ein vollkommener afrikanischer Gentleman und ganz verschieden von dem Bilde, das man sich von dem Anführer eines Banditenheeres zu machen etwa geneigt sein möchte.

Er war ein Mann von fast 6 Fuß Höhe, ungefähr 35 Jahre alt, von kräftigem, aber sehr hagerem Körperbau: ein schöner Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen; milder Stimme, sanfter Sprache, mit einem fast demüthigen Benehmen, dabei großmüthig und freigebig. Konnte man den genialen Krieger, der mit wunder-

barer Schnelligkeit seine Schläge an die Araber wie an die eingebornen Häuptlinge austeilte, der seit 5 Jahren Ost-Afrika in Atem erhielt, in diesem anspruchslosen Mann mit den milden Augen, dem stillen, in nichts auffälligen Äußeren, dem ruhigen, alle Gesten vermeidenden Wesen ahnen? Nur seine Augen hatten den ruhigen, aber zugleich festen und sicheren Blick eines Herrn und Meisters.

Im Laufe der Unterredung fragte ihn Stanley, warum er Knaben und Jünglinge als Begleiter auf seinen Kriegszügen vorzöge?

„Ja“, antwortete Mirambo, „ich nehme nie Männer mittleren oder höheren Alters. Denn sicherlich werden sie durch Weiber und Kinder gestört und vom Dienste abgezogen. Die jungen Burschen dagegen kämpfen viel besser. Sie lauschen auf jedes meiner Worte. Sie haben schärfere Augen, und ihre jungen Glieder befähigen sie, sich mit der Geschicklichkeit von Schlangen und der Geschwindigkeit von Zebras zu bewegen. Wenige Worte flößen ihnen den Mut von Löwen ein. In allen meinen Kriegen mit den Arabern hat eine Armee von Jünglingen, ja von unbärtigen Knaben mir den Sieg gewonnen. Funfzehn meiner jungen Leute fielen an einem Tage, weil ich sagte, ich müsse ein gewisses rotes Tuch haben, das als eine Herausforderung hingeworfen worden war. Nein, nein, gebt mir Jünglinge für den Krieg, für die offene Feldschlacht, und Männer für die Pallisadenverschanzungen des Dorfes.“

„Was veranlaßte Sie zu Ihrem Kriege mit den Arabern, Mirambo?“ fragte Stanley weiter.

„Es gab vielerlei Veranlassung dazu. Die Araber wurden dickköpfig, und man konnte mit ihnen gar nicht mehr reden. Der alte König Mfasiwa von Unjanjembe verlor auch ganz und gar den Verstand und glaubte, ich wäre sein Vasall, was ich doch nicht war. Mein Vater war König von Ujoweh, und ich bin sein Sohn. Welches Recht haben Mfasiwa oder die Araber, zu sagen, was ich thun oder lassen soll? Aber der Krieg ist nun vorüber — die Araber wissen, was ich thun kann, und auch Mfasiwa weiß es. Wir wollen gar nicht mehr fechten, sondern wir wollen sehen, wer die besten Handelsgeschäfte machen kann, und wer der größte Schlaufkopf ist. Jeder Araber oder weiße Mann, welcher Lust haben sollte, durch mein Land zu reisen, ist willkommen. Ich

will ihm Speise und Trank und ein Haus geben, und niemand soll ihm etwas zuleide thun.“ —

Am Abend machte Stanley mit zehn seiner stattlichsten Wangwana Mirambo seinen Gegenbesuch. Er fand ihn in einem glockenförmigen Zelte von 6 m Höhe und 8 m Durchmesser, von seinen Häuptlingen umgeben.

Manwa Sera wurde beauftragt, den neuen Freundschaftsbund zu befestigen, indem er die Ceremonie des Blutsbrüderschaftschließens zwischen Stanley und Mirambo vornähme. Er hieß beide auf einem Strohteppich einander gegenüber sich niedersetzen, machte ihnen ins rechte Bein einen kleinen Einschnitt, aus dem er Blut entnahm, und indem er dieses austauschte, rief er laut aus: „Wenn einer von euch beiden diese jetzt zwischen euch geschlossene Brüderschaft bricht, so möge der Löwe ihn verschlingen, die Schlange ihn vergiften, möge Bitterkeit in seiner Nahrung sein, mögen seine Freunde ihn verlassen, möge seine Flinte in seinen Händen zerspringen und ihn verwunden, und alles Böse ihm widerfahren, bis daß er stirbt!“

Mirambo schenkte nun Stanley 15 Kleider zur Verteilung unter seine Anführer, während er als Gegengabe nur 3 annehmen wollte. Da aber Stanley nicht knauserig erscheinen mochte, so bat er seinen neuen Freund, einen Revolver mit 200 Stück Patronen und einige hübsche Kleinigkeiten aus England anzunehmen. Darauf beauftragte nun wieder Mirambo, dem der Ehrgeiz, seinen Bruder in Freigebigkeit zu übertreffen, keine Ruhe ließ, fünf von seinen jungen Leuten, nach Urambo — so war jetzt das Land Ujoweh nach dem Namen seines Königs Mirambo umgenannt worden — zu reisen und drei Milchkühe mit ihren Kälbern sowie drei junge Ochsen auszuwählen und sie nach Ubagwe der Expedition entgegentreiben zu lassen. Außerdem gab er Stanley drei Führer mit, welche ihn längs der Grenze des raubsüchtigen Stammes der Watuta sicher geleiten sollten.

Am folgenden Morgen gab Mirambo dann seinem weißen Bruder das Geleit bis zur Stadt Serombo hinaus. Sie schieden im allerbesten Einvernehmen und nahmen herzlich Abschied von einander. Die Wangwana, ganz eingenommen von Mirambos angenehmen Manieren, bestanden darauf, das Andenken an die denkwürdige Begegnung mit dem afrikanischen Helden dadurch zu

bewahren, daß sie einen schönen Reiteseel, den Stanley in Serombo gekauft hatte, Mirambo nannten. 1884 ist der Häuptling gestorben.

Als die Karawane in Ubagwe anlangte, begegnete sie dort einem arabischen Kaufmann, welcher ganz Erschreckliches von den Erpressungen und Räubereien erzählte, die er soeben erfahren hatte. Der König Ungomirwa hatte ihn gezwungen, für die Erlaubnis des freien Durchzuges durch das Ländchen Ubagwe 150 Stück Zeug, 50 Pfund Schießpulver, 5 zweiläufige Gewehre und 35 Pfund Perlen, d. h. einen Wert von 125 Pfund Sterling oder 2500 Mark, zu erlegen.

Als nun Ungomirwa Stanley seinen Besuch abstattete, sagte dieser sehr kühl zu ihm:

„Wie kommt das, mein Freund, daß Euer Name im Lande einen so übeln Ruf hat? Wie kommt es, daß dieser arme Araber für seine Waren an Ubagwe einen so gewaltigen Durchgangszoll hat entrichten müssen? Ist denn Ubagwe etwa ganz Unjamwezi, daß Ungomirwa von den Arabern so überaus viel verlangt? Der Araber bringt Zeuge, Schießpulver und Gewehre nach Unjamwezi. Wenn Ihr ihm sein Eigentum raubt, so muß ich Briefe abschicken, um alle Leute von der Reise nach Ubagwe abzuhalten. Dann wird Ungomirwa arm werden und weder Pulver noch Gewehre noch Zeuge für seine Kleider erhalten. Was hat Ungomirwa seinem Freunde zu sagen?“

„Ungomirwa“, erwiderte der Häuptling etwas besangen, „thut nicht mehr, als Mbega, Mankorongo und die übrigen Könige alle thun; er nimmt so viel, als er kann. Wenn der weiße Mann dies für unrecht hält und mein Freund sein will, so werde ich alles an den Araber zurückgeben.“

„Ungomirwa ist gut; nein, alles gieb nicht zurück. Behalte eine Flinte, 5 Stück Zeug, 20 Schnüre Perlen und 10 Pfund Schießpulver. Das wird sehr reichlich, aber doch eine rechtmäßige Forderung sein. Ich habe viele Wanjamwezi bei mir, die ich zu guten Männern gemacht habe. Ungomirwa mag doch die Wanjamwezi rufen lassen und sie fragen, wie der Weiße die Wanjamwezi behandelt, und er mag versuchen, sie zum Weglaufen zu verlocken, und hören, was sie sagen werden. Sie werden ihm sagen, daß alle Weißen denen, welche gut sind, ebenfalls sehr gut sind.“

Ungomirwa ging auf die Probe ein, ließ die Wanjamwezi herbeirufen und fragte sie, warum sie dem weißen Mann folgten,

um in der Welt herumzuwandern, und ihre Brüder und Schwestern verließen. Sie gaben ihm eine charakteristische Antwort:

„Die weißen Männer“, sagten sie, „wissen alles. Sie sind besser in ihrem Herzen als die Schwarzen. Wir haben vollauf zu essen, Überfluß an Kleidern und Silber für uns selbst. Alles, was wir dem weißen Mann geben, ist unsere Körperkraft. Wir tragen ihm seine Waren, und er sorgt wie ein Vater für seine schwarzen Kinder. Mag sich Ungomirwa mit dem weißen Mann befreunden und thun, was er sagt, und es wird für das Land Unjamwezi gut sein.“

Diese Antwort der Lastträger machte sichtlichen Eindruck auf den König: er gab dem Araber fast all sein Eigenthum zurück und machte Stanley drei junge Ochsen zum Geschenk. Auch zeigte er während des ganzen Aufenthaltes in Ubagwe warme Freundschaft für seinen weißen Gast und rühmte ihn laut gegen mehrere Watuta, wild-kriegerische Leute, welche ihn während der Rasttage der Expedition in Ubagwe besuchten.

Kein Reisender ist im äquatorialen Afrika je einem wilderen Volke begegnet, als die Watuta oder Masitte sind. Ihre Hand ist wider jedermann, und jedermanns Hand ist gegen sie erhoben. Einen Mtuta totzuschlagen, wo man ihn nur findet, wird von den Arabern für ebenso verdienstvoll und für weit notwendiger gehalten, als eine Schlange zu töten. Um gegen diese schwarzen Freibeuter auf seiner Hut zu sein, muß der Reisende, während er an ihren Schlupfwinkeln vorbeizieht, alle seine Geschicklichkeit, Kaltblütigkeit und Klugheit aufbieten. Der Ansiedler hat in ihrer Nachbarschaft sein Dorf mit uneinnehmbaren Zäunen zu verteidigen und muß bei Tage und bei Nacht die Augen wachsam offen haben; seine Weiber und Kinder müssen stets bewacht werden; Brennmaterial kann nur von einer großen Anzahl von Männern gemeinschaftlich geholt werden; den Acker müssen sie, den Speer in der Hand, bebauen: so sehr und so unangefochten haben sie diesen unruhigen und verwegenen Banditenstamm zu fürchten.

Die Masitte stammen aus denjenigen Gegenden des südöstlichen Afrikas her, welche jetzt von den verschiedenen Stämmen der Kaffern bewohnt werden. Einer ihrer Häuptlinge, mit Namen Mani-Kus, griff mit seinen kriegerischen Scharen die Portugiesen an der Delagoa-Bai und der Sofala-Küste an und zwang sie, ihm Tribut zu zahlen. Darauf setzte er über den Zambezi, verheerte die

Länder längs des Njassa-Sees und ließ sich endlich zwischen dem Njassa und Tanganika nieder. Von diesem Stamme löste sich ein Zweig, die Watuta, ab. Plündernd und raubend setzten diese weiter nach Norden ihren Zug fort. Sie drangen bis nach Udschidschi am Tanganika vor und zwangen die arabischen Bewohner dieser alten Handelsniederlassung, sich vor ihnen auf die Inseln im See zu flüchten. Von hier drangen sie, nachdem ihre Angriffe auf Uhha gescheitert waren, in Unjamwezi ein und rückten endlich bis an den Victoria=Njanza vor, wo sie nach ihren verwegenen Kriegszügen einige Jahre rasteten. Aber die Länder um den See waren nicht nach ihrem Geschmacke; sie gingen deshalb wieder nach Südwesten zurück und besetzten das Land Ugomba, das zwischen Uhha und Unjamwezi liegt. Denn dieses gut bewässerte und wiesenreiche Land paßte sehr gut zu ihrer Lebensweise und ihren Gewohnheiten.

Nur die stark verschanzten Dörfer und zahlreichen Musketen ihrer Nachbarn hielten ihre bösen Absichten in Schranken. Aber Grenelthaten, an unachtsamen Dorfbewohnern verübt, kamen fast täglich vor.

Allenthalben traf Stanley, während er an der Grenze des Watuta-Landes vorsichtig dahinzog, auf Spuren ihrer Grausamkeit und ihrer verheerenden Angriffe. Reißend schnell schien das einst volkreiche Land wieder zur unbewohnten Wüste zu werden.

Doppelte Vorsicht aber schien notwendig, als auf dem weiteren Marsche gar ein Teil des Watuta-Gebietes quer zu durchschreiten war. Alle möglichen Maßregeln waren getroffen, um zur rechten Zeit die Anwesenheit des Feindes zu erfahren. Nirgends hielt sich die Karawane auf ihrem Wege auf, da die Bekanntschaft mit der Angriffstaktik der Watuta die Gewißheit gab, daß nur auf diese Weise Aussicht wäre, einen Konflikt mit ihnen zu vermeiden. Es gelang. Nach einem Tagemarsche von 5 Meilen wurde schon um 2 Uhr nachmittags die Grenze des gefährlichen Landes wieder überschritten.

Bald trat den Eilenden ein neues Hindernis entgegen. Der Gombe, ein Nebenfluß des Malagarazi, war aus seinen Ufern getreten und hatte die Gegend weithin überschwemmt; 1 bis 2 Meter hoch stand das Wasser auf der Ebene. Alsbald schwamm die Lady Alice auf den trüben Fluten, während die Lastträger nebenher waten. So ging es mühselig und langsam vorwärts.

Endlich war es an der Zeit, daß die Karawane die südliche Richtung verließ und sich westwärts wandte: die gerade Straße von Zanzibar nach Udschidschi war erreicht. Immer von neuem wieder zeigten sich Spuren von Brand und Verwüstung in dem entvölkerten Lande, das unter der doppelten Geißel Mirambos und der Watuta furchtbar gelitten hatte.

Kufunzu, der junge König von Uvinza, trug sich mit dem Ehrgeiz, mit dem Speere in der Faust gegen den allgegenwärtigen Mirambo anzukämpfen. In seinem Dorfe Zegi wimmelte es daher von Kriegern, die sich, um mit Mirambos Patrioten wenigstens in Furchtbarkeit des Namens zu wetteifern, ebenfalls Kuga-Kuga nennen ließen. Auch sonst suchten sie nach Möglichkeit ihre Vorbilder zu kopieren; sie rauchten wilden Hanf und ließen Tag und Nacht ein eintöniges Geklimper auf einer einsaitigen Gitarre hören. Denn auch dies schien ihnen zu den notwendigen Erfordernissen eines echten Kuga-Kuga zu gehören. Einen ungeheuren Federschmuck auf dem Kopfe sah man sie mit hochmütigen Mienen in martialischem Schritte, trotzige Blicke um sich werfend, umherstolzieren. Zunächst freilich zeigten sie ihren Mut nur in der Verhaftung aller eingebornen Reisenden, die irgend abgeneigter Gesinnung oder reichen Besitzes verdächtig waren.

Eben wollten sie einem dieser vor kurzem eingefangenen Unglücklichen den Hals abschneiden, als Stanley ihnen den Rat gab, den Gefangenen doch lieber zu verkaufen, da ja sein Leichnam eine wertlose Sache sein würde.

„Nun so kauft Ihr ihn“, schnarrten sie den freundlichen Ratgeber an. „Gebt uns 10 Stück Zeug für ihn.“

„Die Weißen kaufen keine Sklaven“, entgegnete Stanley, „aber ehe ich euch einen unschuldigen Menschen ermorden lasse, will ich euch 2 Stück Zeug für ihn geben.“

Nach sehr erregten Debatten überließen sie ihm endlich für das angebotene Lösegeld den Gefangenen. Aber die Lebenskräfte des armen, alten Mannes waren durch die rohe Behandlung, die er hatte erdulden müssen, so geschwächt, daß er wenige Tage darauf starb.

Auch am Malagarazi, den Stanley innerhalb des Gebietes von Uvinza zu überschreiten hatte, gab es Schwierigkeiten. Der Unterhauptide Kufunzus verlangte 200 Ellen Zeug, bevor er die Überfahrt über den hier eine Viertelmeile breiten Strom gestatten

könne. Als bald sandte Stanley Frank Pocock mit 20 Mann nach einem drei Viertel Meilen stromabwärts gelegenen Punkte mit dem Auftrage, das Boot dort zusammenzusetzen und ins Wasser zu lassen, und zog unterdessen die Verhandlungen mit dem Urtäupfing in die Länge, bis die Meldung von Frank kam, das Boot wäre bereit. Nun bot er dem Häuptlinge für die Erlaubnis 2 Stücke Zeug, ein Anerbieten, das dieser mit jedem nur denkbaren Ausdruck von Verachtung zurückwies. Stanley verdoppelte das Angebot: allein die Antwort war, daß der König Rufunzu überhaupt befohlen habe, der weiße Mann solle mit allen seinen Leuten nach Zegi zurückkehren, um mit gegen des Königs Feinde zu kämpfen.

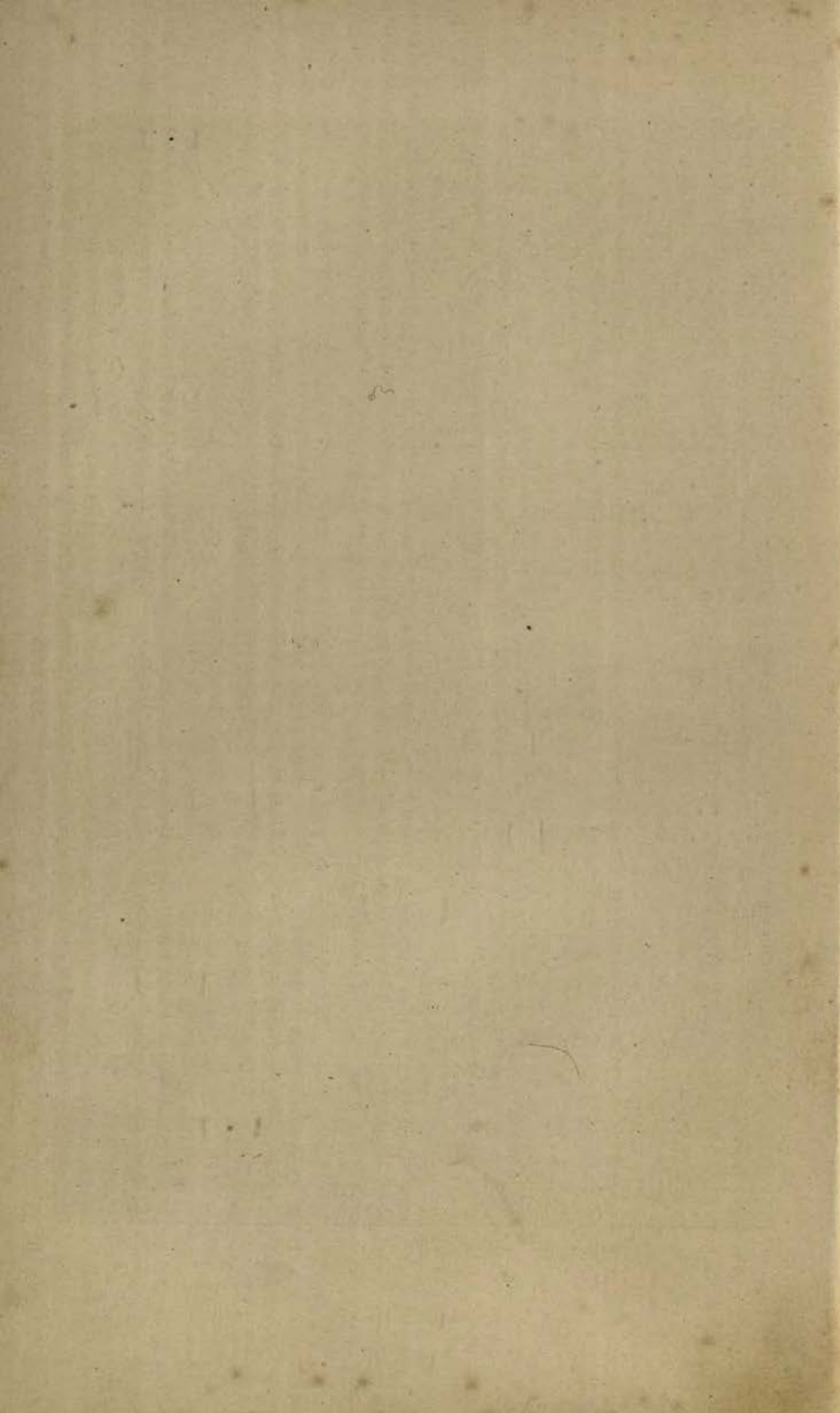
Stanley wandte sich lächelnd ab — und marschierte nach der Stelle hin, wo das Boot lag. Hier ließ er das Lager aufschlagen. Am andern Morgen um 4 Uhr waren bereits 80 Mann über den Strom gesetzt, und am Nachmittage besand sich die ganze Expedition auf dem jenseitigen Ufer.

Nun ging es weiter. Der Weg führte durch die Salzgruben von Uvinza, aus denen Rufunzu bedeutende Einkünfte bezog. Eine Viertelmeile weit war der Boden mit zerbrochenen Töpfen, Asche von Feuerstellen, Salzabfällen, Klumpen gebrannten Thons und Überresten von Hütten bedeckt.

Dann folgte ein Waldesdickicht, das hin und wieder von schmalen Streifen offener Flächen unterbrochen war: sechs Nebenflüsse des Malagarazi waren hier auf noch nicht sechs Meilen Weges zu überschreiten.

Die 2000 Meter hohen Grenzberge, in welchen die Gebiete von Uhha, Urundi und Udschidschi zusammenstoßen, werden überstiegen; noch immer führt der Pfad bergauf und bergab. Da blinkt ein Silberstreifen durch die Bäume; den letzten Abhang geht es hinauf: im Scheine der Mittagssonne glänzen die tiefblauen Gewässer des Tanganika den Reisenden entgegen. Vor ihren Füßen liegt Udschidschi.





Zehntes Kapitel.

Udschidschi und der Tanganika-See.

Die Stadt Udschidschi. — Der Marktverkehr. — Rechtsanschauungen. — Die Araber in Udschidschi. — Allerhand Zweifel. — Die Umschiffung des Tanganika. — Jagd auf Zebras. — Besuch der Watuta. — Die Kasumabucht. — In den Ruinen von Kiveja. — „Der Tanganika frisst das Land weg.“ — Die Felsen von Mpimbwa. — Das Südende des Sees. — Der Seesturm. — Der Grasbrand. — Am Lukuga. — Die Alpen von Goma. — Feindseligkeit der Wabwari. — Das Ende der Rundfahrt. — Rückkehr nach Udschidschi.

Udschidschi ist eine alte Handelsniederlassung der Araber. Hier haben sie dicht am Ufer des blauen Tanganika-Sees ihre Tembes gebaut, massiv aus Lehm aufgeführte, geräumige Häuser mit flachen Dächern und kühlen, nach der Straße zu offenen Veranden. Palmen und Melonenbäume, Granatapfel- und Pisangbäume heben in anmutigen, malerischen Formen ihre Zweige über dieselben empor und bilden einen gefälligen Kontrast zu den graubraunen Wänden, Einhegungen und Häusern von Ugoy, dem Stadtteil der Araber.

Nördlich von Ugoy liegt Kawele, das Quartier aller nicht-arabischen Bewohner. Es umfaßt die viereckigen und kegelförmigen Hütten der Wangwana, der Wanjamwezi und arabischen Sklaven. Zwischen den Hütten erheben sich zahlreiche Guinea-Palmen, aus deren goldfarbigen Rüssen die Wadschidschi das Palmöl pressen, oder liegen dichte Bananen- und Pisanghaine, über die hier und da ein grazioser Melonenbaum aufsteigt.

Der Marktplatz liegt in Ugoh, ein weiter, offener Raum am See. Auf seine Gestade sind die großen arabischen Canoes emporgezogen, deren oberer Rand mit starken Teckholzplanken erhöht ist, sodaß sie eine Tiefe von ungefähr fünf Fuß erhalten. Die meisten dieser plumpen Schiffe sind mit einem Hinterdeck für den Kapitän und einem kleinen Vorderkastell versehen.

Über den Marktplatz hin sieht man den See, dessen schwere, schaumgefrönte Wogen mit sonorem Ächzen sich unaufhörlich gegen die Küste wälzen. Darüber hinaus schweift der Blick, jenseits der stets unruhig gekräuselten Wogen des Sees, bis zu den dunkeln Massen des Goma-Gebirges, dessen gewaltige Berge, je weiter sie zurückweichen, in immer zarteren Tönen sich färben.

Schon mit dem Morgengrauen entwickelt sich auf dem Marktplatz ein sehr reges Leben. Frauen aus den umliegenden Dörfern bringen Mehl, süße Kartoffeln, Jamswurzeln, Früchte der Spalme, Bananen, Tabak, Tomaten, Gurken und viele andere Früchte in Körben auf den Markt, außerdem Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombe und Palmwein.

Die Männer verkaufen getrocknete oder frische Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Holz zu Speeren und Wogen und Basttuch.

Uhha sendet täglich Getreide, Hirse, Sesam, Bohnen, Geflügel, Ziegen, breitschwänzige Schafe und Butter; Uvinza Salz, andere Distrikte Elfenbein, Sklaven, Hanf, eiserne Geräte, Eier, Honig, Reis.

Jeder Verkäufer hat stets denselben Platz inne; viele bauen auf ihrem Stand sich auch kleine Hütten aus Palmzweigen, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen.

Unter der Menge der Käufer und Verkäufer gehen andere Trupps umher, die von entfernten Gegenden nach diesem Mittelpunkte des Verkehrs kommen, um Sklaven und Elfenbein auszutauschen. Bei jedem Handel wird so laut als möglich geschrien; fast betäubend ist der Lärm.

Die Stelle des Geldes vertreten Zeuge, blaue Kaniki, weiße Merikani geheißen, auch gestreifte oder karierte Zeuge in blauen und roten Farben, die fast alle aus amerikanischen oder englischen Fabriken, einige jedoch auch aus Maskat oder Kutsch, stammen. Das gewöhnlichste Zahlungsmittel indes sind Sofi, Glasperlen, welche schwarzweißen Thonpfeifenrohren gleichen, die in etwa centi-

meterlange Stücke zerbrochen sind. Ein solches Stück heißt Masaro und ist das niedrigste Wertzeichen; 20 Masaro, auf eine Schnur gezogen, bilden ein Rheté; sie reichen aus, um einen Sklaven zwei Tage zu beköstigen, für einen Mngwana aber nur auf einen Tag. Andere Perlenforten, wie rote Sami-Sami, kleine blaue, braune und weiße Mutanda werden nur gegen Abzug angenommen.

Leute mit Quersäcken voll Soffi ziehen daher umher, wechseln sie bei Beginn des Marktes an Marktbesucher, welche Einkäufe zu machen gedenken, aus und tauschen sie nach Beendigung des Marktes gegen einen geringen Vorteil von den Verkäufern wieder ein.

Nachmittags beginnt der Marktverkehr von neuem, ist aber dann viel weniger belebt als der Frühmarkt.

Oft kommt es zu erregten Scenen. Erscheint dem Käufer der geforderte Preis zu hoch, ohne daß der Verkäufer davon ablassen will, so ist gewöhnlich eine Prügelei das Ende. Namentlich sind die Wangwana stets bereit, mit Keulen über die Eingebornen herzufallen, indem sie bei jedem Anlaß, um einander zu helfen, in Masse herbeigestürzt kommen.

961788 - 931923

Indes kann jeder Udschidschi oder Mngwana sicher darauf rechnen, zu seinem Rechte zu kommen, wenn er unter Erlegung der vorgeschriebenen mäßigen Gebühren sich an den Gouverneur der arabischen Kolonie oder an einen der Häuptlinge wendet, welche über jedes Quartier gesetzt sind. Wichtigere Fälle werden einer Kommission von Arabern und Udschidschi-Altesten vorgelegt. Denn Eingeborne wie Araber verschließen sich keineswegs der Einsicht, daß viele Interessen Schaden leiden würden, wenn es irgend zu offenen Feindseligkeiten käme.

Dennoch steht die Sicherheit eines Europäers nur auf schwachen Füßen, wie aus mancherlei Vorgängen leicht zu schließen ist.

So war von einem Sklaven eines arabischen Kaufmannes einmal auf einen jungen Araber namens Bana Makombe ein Mordversuch gemacht worden, weil der hochmüthige junge Mann den Sklaven verächtlich mit dem Fuße gestoßen hatte. Zwar war der Araber nur ganz leicht gerügt worden; dennoch sammelten sich sofort seine Verwandten in Scharen und verlangten Rache für das vergossene Blut. Zu Hunderten stürmten mit ihnen die Udschidschi herbei, um Abdullah, den Herrn des Sklaven, anzugreifen. Abdullah trat den aufgeregten Scharen nur mit wenig Leuten entgegen; ruhig und sanftmüthig suchte er mit ihnen zu unterhandeln,

indem er nachwies, daß nur ein betrunkenener Sklave den Streit veranlaßt habe. Dennoch wurde er als für den Sklaven verantwortlich verurtheilt, seine rechte Hand zu verlieren. Mit großer Mühe nur gelang es, den Gouverneur dahin zu bringen, daß er allein mit dem Kopfe des schuldigen Sklaven sich begnügte.

Wie leicht kann bei solchen Rechtsanschauungen ein Europäer in eine ähnliche Lage kommen. Jeden Augenblick kann irgend einer seiner Leute, durch Bombe oder Maramba aufgeregt, einen Araber oder Mngwana verwunden. Die Folge würde sein, daß der Europäer entweder alle seine Habe und selbst sein Leben verwirkt hätte, oder mit seinen Leuten augenblicklich aufbrechen müßte, um sein Leben zu retten.

Um alle solche Dinge kümmert sich der König von Udschidschi nicht im geringsten. Er residirt in einem entlegenen Gebirgsdorfe und begnügt sich damit, den fälligen Tribut durch seine Häuptlinge einsammeln zu lassen. Er selbst kommt nie nach Udschidschi. Denn ihn erfüllt eine abergläubische Furcht vor dem See: er glaubt, daß er an dem Tage, wo er ihn erblicken würde, sterben müsse.

Schon mit dem Frührot beginnt das geschäftige Leben in Udschidschi — jedoch nicht für den Araber. Matt und langsam gehen seine Tage dahin. Er verbringt sie mit Gepolter, mit dem Austausch steifer Höflichkeitsbesuche, mit Gebetsceremonien, und widmet kaum ein paar Stunden den Handelsgeschäften und kleinen Haushaltungsangelegenheiten. Daher werden die Araber fast alle dort sehr wohlbeleibt und schwerfällig.

Sie begrüßten Stanley, als er am Nachmittage des 27. Mai 1876 an der Spitze seiner Expedition in Udschidschi einzog, auf das freundlichste. Waren es doch noch fast alle dieselben Männer, mit welchen er im November 1871 durch Livingstone bekannt gemacht war. So erschien ihm der Ort als derselbe, und doch wie verändert dadurch, daß Livingstone, den er damals so glücklich gewesen war, in Udschidschi aufzufinden, jetzt fehlte, jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilte!

Mit Livingstone zusammen hatte Stanley damals die nördliche Hälfte des Tanganika-See umfahren. Jetzt wollte er das Werk vollenden und sobald wie möglich eine Umschiffung auch der südlichen Hälfte vornehmen.

Zwar hatte erst im März und April 1874 der Engländer Cameron sich dieser Aufgabe unterzogen und dabei in dem Flusse

Zufuga den Abfluß des Sees in den Qualaba aufgefunden: allein nach dem, was Stanley in Udschidschi hörte, schienen noch nicht alle Zweifel gelöst zu sein. Namentlich behaupteten die Eingebornen teils, daß der Zufuga nicht aus dem See, sondern vielmehr hinein flöffe, teils, daß es zwei Flüsse des Namens Zufuga gebe, von denen der eine in den See sich ergöffe, der andere aber in den Rua einmünde, einen kleinen Fluß des jenseitigen Seeufers.

Durch die Zuversichtlichkeit dieser von Camerons Bericht so ganz abweichenden Aussagen wurde bei Stanley der Entschluß, alle diese Verhältnisse gründlich zu erforschen, bald zur Reise gebracht. Nahm er doch überdies am Ufer von Udschidschi selbst deutliche Spuren wahr, daß der See seit den fünf Jahren, daß er ihn nicht gesehen, ganz merklich gestiegen war, also schwerlich einen Abfluß haben konnte.

So wurde denn die Lady Alice wieder flott gemacht. Das wackere Boot erhielt diesmal für die Rundfahrt einen Genossen, einen schwerfälligen, langsam sich fortschleppenden, aber starken Gesellen, Meofu, ein Canoe, aus einem gewaltigen Teakstamme geschnitzt, der in einer Waldschlucht der Goma-Berge gewachsen war. Die Mannschaft wurde für beide Fahrzeuge mit der größten Sorgfalt ausgewählt, lauter junge, behende Männer, die durch die Erfahrungen der achtzehnmönatlichen Reise bewährt gefunden waren. Natürlich waren die Brüder Uledi und Schumari darunter, die in der Schreckensnacht auf dem Victoria-Njanza die Probe so wacker bestanden hatten.

Araber sowohl wie Wadschidschi und Wangwana zeigten den Abreisenden auf außergewöhnliche Weise öffentlich ihre Teilnahme. Denn sie zweifelten sehr, ob das Boot mit seinem scheinbar so gebrechlichen Bau imstande sein werde, den schweren Wogengang des Tanganika auszuhalten. Allein die Bootsmannschaft lachte über solche Befürchtungen: hätte doch selbst der Njanza von Usukuma, doppelt so groß wie der Tanganika, dem Boote nichts anhaben können.

„Nun wohl, ihr werdet's ja sehen!“ meinten die teilnehmenden Freunde. Dann gab es viel Händeschütteln zum Abschiede, und das Boot sowie das Canoe hiften die Segel und wandten ihre Borderteile längs der Küste dem Süden zu.

An waldbekleideten Abhängen, danach an lohsfarbenen Ebenen hin ging die Fahrt bis zur Mündung des Malagarazi, aus welcher

ein trüber, bräunlicher Wasserstrom in den See hineinslutete. Eine Strecke wurde den Fluß hinaufgerudert, dessen Ufer bald bis auf weniger als ein Viertel der Mündungsbreite einander nahe traten, das nördliche flach, das südliche aber sehr gebirgig.

Diese Gebirge setzten in kühn gegliederten Formen an der Küste sich fort, indem sie an das Wasser mit steilen Felswänden herantraten, über deren Höhen sich in feierlich ernstern Farbentönen mächtige Waldung ausbreitete. Als eine imposante Felsmasse trat aus dieser Steilküste das Kap Kabogo hervor.

Weiterhin wurde die Küste wieder sanfter. Abends nach der Landung versuchte Stanley sein Jagdglück, von dem jungen Billali, seinem Gewehrträger, begleitet. Nach einer Stunde Wanderns kam eine Zebraherde in Sicht. Billali geriet in fieberhafte Aufregung aus Angst, daß das Wild wieder ent schlüpfen könnte: längelang legte er sich auf den Boden nieder und hielt sich mäusehenstill. Stanley schlich sich vorsichtig einige Schritte näher heran hinter eine dünn belaubte Akazie: binnen wenigen Sekunden lagen zwei der edeln Tiere tot da, und die andern jagten, um ihre verlorren Gefährten laut wimmernd, um eine Hügelgruppe herum von dannen.

Den folgenden Tag gab es Arbeit genug: das Fleisch wurde in lange Streifen zerschnitten und zum Trocknen auf hölzerne Roste gelegt, wobei jeder der 40 Männer, welche die Mannschaft der beiden Fahrzeuge bildeten, darauf bedacht zu sein schien, einem künftigen Hunger durch das Verzehren unvernünftig großer Fleischmassen im voraus zu begegnen. Da unterbrach diese angenehme Beschäftigung das unvermutete Erscheinen einiger Ruga-Ruga. Aber jeder nahm sich ihnen gegenüber zusammen, um nicht seinen Abscheu vor diesen mordstüchtigen Schurken durch ein Wort oder einen Blick zu verraten.

Auf ihre Bitten erhielten sie einen Anteil von dem Zebrafleisch. Auch der Tabakkürbis machte in ihren mordbefleckten Händen die Runde. Endlich schüttelte man sich zum Zeichen der Freundschaft gegenseitig die Hände, und Stanley sah mit erleichtertem Herzen die Banditen wieder zwischen den Büschen verschwinden. Es waren Watuta.

Abends schlug die Expedition ihr Lager auf einer kleinen Insel auf, nicht gar weit von dem Heimatsdorfe der Ruga-Ruga. Es war schon mitten in der Nacht, als 60 derselben, mit Flinten

bewaffnet, dem Lager einen Besuch abstatteten. Obgleich dies eine ungewöhnliche und zum Empfange von Besuchern nicht sehr geeignete Stunde war, so vermied Stanley doch sorgfältig jeden Konflikt und verhütete, indem er etwas Zeug spendete und alle Künste der Leutseligkeit anwandte, einen Friedensbruch mit den blutigierigen Räubern. Noch vor dem Morgengrauen jedoch wurde die Reise fortgesetzt, um unbemerkt aus der Nähe des unheimlichen Dorfes zu kommen.

Jetzt trat nahe an den See das Kungwe-Gebirge heran, dessen Spitzen sich 8—900 Meter über den See erhoben, der Zufluchtsort der Reste eines großen Stammes, welcher einst über die ganze Umgegend bis über Uhha hinaus gebot. Aber von den Watuta besiegt und fast ganz ausgerottet, bestand er jetzt nur noch aus wenigen Familien, welche auf den allerhöchsten und unzugänglichsten Berggipfeln hausten. Sie bebauten die Abhänge ihrer Bergfesten, welche ihnen ihre Arbeit reichlich belohnten. Brennmaterial fanden sie in den Schluchten zwischen den Berggipfeln, und Verteidigungsmittel waren ihnen in gewaltigen Felsstücken zur Hand, welche sie aufgehäuft zur Vertreibung jedes verwegenen Angreifers bereit hielten. Denn selbst in ihren Adlerhorsten war ihr Leben steter Bedrohung durch ihre mordgierigen Feinde ausgesetzt.

Vom Kungwe-Gebirge nach Süden bestand die Küste bis zu dem steilen Kap Ulambula aus einer hohen Gebirgsfront, welche von malerischen Einfahrten, Schlünden, Schluchten und Spalten durchbrochen war, in die aus Klüften und Hohlwegen hervor in steilem, steinigem Bette Gebirgsgewässer sich ergossen. In die Kasuma-Bucht aber fällt ganz frei in einer Reihe von Wasserfällen ein Fluß von dem hochragenden Gipfel hinab in die schattigen Tiefen der ihre Zweige weit ausbreitenden Tamarinden, Akazien und Teibäume. Alles schweigt in der tief im Schoße der Berge ruhenden Bucht, nur die Wasserfälle rauschen in gleichmäßigem Rhythmus; auch die Bäume stehen still, wie von der Musik bezaubert, finster von den düsteren Höhen herablickend, und der blaßblaue Arm des Sees scheint ruhig auf den Augenblick zu warten, wo er das ungestüme Kind des Gebirges aufnehmen wird, welches von der Höhe zu ihm, bei jedem Sprunge hell aufleuchtend, herabspringt.

Entlang an diesen steilen Höhen, welche vom Fuße bis zum Gipfel mit dem Grün der Rohrpflanzen, der wilden Gräser und

hoher, schlanker Bäume mit silberfarbenen Stämmen geschmückt waren, ging die Fahrt. Am jähen Kap Ulambula wurde für die Nacht das Lager aufgeschlagen.

Weiterhin wich die Bergreihe allmählich vom See zurück, an den sie erst wieder bei dem Flusse Rugufu herantrat.

Aus der Küstenebene tauchte bald Kiveja auf, das vom See aus wie ein sehr großes Dorf erschien. Als aber die Lady Alice unter Segel dem Gestade vor dem Dorfe sich näherte, fiel allen das Stillschweigen auf, welches ringsum herrschte, und fast mehr noch eine wilde Büffelherde, welche dicht neben dem Dorfe weidete.

Die Führer, welche Stanley von Udschidschi auf die Rundfahrt mitgenommen hatten, versicherten, daß sie erst vor fünf Wochen Handel treibend in Kiveja sich aufgehalten hätten und keinen Grund anzugeben wüßten, warum die Eingebornen nicht an der Küste erschienen, da ihnen doch jedenfalls das Nahen von zwei Segelbooten aufgefallen sein müßte.

Es wurde deshalb beschlossen, mit aller Vorsicht in das Dorf sich hineinzuwagen, um die Ursache dieser rätselhaften Erscheinung aufzufinden.

Ringsum herrschte Totenstille. Eine Menge irdener Töpfe, noch ganz und scheinbar wenig gebraucht, lagen auf dem Strande umher und zu Seiten des nach dem Dorfe führenden Pfades im Schilfe, außerdem Schemel, Handbesen, Kürbisse und anderes Hausgerät. Das erschien bedenklich: man vermutete eine Schlinge, die hier gelegt wäre, und alle zogen sich eiligst nach dem Boote zurück.

Dreißig Mann wurden bewaffnet, um den listigen Anschlägen der Wilden zu begegnen; dann wurde nochmals vorsichtig gegen das Dorf vorgerückt.

Die Mannschaft erstieg die Bodenerhöhung, auf welcher das Dorf lag: ein Anblick bot sich ihr dar, der das Blut allen erstarren machte. Da lag in einer Lache geronnenen Blutes der Körper eines Greises, mit einer breiten Speerwunde im Rücken, einige Schritte weiter der enthauptete Leichnam eines andern Mannes und dabei in einem Wassergraben die Leichen von drei Männern und einer Frau, eine derselben gliedweise zerstückelt.

Die Schutzwehren des Dorfes selbst waren niedergebrochen und zerstört. Alle Hütten bis auf etwa fünfzig waren niedergebrannt. Einige versengte Bananenstengel bezeugten die Heftigkeit,

mit der die Feuersbrunst gewüthet hatte. Allenthalben schwarze Ruinen und verkohlte Holzreste. Dazwischen lag in Menge Hausrath aller Art zerstreut umher, ein deutliches Zeichen, daß die Bewohner zu jäher Flucht gezwungen worden waren, Trinkgefäße, Kochtöpfe, Holzsteller, Keulen, Körbe bunt durcheinander. Unlängst erst konnte die Verwüstung über das Dorf hereingebrochen sein, denn noch waren die Herde warm, und hie und da rauchte noch das Holzwerk. Aber das einzige lebende Wesen in den Ruinen war eine kohlschwarze Katze, welche aus einer Hütte hervorsprang.

Mit ungewöhnlicher Energie mußte der Überfall ausgeführt sein. Denn nicht hatte das unglückliche Dorf der breite, 3 Meter tiefe Graben retten können, der es umgab, nicht die Pallisadenverschanzung und der Erdwall, nicht die Thürme der Scharfschützen, welche das offene Land ringsum beherrschten.

Die Führer waren nicht im Zweifel darüber, daß Watuta es gewesen, welche diesen Greuel der Verwüstung angerichtet, wahrscheinlich dieselben Kuga-Kuga, die unlängst erst der Expedition den nächtlichen Besuch gemacht hatten.

Von Kivesa bis zum Kugufu-Flusse blieb das Seegestade flach. Von den niedrigen, roten Uferselsen spülen die Wellen fort und fort ab, sodaß die unterwaschenen Stellen mit der Zeit einstürzen. Die Trümmer werden dann von der Brandung allmählich zermalmt und endlich am Fuße der Felsen zu einer schmalen Strandlinie ausgebreitet, über welche die tosenden Wellen in beständiger Bewegung hinbranden.

An jedem flachen Ufer waren Anzeichen bemerkbar, welche auf ein stetiges Steigen des Tanganika hinwiesen. Als das Boot in die Mündung des Kugufu einfuhr, stand der Führer Para, welcher schon Cameron auf seiner Umschiffung des Sees begleitet hatte, hastig auf und rief laut: „Seht ihr's jetzt? Als ich mit jenem andern weißen Manne hier war, da lagerten wir auf einem Streifen Landes, der jetzt dort im Wasser begraben liegt. Der Tanganika frisst wirklich das Land weg!“

Von der Mündung des Kugufu an, welche mit Papyrus und Schilfrohr fast verstopft war, trat wieder bis an den See ein Seitenzweig des Gebirges vor, dessen Kamm einen dünnen Wald ärmlicher Bäume trug. Die Bevölkerung dieser Küstenstrecke erwies sich unfreundlich und ungastlich. Wurde doch von ihr erzählt, daß sie, wenn sie die Handelscanoes der Wadschidschi vorüber-

fahren sähen, den Muzimu des Landes anslehten, durch stürmische See die Fremden auf ihre Küste zu treiben.

Sehr interessant waren für Stanley die gewaltigen Felsen des Kap Mpimbwe. Die äußere Erscheinung dieser ganz kahlen Felsmassen verriet deutlich die Einwirkung großer Wellen, welche in früherer Zeit darüber hinweggetrieben worden und mit ihren Gewässern in die innersten Klüfte und Schluchten eingedrungen waren und gewaltsam aus jeder Ritze und Spalte alle vegetabilischen Gebilde und alle Dammerde vollständig weggewaschen hatten, bis eines Tages durch irgend eine plötzliche Erschütterung der See sank und hundert Fuß über seiner Oberfläche die grauen, kahlen Granitmassen zurückließ. Felsstücke lagen in der Höhe aufgehäuft, Tausende von Centnern schwer, einige in so bedenklichen Stellungen balancierend, daß man glauben konnte, ein Kind würde imstande sein, sie in den blauen See hinabzustofen.

So legten diese Felsen, rätselhaft genug, Zeugnis für ein bedeutendes Sinken des Seespiegels ab, während doch an zahlreichen Stellen sonst deutliche Anzeichen darauf hinwiesen, daß seit Menschengedenken der See fortwährend im Steigen begriffen war.

Von dem weit vorspringenden Kap Mpimbwe an verengte sich der See nach Süden beträchtlich. Eine ununterbrochene Reihe großer Granitblöcke und Klippen zog sich am Rande des Sees hin. Ein Fels erhob sich über den andern, ein abgebrochenes Stück über das andere. Hier türmte sich eine kolossale Masse von der Größe eines dreistöckigen Hauses auf und trug selbst wieder eine ähnliche zersplitterte Felsmasse auf sich, dort sprang ein säulenähnlicher Block vor: überall dieselbe Unordnung und Verwirrung, dasselbe Bild eines großartigen Zusammensturzes.

Nur mit größter Vorsicht konnte das Boot an dieser zertrümmerten Felsküste entlang segeln. Denn mehrere hundert Schritt in den See hinein lagen die Felsmassen; fast bis zur Oberfläche des Wassers emporragend, in den unruhigen Wogen immer auf Augenblicke sichtbar.

Während dieses sorgfamen Lavierens kam Stanley der Gedanke, dieser Südtteil des Tanganika müsse in uralter Zeit ein besonderer See gewesen sein, durch einen felsigen Querriegel von dem großen See abgetrennt, bis die hemmende Schranke bei dem Kap Mpimbwe mit Gewalt zertrümmert sei. Denn nirgends an der Küste des großen Sees zeigten sich sonst Spuren, daß sein

Niveau jemals höher gestanden, während südlich von dem Kap Mpimbwe alle Anzeichen darauf hinwiesen, daß das Wasser früher viele Meter höher gestanden habe, und daß ehemals die ganze Trümmerstätte der Küste von den Wogen bedeckt gewesen sei.

Der See verlor nunmehr so viel an Breite, daß vom Boote aus beide Ufer gesehen werden konnten. Sie bestanden aus demselben rötlichen Sandstein, und machten durchaus den Eindruck, als sei der See durch ein plötzliches Einsinken ohne Störung oder Verschiebung der Gesteinsschichten entstanden.



Südennde des Tanganika.

Wälder bedeckten vielfach die Abhänge und Höhen; hie und da waren Hütten als Wohnungen für die Muzimu errichtet. Lange Strecken zeigten sich ganz menschenleer.

Endlich war das Südennde des Sees, eine Einbuchtung in einen dichten und dunklen Hain, erreicht.

Das Dorf Mwangala, wo die Expedition sich lagerte, war zuerst durch eine dichte Wand von Wasserrohr, in dem die kleinen Fischercanoes der Dorfbewohner vor den Stürmen auf dem See Schutz fanden, den Blicken entzogen. Ein einziger Blick auf den Dorfzaun belehrte, daß hier wieder ein klarer Beweis für das

Steigen des Sees vorlag. Stanley fragte die Einwohner, ob sie nicht glaubten, daß das Wasser hier bald die Oberhand über sie bekommen würde.

„Könnt ihr nicht sehen?“ sagten sie. „Noch ein Regen, und wir werden unsere Hütten hier abbrechen und sie neu aufbauen müssen.“

„Wo geht das Wasser des Sees hin?“

„Es geht nach Norden; dann scheint es aber stärker als je zu uns zurückzukommen.“

„Giebt es denn aber hierherum keinen Fluß, der gegen Westen fließt?“

„Wir haben nie von einem solchen Flusse gehört.“

Dennoch behielt Stanley diese Frage vornehmlich im Auge, als er nun an den Felsgestaden der Westküste seine Fahrt nach Norden richtete.

Er war noch nicht sehr weit gekommen — eben kam die graue Felsmasse des Kap Kasawa in Sicht — als eine Ma'anda, ein Südweststurm, sich erhob, so gewaltig, wie die Führer sich nicht entsannen je einen erlebt zu haben. Der Meofu, das schwerfällige Canoe, war bald dienstunfähig; das Steuerruder wurde ihm abgerissen. Die Lady Alice flog unterdessen mit doppelt gerefftem Sturmsegel wie eine Seemöve über die wilden Wogen. Der Sturm brauste, die Gewässer zischten, mit hohen, gekräuselten Wogenkämmen dahinstürmend. Sicherung war nur zu hoffen, wenn es gelang, um das Kap herumzukommen und die geschützten Gewässer dahinter zu gewinnen. Ein Keff wurde losgemacht, um das Boot vor dem Sinken zu bewahren. Die vermehrte Gewalt trieb es über die höchsten Wogenkämme mit solcher Geschwindigkeit, daß die beiden erprobten Wadschidschi-Führer dabei die Zähne zusammenbissen. Längs der Felsenwälle der Küste donnerte die Brandung, der Wind wurde zum Orkan: immer näher kam das Kap. Mit allen Segeln wurde darauf zu gehalten. Nach einer Viertelstunde lag das Boot hinter den steilen Ufern des Vorgebirges in einem kleinen Wasserlauf, mitten in einem Haufen Treibholz, sicher geborgen in diesem Schlupfwinkel der Flußperde und Krokodile.

Wo aber war das Canoe geblieben?

Stanley sandte eine Abteilung seiner Leute zu Lande zurück, um es zu suchen, und empfing in der Nacht zu seiner großen

Freude den Bericht, daß es der Mannschaft, bald nachdem das Canoe seeuntüchtig geworden, glücklich gelungen war, es unbeschädigt auf den Strand zu ziehen.

Weiterhin wurde es notwendig, etwas Gras in Brand zu stecken, um einen freieren Umblick über die Gegend zu gewinnen. In einer Stunde war das Feuer an dem steilen Bergabhange emporgestiegen und wütete triumphierend auf dem Gipfel. Auch in den folgenden Nächten konnte man es noch mehrere Meilen nördlich von der Stelle brennen sehen, von welcher es ausgegangen war. Es glänzte wie ein Heiligenschein um den fernen Berggipfel.

Denn wo nur der Boden irgend Feuchtigkeit enthält, da schießen hier während der Regenzeit Gräser mit Stengeln, so dick wie Rohr, zu einer Höhe von 10, ja von 15 Fuß empor. Im Mai verwelken diese Gräser; im Juni sind sie trocken wie Zunder. Dann genügt ein Funke, um sie in Brand zu stecken, und der Lärm zweier mit einander kämpfender Infanterie-Brigaden ist kaum ärger als das schreckliche Knacken, Knistern und Knallen bei dem ungestümen Vorwärtsjagen des vom Winde angefachten Elements, welches jeden ihm entgegenstehenden Gegenstand aufzehrt und tief klaffende Spalten in den Boden reißt.

Der schmalere Südteil des Sees war verlassen. Mit der Verbreiterung des Sees begannen allmählich die Ufer desselben niedriger zu werden, und als die Lady Alice sich dem mächtigen Kap Kabogo der Ostküste gegenüber befand, nahm die Küste eine Gestalt an, welche lebhaft an Ukuma am Victoria-See erinnerte: langsam ansteigend zu mäßigen Bodenerhebungen im Hintergrunde. Wenn irgendwo, so konnte nur hier die Stelle sein, an welcher der Tanganika seinen Abfluß zum Qualaba hätte. War es der Lufuga-Fluß, den Cameron dafür gehalten?

Am Abend des 15. Juli langte Stanley an dem Lufuga an. Der Häuptling des Gebietes befand sich noch sehr wohl auf Cameron: er hätte ihn, erzählte er, nach dem Schilfrohrdickicht begleitet, welches den Fluß verstopfe. Damals, fügte er hinzu, wären in die Mündung von jeder Seite zwei lange, schmale Sandbänke vorgespungen, auf deren einer sich eine Fischeransiedlung befunden hätte. Allein der weiße Mann hätte irgend ein Zaubermitel in das Wasser hineingetröpfelt, darum sei es gestiegen und hätte alles zerstört und bedecke nun die beiden Sandbänke ganz und gar. Daher ließ er jetzt nur mit großer Mühe von

Stanley sich zum Führer bei der Untersuchung des Flusses gewinnen.

Wild brandeten die Wogen vom See her über die beiden Sandbänke weg, welche die über zwei Kilometer breite Mündung des Lufuga verschlossen. Allein so rasch verengte sich die Mündung, daß die Flußbreite ungefähr zwei Kilometer aufwärts nur noch 700 Meter, und vier Kilometer aufwärts gar nur noch 400 Meter betrug. Das Wasser war rötlich braun, durchaus nicht klar, wie das des Sees. Was man in das Wasser warf, schwamm nach dem See zu, obgleich ein heftiger Wind vom See her wehte. Wo irgend Einbuchtungen in den Ufern sich befanden, hatte sich Wasserrohr und Papyrus in dichten Gruppen angesiedelt



Einfahrt in den Lufuga.

die, je weiter vom See entfernt, um so mehr sich einander näherten. Endlich bildeten sie eine dichte Wand, welche den ganzen Fluß ausfüllte, einem üppigen Felde mit hochgewachsenem Mais ähnlich. Eine Strömung schien überhaupt nicht wahrnehmbar.

Um seiner Sache ganz sicher zu sein, setzte Stanley eine Holzscheibe von 31 Centimeter Durchmesser ins Wasser, welche an dem einen Rande mit einem irdenen Topfe beschwert war, sodasß sie, sobald der Topf sich mit Wasser gefüllt hatte, vertikal schwimmen mußte. Sie schwamm in einer Stunde 257 Meter in der Richtung vom See nach der Papyruswand zu, offenbar, weil gerade ein starker Wind vom See her wehte. Denn am Nachmittage, als sich der Wind gelegt hatte, und das Wasser ganz ruhig

war, schwamm die Brettscheibe in entgegengesetzter Richtung, etwa 190 Meter in einer Stunde.

Stanley ließ vier Männer sich dicht an einander stellen, stieg auf ihre Schultern, ein Ruder als Stütze benutzend, und überschaute mit dem Fernrohre die Gegend. Er sah eine breite, mit Papyrus bewachsene Niederung in der Richtung von Ost nach West zwischen zwei sanft abfallenden, mit dürftigen Akazien bewachsenen Uferhöhen sich hinziehen: das war der Fluß. Hier und da blickte ein Pfuhl offenen Wassers durch das Röhricht hindurch.

Am nächsten Tage machte sich nun Stanley mit einer Anzahl seiner Leute und dem alten Dorfhäuptling auf und ging etwa eine Meile an dem Rande dieser durch Binsen und Schlamm fast unwegsam gemachten Niederung hin. Dann drang er etwa 200 Meter weit bis zu dem Mittelpunkte der mit Schilfrohr bedeckten Senke vor. Hier machte der Häuptling durch Niedertreten des Schilfrohres einen Raum frei und zeigte triumphierend auf das Wasser hin, das hier wirklich, wie er es behauptet hatte, zwischen den Schilfstengeln hindurch nach Westen rieselte.

Von einem Seeabflusse konnte jedoch in keiner Weise die Rede sein. Dazu war dieses Wasser viel zu unbedeutend. Ja es schien nicht einmal zweifellos, ob es überhaupt mit dem Lukuga identisch wäre, denn es war um 3 Grad kälter als der Fluß. Aber das war klar, daß bei weiterem Steigen der Tanganika jedenfalls durch diese Schilfniederung vom Lukuga her seinen Abfluß nach Westen, also zum Kualaba, gewinnen würde. Und so eben war das ganze Thal, daß schon ein Steigen um einige Fuß genügen mußte, um das Schilfdickicht zu durchbrechen und einen fortlaufenden offenen Abflußstrom herzustellen.

Stanley hat recht vorausgesehen. Infolge des weiteren Steigens des Tanganika ist es dem Wasser des Lukuga nunmehr gelungen, die ungeheure Schilfbarre, welche periodisch den Seeabfluß verstopfte, kräftig zu durchbrechen und zum Teil hinwegzuschwemmen. Edward C. Horn, welcher drei Jahre am Tanganika weilte, hat beobachtet, daß infolge des Durchbruches des Lukuga vom März bis zum August 1880 der Spiegel des Sees um 3,27 Meter sank, und hat sich selbst davon überzeugt, daß der Lukuga einen Kilometer über Stanleys fernsten Punkt hinaus nach einem verwirrten Laufe sich wieder ausbreitet und mit vollen Ufern nach Westen fließt, um dem mächtigen Kualaba den Tribut zuzuführen, der ihm gebührt.

Die ganze Westküste des Tanganika hat die Natur in wild phantastischer Weise aufgebaut, aber nirgends großartiger als in Goma, nördlich von der Rufuga-Bucht. In ununterbrochenen Reihen von gewaltiger Höhe scheinen die jäh abschüssigen Felsen der Alpen von Goma an den See heranzutreten. In Wahrheit jedoch sind das nur die Böschungen großer und hoher, aus dem Hauptgebirge hervorspringender Stränge. Fast hinter allen diesen Gebirgszweigen liegen schöne, ganz abgeschlossene Einfahrten und Buchten. Berge mit schwärzlichen Farbentönen beschatten sie und lassen zugleich unzählige kristallhelle Gewässer entstehen. Tiefe Klüfte zerspalten die Frontflächen und sind mit Wäldern von Riesenbäumen angefüllt, aus denen die Goma-Canoes geschnitten werden. Durch jede Schlucht in dieser Felswand braust und stürzt ein schäumender Bergstrom herab. Dahinter türmt sich das Hochgebirge auf. Scharf ist der Gegensatz zwischen dem heitern Blau des Himmels, dem tiefen Dunkel der Bergschlünde, den düsteren Gipfeln der oben mit Bäumen wie mit einem Helmschmucke verzierten Bergreihen. An den Uferwänden der stillen Häfen ziehen sich hellgrüne Streifen von Wasserrohr hin. Hunderte von gelbbrüstigen Vögeln haben darin ihre Nester aufgehängt; da sieht man die emsigen und beweglichen kleinen Geschöpfe in Scharen bei einander, wie sie mit dem Bauche nach oben an die Zweige sich klammern oder auf- und niederfliegen, immerfort mit einschmeichelnder Lockstimme ihre Liedchen zwitschernd. Auf einem festen, sich über die Seewogen hin streckenden Aste sitzt der glänzend glatte Taucher, mit seiner Fischbeute zufrieden, und in den höchsten Zweigen einer Sykomore oder eines Teibaumes sieht man einen Fischadler mit weißem Halskragen und hört ihn von Zeit zu Zeit in unheimlich schrillen Tönen seinem Weibchen zurufen, das bald von einem fernen Baume aus schwindelnder Höhe mit wehklagendem Geschrei antwortet.

Zugleich welche anmutige Üppigkeit der Vegetation! Wo in Goma die Berge am steilsten und höchsten sind, und wo die Gebirgsquellen die tiefsten Kanäle gegraben haben, da gerade gedeihen die gewaltigen Teibäume am besten; von Abhang zu Abhang strecken sie ihre Zweige einander entgegen, breiten sich über Abgründe hinweg und folgen dem Laufe des Bergwassers in breiten Gürteln zu beiden Seiten bis zu dem Strande des Sees hinab. In tropischer Dichtigkeit wachsen unter ihrem schattigen Laubwerke, in einander verstrickt und verschlochten, Gebüsche und Pflanzen aller Art. Wo

man aber nur irgend auf einem Hügel, an einem Abhange oder auf einer Terrasse festen Fuß fassen kann, da liegen bebauete Felder und Dörfer, während zu den Seiten Abgründe jäh in die Tiefe abfallen.

Vorbei ging die Fahrt in Steinwurfsentfernung an der majestätischen Front der Goma-Berge. Dann folgten niedrige, abgerundete Hügel bis zur Halbinsel Ubwari, welche von dem See den Burton-Golf scheidet.

Als die Lady Alice im Hintergrunde des Golfes einem Dorfe sich näherte, winkten die Einwohner ihr zu, sie sollte sich wieder entfernen. Stanley wollte aber doch sehen, wie weit diese feindselige Gesinnung, die so ganz gegen das freundliche Benehmen der bisher angetroffenen Seeanwohner abstach, gehen würde, und ließ deshalb immer weiter auf die Küste zu rudern. Indes die Eingebornen zeigten unter wilden Gebärden ihren Zorn, sie stießen die Speere auf den Erdboden, schlugen ins Wasser, sprangen voll Wut auf und nieder und schleuderten endlich gar große Steine nach dem Boote. Die Reisenden machten halt, sahen sich ruhig die ganze aufgeregte Menge der Wilden an und beobachteten die durch die Luft sausenden und schwer in das hoch aufspritzende Wasser niederfallenden Steine wie ein Schauspiel, das zu ihrer Belustigung aufgeführt würde. Kein Wort, keine Gebärde oder Bewegung zeigte Verdruß an, bis die Eingebornen mit ihren wütenden Demonstrationen aufhörten. Nun erhielt der Führer Para den Auftrag ihnen zuzurufen, daß man mit solchen Wilden, die bei dem bloßen Anblicke von Fremden eine so thörichte Wut zeigten, nichts zu thun haben wolle.

Ohne ein Wort weiter wandten die Boote sich zur Weiterfahrt und setzten ihre Reise nordwärts bis zu dem nächsten Dorfe fort. Die Bewohner sammelten sich sofort am Strande. Sie wurden angerufen, allein sie verspotteten die Fremden. Auf die Frage, ob sie nicht etwas Getreide verkaufen wollten, antworteten sie, daß sie nicht die Sklaven der fremden Männer wären, und daß sie nicht deshalb das Land mit Körnern besäet hätten, um an fremde Männer sie zu verkaufen. Ohne daher weiter ein Wort zu verlieren, ruderten die Boote weg. Allein die Wilden schrieken ihnen nach, daß die fremden Männer feige davontiefen, schoben ein Dutzend Canoes ins Wasser und schickten sich zur Verfolgung an. Sowohl durch die rasende und höhrende Bande an der Küste, als auch durch das

friedfertige Benehmen der Expedition ermutigt, gerieten sie in einen gefährlichen Zustand der Aufregung und fingen an mit ihren Pfeilen und Speeren drohende Gebärden zu machen.

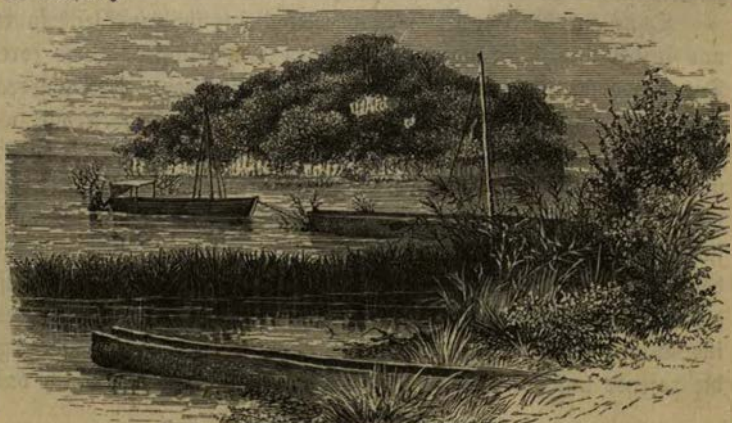
Kam es nun auch nicht zum Angriff, so sah die Mannschaft doch wegen des wilden Geistes, von dem dieses Volk beherrscht war, sich gezwungen, die Nacht in dem Schilfrohr und Papyrus einer unfernen Flußmündung zuzubringen, wo sie zwar nicht von der unvernünftigen Wildheit der Eingebornen gestört, um so mehr aber von blutgierigen Moskitos belästigt wurde.

Am folgenden Tage wurde die Fahrt fortgesetzt, und schon nachmittags die Mündung des kleinen Flusses Rubumba oder Luvumba erreicht, wo Stanley im Vereine mit Livingstone im Jahre 1871 die Erforschung der nördlichen Gestade des Tanganika beendigt hatte. Damit war denn die Umfahrt um den ganzen, 82 Meilen langen See vollendet.

Es wurde daher der Kurs nach der Nordspitze der Halbinsel Ubwari zurückgenommen und von da quer über den See nach der Ostküste gefahren, an der entlang mit südwärts gerichteter Fahrt Udschidschi bald wieder erreicht ward.

Ohne irgend einen Unfall war die Reise verlaufen. Mehr als 200 Meilen waren in 51 Tagen durchsegelt worden.

So ergriff denn ein Gefühl berechtigten Stolzes die Schiffsmannschaft, als unter den Bananen und Pisangbäumen die Tembes und Hütten von Udschidschi wieder sichtbar wurden. Ein munteres Schifferlied anstimmend, ruderte sie, die leichte Lady Alice voran, dicht dahinter der ungelente Meofu, hinein in den Hafen am Marktplatz.



Die Lady Alice und der Meofu.

Elftes Kapitel.

Zum Lu al a b a.

Franks Krankheit. — Desertionen. — Der junge Kalulu. — Furcht der Eingebornen. — Im Thale von Uhombo. — Manjema, Land und Volk. — Am Lu al a b a. — Tippu-Tib. — Verhandlungen. — Abed bin Dschumahs Erzählung von den Zwergen und von dem Walde von Uregga. — Tippu-Tibs Bedingungen. — Die Stunde der Entscheidung. — „Laßt uns dem Strome folgen.“ — Widerspenstige Drakel. — Der Kontrakt mit Tippu-Tib. — Marsch nach Njangwe.

Die Wangwana kamen in hastiger Freude zum Strande herabgelaufen, um die glücklich Heimgekehrten zu beglückwünschen und mit vielem Händeschütteln willkommen zu heißen. Alle zeigten fröhlich lachende Gesichter.

Nur Frank Pocock, der starke Mann, war kaum wieder zu erkennen: so bleich und kränklich sah er aus. Fröstelnd hatte er einen Überrock angezogen und ein Tuch um seinen Hals geknüpft, als er matten Schrittes zum Strande herabkam. Allein die Freude, seinen Herrn wohlbehalten wiederzusehen, schien ihm neue Lebenskraft zu geben.

„Wie freue ich mich, Herr“, sagte er, „daß Sie wieder da sind. Ich fang an, mich recht matt und niedergeschlagen zu fühlen. Schwere Fieberanfälle haben mich mehrmals aufs Lager geworfen. Gestern bin ich nach siebentägiger schwerer Krankheit zum ersten Male wieder aufgestanden; und die Leute starben um mich herum

so schnell weg, daß ich zu glauben anfing, ich müßte auch bald sterben. Nun ist aber alles mit mir wieder in Ordnung, und ich werde meine Kräfte bald wieder erlangen.“

Und doch hatte die Krankheit ihre schwere Hand auf ihn gelegt zumeist infolge seiner aufopfernden und mittheidsvollen Menschenliebe. Denn in der Zwischenzeit war in Udschidschi eine Pockenepidemie ausgebrochen, welche sowohl in den Familien der Araber wie unter den Wangwana große Verheerungen angerichtet hatte. Frank aber war zu helfen und zu lindern bemüht gewesen, solange er nur konnte, und hatte dadurch viel aufrichtige Bewunderer und ergebene Freunde sich gewonnen.

Unter diesen Umständen war es nicht ratsam, länger in Udschidschi zu verweilen. Stanley beschloß daher, sobald wie möglich den Marsch westwärts vom Tanganika auf den Qualaba zu nach Manjema fortzusetzen. Allein so groß war die Furcht der Leute, von den Kannibalen, welche Manjema bewohnen sollten, aufgeessen zu werden, daß in den nächsten Tagen 38 desertierten; 38 von 170, das war eine sehr bedeutende Verminderung der Streitkräfte der Expedition, um so mehr, als die Führer offen bekamen, daß auch unter den noch Gebliebenen die Angst so groß wäre, daß viele bei der ersten Gelegenheit sicher davonlaufen würden. Stanley musterte daher seine arg decimierte Schar, ließ 32, die mit Desertionsgedanken sich zu tragen schienen, einsperren und sein Haus mit Wachen umstellen.

Am Morgen des 25. August ertönte Trommel und Horn zum Aufbruch. Das Boot und mehrere Transportcanoes lagen segelfertig am Strande. In diese wurden unter Bewachung alle diejenigen Leute gebracht, in deren Treue Stanley Zweifel setzte, während er selbst mit der Schar der Zuverlässigen am Seeufer entlang südwärts nach dem Kap Kabogo marschierte, von wo die ganze Expedition nach dem Westufer des Sees übersetzen sollte. Nur an 30 Mann aus der ganzen Schar hatte er Flinten verteilt, da sein Vertrauen auf die feste Zuverlässigkeit der Wangwana trotz ihrer Beteuerungen unwandelbarer Treue gänzlich vernichtet war. Denn konnte er auch den Verlust einiger schwacher und furchtsamer Menschen ertragen, so mußte doch der Verlust selbst nur einer einzigen Flinte auf alle Weise verhütet werden.

Am Abend des zweiten Marschtages wurden noch drei Mann vermißt, und nach der Überfahrt über den Tanganika fehlten

wiederum zwei. War wirklich schon die Expedition unaufhaltbarer Auflösung verfallen?

Keine Dankbarkeit vermochte die Mannschaft zusammenzuhalten. Unmittelbar vor dem Ausbruche hatte Stanley sechs Ballen Zeug für den ungeheuern Preis von 7000 Mark gekauft und unter seine Leute als Geschenk verteilt. Massenhafte Desertionen waren sein Lohn. Freilich waren nicht so sehr Untreue und Wankelmuth der Wangwana ihr Grund, als vielmehr Geisteschwäche, vermöge deren sie der Angst vor eingebildeten Gefahren überlegungslos zur Beute wurden. So hatten den Wanjamwezi sowohl wie den Wangwana, als sie vor der Umschiffung des Tanganika von den Geistern und Kobolden hörten, die an seinen Ufern haufen sollten, vor Angst die Zähne geklappert. Allein noch schrecklicher wirkten auf sie die Gerüchte von den Manjema-Kannibalen, denen sie bereitwillig ohne weiteres Glauben schenkten.

Unter den letzten Deserteuren befand sich der junge Kalulu. Auch er hatte der allgemeinen Angst nicht widerstanden. Das betrübte Stanley am meisten.

Auf seiner ersten Reise ins Innere von Afrika, die Stanley zur Auffuchung Livingstones unternommen, hatte er von einem Araber einen kleinen Negerknaben in Unjanjembe zum Geschenk erhalten. Da der Name des Knaben Ndugu Mali, d. h. des Bruders Reichthum, Stanley nicht gefiel, so forderte er die Führer seiner Karawane auf, ihm einen bessern zu geben. Einer schlug nun Simba (Löwe), ein anderer Ngombe (Kuh) vor, ein dritter gar zum Gelächter der übrigen Mirambo, bis endlich einer, auf die munteren Augen und flinken Bewegungen des Kleinen hinweisend, den Namen Kalulu, d. h. Antilopenkälbchen, in Vorschlag brachte. „Sehen Sie sich nur“, sagte er zu Stanley, „seine hellen Augen, seine schlanke Gestalt, seine raschen Bewegungen an; ja, Kalulu ist sein Name.“ „Ja, Bana“, riefen da die andern, „lassen Sie ihn Kalulu heißen.“

So bekam das Bürschchen den Namen Kalulu. Wegen seines gewandten und flinken Wesens machte ihn Stanley zu seinem Leibdiener. Niemand konnte es ihm an Raschheit und Bereitwilligkeit zuvorthun, wenn es die Bedürfnisse des Herrn bei Tische zu erraten galt. Beständig schweiften seine kleinen, schwarzen Augen über den Tisch und waren bemüht, herauszufinden, was sein Herr noch brauche.

Bei der Rückkehr hatte ihn Stanley deswegen nach England und den Vereinigten Staaten mitgenommen, und ihn anderthalb Jahre lang in einer englischen Schule unterrichten lassen. Dennoch erlag auch Kalulu jetzt der Angst vor den Manjema-Kannibalen.

Die Expedition befand sich in einer Krisis. Die Desertionen schwächten ihre Streitbarkeit und demoralisierten auch die noch Zurückgebliebenen. Stanley beschloß, dem ein Ende zu machen.

Frank Pocock und der Geheimpolizist, der stets treue und brave Katschetsche, wurden mit einer kleinen Abteilung mit genauen Verhaltensbefehlen nach Udschidschi zurückgesandt. Und Sarmin machte dem Namen, welchen seine Kameraden ihm wegen seiner Geschmeidigkeit und Spürkraft gegeben hatten, Katschetsche d. h. das Wiesel, alle Ehre. Denn in einer Nacht faßte er in Udschidschi sechs von den Deserturen ab, überwältigte sie mit seinen Leuten trotz ihrer heftigen Gegenwehr, legte sie in Ketten und führte sie wieder der Expedition zu. Darauf gelang es ihm auch, den Ausreißer Kalulu auf einer kleinen Insel an der Küste ausfindig zu machen und wieder zu Stanley zu bringen. Diese sieben empfingen mit einigen andern, welche in dem Momente, wo sie davon laufen wollten, verhaftet worden waren, ihre wohlverdiente Strafe, was allen übrigen die Lust zu Fluchtversuchen nahm. So hatten mit einem Schlage jetzt die Desertionen ein Ende.

Etwas nördlich von dem Thale des Lukuga war die Expedition am Westufer des Tanganika gelandet, um das Hochgebirge von Goma zu umgehen. Von hier aus nahm der Marsch eine nordwestliche Richtung auf das gefürchtete Manjema zu.

Die Eingebornen begegneten der Karawane mit viel Freundlichkeit. Sie verkauften ihr Korn billig und ohne lärmendes Wesen, betrugen sich überhaupt anständig und schicklich. Nur die Vornehmen in den Dörfern verbargen sich sorgfältig vor den Blicken der Fremden. Zufällig kam Stanley eine Äußerung zu Ohren, welche ihm dieses eigenthümliche Benehmen erklärte. „Wie können“, hatte ein Dorfhäuptling gesagt, „die weißen Männer gut sein, da sie doch nicht des Handels wegen kommen, da man ihre Füße nie sieht, und da sie immer von Kopf bis Fuß mit Kleidern bedeckt gehen? Sagt mir nicht, daß sie gut und freundlich sind. Es ist etwas sehr Geheimnisvolles an ihnen, vielleicht etwas Gottloses. Wahrscheinlich sind sie Zauberer. Auf jeden Fall ist es

besser, sich durchaus nicht mit ihnen abzugeben und sich in seinem Hause verschlossen zu halten, bis sie fort sind.“

Eine Reihe niedriger Hügelrücken wurde überstiegen, dann der Kamm einer Bergkette, welche die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Tanganika und denen des Kualaba bildet. Es war das Land Ubudschwe, in welches man jetzt hinabstieg, ausgezeichnet durch ganze Wälder von Obstbäumen, welche so mit Früchten beladen waren, daß eine Armee von den köstlichen Früchten sich wochenlang hätte erhalten können.

Noch gesegneteter erschien das Thal von Uhombo, das einige Tage später erreicht wurde, die prachtvollste Landschaft, die man sehen konnte. Die liebenswürdigen Bewohner teilten gern von ihrem Überflusse mit, sodaß die Expedition bald mit allem, was sie brauchen konnte, mit Palmbutter zum Kochen, Zuckerrohr, Ziegen und Hühnern, süßen Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Nüssen, Hirse, Palmwein, Bananen und Pflanzfrüchten, auf das reichste versehen war.

Die Dörfer bestanden in Uhombo aus einer Anzahl niedriger, kegelförmiger Grasshütten, welche um den kreisrunden Versammlungsplatz der Gemeinde herumlagen. Im Mittelpunkte dieses freien Platzes standen drei oder vier Feigenbäume zu dem doppelten Zwecke, den Dörflern Schatten und dem Häuptling Kinde zur Kleidung zu gewähren.

Sobald Stanley auf dem Dorfanger sich zeigte, war er bald von einem bunt gemischten Haufen von Männern, Weibern und Kindern, alle ebenso schmutzig und häßlich wie gutherzig, umgeben, welche den weißen Mann wie ein Wundertier anstarrten. Kaum schienen ihm diese mit Ockererde beschmierten, übelriechenden, mit Fellstreifen, Knochenstücken oder Mäuseköpfen behängten Wesen in ihrer abschreckenden Häßlichkeit noch menschenähnlich zu sein — während sie von dem Europäer genau denselben Eindruck zu gewinnen schienen. Denn sie tauschten laut ihre Bemerkungen über ihn aus, fragten ihn neugierig nach dem Woher und Wohin und ließen nach jeder Antwort den langgedehnten Ausruf hören: „Wa — a — a — antu!“* Dann ließen die Weiber vor Erstaunen den Unterkiefer tief herabhängen, betrachteten den Fremden nachdenklich und riefen wieder: „Wa — a — a — antu!“

* Und das sind Menschen!

Die Dorfjugend indes gab ihrem Erstaunen durch allerhand groteske Bewegungen Ausdruck, einige hüpfen auf einem Beine herum, andere steckten den Daumen in den Mund oder klatschten sich auf die hintere Seite der Schenkel, bis einer dieser ungebärdigen jugendlichen Tänzer über eine schwere Stange stolperte, welche an einen Baum angelehnt war. Die Stange fiel um und gab einem von Stanleys Leuten einen derben Schlag auf den Kopf. Sofort hörte man die Weiber ein Geschrei so echten Mitleids ausstoßen und ihre Gesichter drückten ein so lebhaftes Mitgefühl mit dem verletzten Manne aus, daß sie jetzt in ihrer herzlichsten und thätigen Theilnahme Stanley fast schön erschienen.

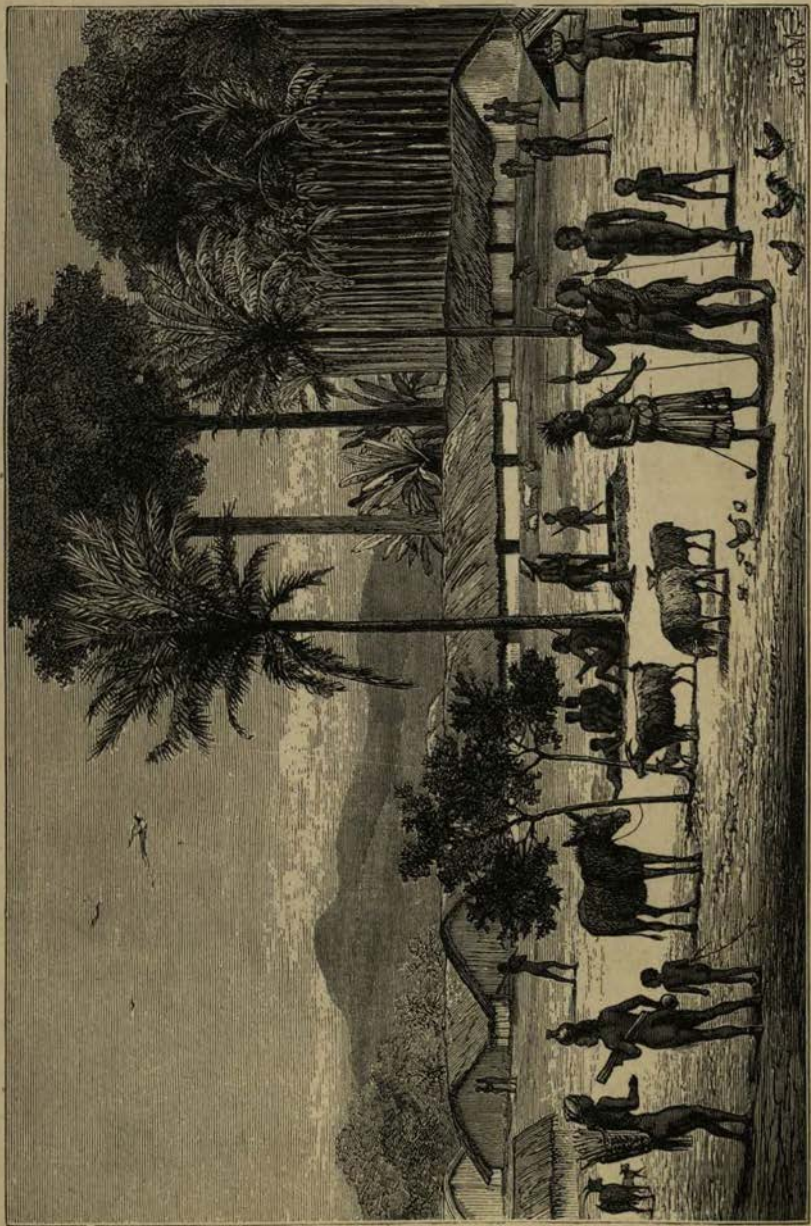
Und als es zum Abschied ging, da beluden der Häuptling und seine Unterthanen ihre Gäste mit reichen Geschenken an Bananen, Hühnern, Mais und Palmwein, geleiteten sie weit über den Bezirk des Dorfes hinaus und schieden endlich von Stanley mit der Versicherung, daß sie, wenn er zufällig durch ihr Land zurückreisen sollte, sich alle Mühe geben würden, den zweiten Besuch in Uhombo ihm noch viel angenehmer zu machen, als der erste gewesen wäre.

Ein Tagemarsch führte von hier nach Manjema. Als bald trat an die Stelle der kegelförmigen Hütten die viereckige Hütte mit einem sanft abfallenden Dache aus Ratten und Flechtwerk. An Stelle der langbeinigen, hageren Ziege erschien eine kurzbeinige, dicke Abart. Hier zuerst kamen die grauen Papageien mit karmesinroten Schwänzen in Schwärmen vor, hier wurde zuerst das heisere Knurren des wilden und scheuen Soko* gehört.

Von der Wasserscheide des Qualaba an stieg in allmählicher Zunahme die Pracht der Natur. In stufenweisem Fortschritte entfaltete sie je weiter nach Westen um so mehr ihre seltensten Schönheiten, ihren Reichtum und ihre üppige Verschwendung. An den Westabhängen des Goma-Gebirges streute sie mit freigebiger Hand ihren Überfluß an Früchten aus, und an den Ufern der Gewässer entlang verschwendete sie mit wilder Üppigkeit fast allzu reichlich ihre Gaben. Um die Felsen sind Kränze von Schlingpflanzen gewunden, die Baumstämme mit Moos drapiert: alles prangt in den glühendsten Tönen von Grün.

Es sind die Goma-Berge, denen Manjema seine Fruchtbarkeit

* Schimpanse, schwerlich Gorilla.



Dorf in Siamjema.

verdankt. Allein fast wirkt sie allzu kräftig. Die Gräser sind hart, sie schneiden und stechen wie Messer; das Schilfrohr ist zäh und wächst hoch wie Bambus; die Schlingpflanzen haben die Dicke und Länge von Kabeln; die Dornen sind Angelhaken von Stahl; die Bäume schießen zu einer Höhe von hundert Fuß empor. Das Wild bleibt ungestört, denn einen Schritt vom Pfade befindet sich der Jäger bis über den Kopf in dickem, steifem, unnachgiebigem Grase. Die Wälder sind voll dichter Gebüsche, durch verwirrtes, unzugängliches Unterholz unwegsam.

961788 — 931923

Durch hohe Forsten, an den Kämmen bewaldeter Höhenzüge entlang, hinunter in die Tiefe enger, düsterer Thäler und wieder hinauf zum Tageslicht und zur Fernsicht auf sich lang hindehnende, zackige Gebirge und großartige Waldungen ging der Marsch nach dem Hauptorte von Manjema, Ka-Bambarre, wo Livingstone, bevor ihn Stanley in Ubschidschi fand, sich mehrere Monate aufgehalten hatte.

Unter einer Palme saß Stanley mit dem Häuptling des Dorfes auf Matten. Sie sprachen von Livingstone. Neugierig standen die Eingebornen in Scharen herum.

„Kanntet Ihr“, fragte der Häuptling, „den alten weißen Mann? War er Euer Vater?“

„Er war nicht mein Vater, aber ich kannte ihn gut.“

„Nun, hört ihr das?“ wandte der Häuptling sich an seine Leute.

„Er sagt, er habe ihn gekannt. War er nicht ein guter Mann?“

„Ja, sehr gut.“

„Da habt Ihr recht. Er war gut gegen mich und errettete mich mehrmals von den Arabern. Die Araber sind hartherzige Menschen, und oft pflegte er zwischen sie und mich zu treten, wenn sie hart gegen mich waren. Er war ein guter Mann, und meine Kinder hatten ihn lieb. Ich höre, daß er tot ist?“

„Ja, er ist tot.“

„Wo ist er hingegangen?“

„Oen Himmel, mein Freund“, sagte Stanley, nach oben zeigend.

„Ah!“ erwiderte jener atemlos nach oben blickend, „ist er denn von oben herabgekommen?“

„Nein; aber gute Menschen, wie er, kommen in den Himmel, wenn sie sterben.“

Im ganzen Dorfe wurde Livingstones Andenken in Ehren ge-

halten. Man sprach oft mit Stanley über ihn und zeigte diesem das Haus, in welchem der greise Forscher lange Zeit gewohnt hatte.

Stanley fand an den Bewohnern von Manjema nichts, was den schrecklichen Ruf, in dem sie bei den Wangwana standen, gerechtfertigt hätte. Ihr Aussehen unterschied sie sehr vorteilhaft von dem groben Negertypus der Wahombo und näherte sie den Waganda. Sie benahmen sich ganz freundlich und gestatteten den Fremden den freien Gebrauch ihrer Wohnungen. Eine Anzahl begleitete die Karawane und trug sogar sehr bereitwillig Lasten. Mehrere boten zur Anwerbung sich an. Andere freilich wieder flohen in die Wälder und versuchten ans Verstecken in dem Ge-



Bewohner von Manjema.

büsche oder hinter großen Bäumen hervor die Fremden anzugreifen.

Einer kleinen Schar von Reisenden gegenüber sind sie freilich wilde und mordgierige Kannibalen, und jeder erschlagene Mensch liefert den Waldbewohnern von Manjema das Fleisch zu einem gräßlichen Mahle.

Der Marsch ging durch das waldreiche, aber dicht bevölkerte Land an einer Bergkette hin, welche den Nordrand des Thales des Luama begrenzt. Das Thal selbst erschien wie eine weite, wogende Fläche grasbewachsener Dünen.

Langsam stieg der Zug zu dem Kamme eines niedrigen Bergrückens hinauf: plötzlich lag vor aller Augen, blaßgrau von

Farbe, 1300 Meter breit, der gewaltige Luataba.* Es war die Stelle, wo der majestätische Strom den Luama aufnimmt. Zwei oder drei Inseln, im frischesten Grün der Bäume und des Schilfgrases prangend, unterbrachen die weite Wasserfläche, während jenseits derselben ein ansehnliches Gebirge den Hintergrund abschloß.

Mit lautem Freudengeschrei wurde der gewaltige Strom begrüßt: man rastete auf der Anhöhe, um sich der Aussicht zu erfreuen.

Das große Geheimnis des Flusses harpte jetzt seiner Enthüllung. Etwas weiter stromab in Njangwe hatte Livingstone und später Cameron sehnsüchtig auf ihn hinabgeschaut, ohne den Schleier, der seit Jahrtausenden über seinem Laufe lag, lüften zu können: würde es Stanley gelingen? oder würde auch er wieder umkehren müssen wie Livingstone, oder wieder ablenken von dem Strome wie Cameron? — —

Ein Sänger aus Unjamwezi gab mit Stentorstimme der Freude über den Anblick des endlich erreichten Stromes begeistertem Ausdruck, während Männer, Frauen und Kinder in lautem Chorgesange einstimmten.

Über Berg und Thal ging es nun in freudig erregtem Schnellschritt vorwärts. Am folgenden Tage wurde eine breite, unbewohnte Ebene durchschritten und die arabische Handelsfactorci Tubanda erreicht, bevor noch irgend jemand etwas von dem Nahen der Karawane bemerkt hatte.

Bald jedoch erschienen die erstaunten Araber, um Stanley zu begrüßen und ihm Quartiere anzubieten.

Der letzte, der kam, war Hamed bin Mohammed, genannt Tippu-Tib, der Cameron von Njangwe eine Strecke südwärts begleitet hatte, weithin bekannt und berutigt. Er war ein großer, schwarzbartiger Mann mit negerartiger Hautfarbe, in der Blüte seiner Jahre, von straffer Haltung und lebhaft in seinen Bewegungen, ein wahres Bild der Energie und Stärke. Sein Gesicht war schön und intelligent, in seinen Augen zeigte sich ein nervöses Zucken, seine Zähne waren glänzend weiß.

Ein zahlreiches Gefolge junger Araber, welche ihren Befehls-

* Durch Araber und Wangwana entfliet aus Kuarowa, wie der Fluß in Manjema heißt.

haber in ihm erblickten, umgab ihn, und ihm folgte eine Schar Wangwana und Wanjamwezi, die er Tausende von Meilen weit durch Afrika mit sich geführt hatte. Er war sorgfältig in seinem Außern, seine Kleider waren von reinsten Weiße, sein Fes neu, um seinen Leib war ein kostbarer Seidenschawl geschlungen, sein Dolch glänzte von feinen Silberdrahtverzierungen. Seine gesamte Erscheinung war die eines arabischen Gentleman.

Mit dem würdevollen Benehmen eines feingebildeten Arabers hieß er Stanley willkommen und ließ sich auf Matten und Polsterkissen Stanley gegenüber nieder.

Stanley betrachtete ihn aufmerksam und gewann die Überzeugung, daß dieser Araber ein bedeutender Mensch sein müsse, wohl der bedeutendste, dem er bisher sowohl unter den Arabern wie unter den Mischlingen in Afrika begegnet wäre.

Am meisten war Stanley begierig zu erfahren, warum Cameron seinen Reiseplan aufgegeben habe. Wer konnte besser als diese Araber ihm darüber Aufschluß geben? Es sei geschehen, erzählte einer derselben, weil er keine Canoes hätte erhalten können, und weil die Eingebornen in den Wäldern gegen Fremde stets die stärkste Abneigung zeigten. Außerdem hätten Camerons Leute sich entschieden geweigert, setzte Tippu-Tib hinzu, dem Laufe des Stromes weiter zu folgen, da niemand wisse, wohin er fließe.

„Auf dieselbe Weise“, fuhr er dann fort, „ist, wie man mir sagt, der alte Mann Daoud Liviston an dieser Fahrt verhindert worden. Der alte Herr mühte sich mit allen nur möglichen Versuchen ab, die Araber dazu zu bringen, ihm Canoes zu leihen. Aber Muini Dugumbi schlug ihm dies aus dem Grunde ab, weil er sich in den Tod stürzen würde. Cameron bat auch um Canoes und bot hohe Preise für dieselben, aber Dugumbi wollte sich nicht überreden lassen, da er es ablehnte, von dem britischen Consul in Zanzibar für die Unglücksfälle, welche Cameron zustoßen könnten, verantwortlich gemacht zu werden. Einige von seinen Begleitern hatten wohl, wie ich glaube, Lust zu der Reise, aber andere beharrten entschlossen bei ihren Einwendungen gegen die Flußfahrt und intrigüierten in jeder Nacht mit den Arabern, um den Plan ihres Herrn zu vereiteln. Ich machte ihm nachher das Anerbieten, ihn für eine Summe Geldes bis an den Sankuru-Fluß zu bringen, vorausgesetzt, daß er mir eine schriftliche Bescheinigung ausstelle, ich hätte ihn nur auf seine Bitte dorthin geführt, und daß er mich

für den Fall eines Kampfes mit den Eingebornen von aller Verantwortlichkeit freispreche. Er lehnte aber diese Reise ab.“

Das war eine deutliche Darlegung der Schwierigkeiten, welche sich Stanley für seinen weiteren Weg entgegenstellen würden. Wie sollte er vor allem seine Begleiter in mutiger Stimmung erhalten? Wie sich den Beistand der Araber sichern?

„Ich nehme an, Tippu-Tib“, sagte er nach einigem Besinnen, „daß Sie, nachdem Sie dem andern Weißen Ihren Beistand angeboten haben, nichts dagegen einzuwenden haben werden, mir diesen Beistand für dieselbe Summe zu gewähren.“

„Darüber bin ich noch nicht im klaren“, erwiderte mit einem Lächeln der Araber. „Ich habe jetzt nicht viele Leute bei mir.“

„Wie viele Leute haben Sie bei sich?“

„Vielleicht dreihundert, oder wir wollen sagen zweihundert und fünfzig.“

„Das wäre ja eine großartige Eskorte, welche, geschickt geleitet, wohl genügen dürfte, um uns vollkommenen Schutz zu gewähren.“

„Ja, mit Ihrer Gesellschaft zusammen würde sie eine ganz ansehnliche Heeresabteilung bilden; aber was sollte dann werden, wenn ich allein zurückkehren müßte? Wenn die Eingebornen dann nur meine eigene kleine Streitmacht sähen, würden sie sagen: «Diese Leute sind im Gefecht gewesen; die Hälfte von ihnen ist getötet worden, weil sie kein Elfenbein bei sich führen; laßt uns allen den Garaus machen!» Ich kenne diese Wilden sehr gut, mein Freund, und ich versichere Ihnen, daß sie so denken würden.“

„Aber, lieber Freund“, wandte Stanley ein, „bedenken Sie doch, wie es mir ergehen würde, wenn ich mit dem ganzen Kontinent vor mir nur von meiner kleinen Schar beschützt werden sollte!“

„O ja! Wenn ihr Weißen solche Lust habt, euer Leben wegzuworfen, so ist dies doch kein Grund, daß wir dasselbe thun sollten. Wir reisen so allmählich, um uns Elfenbein und Sklaven zu verschaffen, und sind Jahre lang damit beschäftigt — es sind nun neun Jahre her, seit ich Zanzibar verlassen habe — aber ihr Weißen, ihr seht euch nur nach Flüssen und Seen und Bergen um, und ihr vergeudet euer Leben ohne Grund und ohne Zweck. Seht euch doch den alten Mann, den Daoud Liviston, an, der in Visa starb! Was hatte er denn jahraus jahrein zu suchen,

bis er so alt wurde, daß er nicht weiterreisen konnte? Er hatte kein Geld, denn er hat niemals irgend einem von uns etwas gegeben; er kaufte weder Elfenbein noch Sklaven, und dennoch reiste er weiter, als irgend einer von uns, und wozu?“

„Ich weiß, daß ich kein Recht zu dem Verlangen habe, daß Sie Ihr Leben für mich aufs Spiel setzen sollen. Ich wünsche nur, daß Sie mich auf einer sechzig-tägigen Reise begleiten mögen; danach überlassen Sie mich meinem Schicksale. Wenn eine sechzig-tägige Reise noch zu lang ist, so wird die halbe Entfernung allenfalls auch genügen. Alle meine Besorgnisse beziehen sich ganz allein auf meine Leute. Sie wissen, daß Wangwana sich leicht von der Furcht beherrschen lassen. Aber wenn sie hören, daß Tippu-Tib sich mir angeschlossen hat, und im Begriffe steht, mich zu begleiten, so werden sie alle Löwenmut haben.“

„Nun wohl, ich will heute Abend darüber nachdenken und mit meinen Verwandten und vornehmsten Leuten ein Schauri halten, und morgen Abend wollen wir zu einer zweiten Unterredung zusammenkommen.“

Am nächsten Abend, ungefähr um 8 Uhr, erschien Tippu-Tib mit seinem Better und einigen andern Arabern bei Stanley, um die Besprechung fortzusetzen. Nach den gewöhnlichen höflichen und ceremoniösen Begrüßungen wurde Stanley ersucht, seinen Reiseplan mitzuteilen.

„Ich möchte gern“, erwiderte er kurz, „den Fluß auf Canoes hinunterfahren bis zu der Stelle, wo er sich ganz und gar entweder nach Westen oder nach Osten wendet.“

„Wie viele Tagereisen zu Lande würde dies ausmachen?“ fragte Tippu-Tib.

„Das weiß ich nicht. Wissen Sie es?“

„Nein; ich bin wirklich nie nach jener Richtung gereist. Aber ich habe hier einen Mann, der weiter als alle gekommen ist.“

„Wo ist er?“

„Sprich, Abed bin Dschumah“, wandte sich Tippu-Tib an einen seiner Begleiter. „Was weißt du von diesem Strome?“

Der Araber ergriff, dieser Aufforderung Folge leistend, das Wort und sagte: „Ja, ich kenne alles, was den Fluß betrifft, Gott sei Dank!“

„Nach welcher Richtung fließt er, mein Freund?“

„Er fließt nach Norden.“

„Und dann?“

„Er fließt nach Norden.“

„Und dann?“

„Immerfort nach Norden.“

„Nun wohl, mein Freund, sage mir doch, wohin er fließt, nachdem er den Norden erreicht hat?“

„Ei, Meister“, erwiderte der Araber, indem er sanft über diese, wie ihm schien, schwerfällige Auffassung des Weißen lächelte, „hab' ich es Ihnen nicht gesagt, daß er nach Norden fließt und immer weiter nach Norden, und daß das kein Ende hat? Ich glaube, er erreicht endlich die Salzsee, wenigstens sagen dies einige meiner Freunde.“

„Nun gut. In welcher Richtung liegt aber die Salzsee?“

„Das mag Gott wissen!“

„Ich glaubte, daß du mir gesagt hättest, du wüßtest alles, was den Fluß betrifft.“

„Ich weiß, daß er nach Norden fließt!“ sagte er in entschiedenem und spitzigem Tone.

„Wie hast du das erfahren?“

„Weil ich mit Mtagamojo über den Lualaba gesetzt und in das Land der Zwerge gegangen bin.“

„Wie viel Tagereisen ist es von hier bis zum Lande der Zwerge?“

„Ungefähr neun Monate.“

„Und liegt das Zwergland in der Nähe des Lualaba?“

„Es liegt nicht fern von ihm.“

„Könntest du mir mit der Hand die Richtung des Lualaba in der Nähe des Landes der Zwerge anzeigen?“

„O ja; es liegt dorthin“, sagte Abed bin Dschumah, mit der Hand in der Richtung nach Nord zum West zeigend.

„Wie sehen denn die Zwerge aus? Erzähle uns doch die Geschichte deiner Reise mit Mtagamojo.“

Er räusperte sich, brachte sein weißes Kleid in Falten und begann:

„Mtagamojo ist ein Mann, der nicht weiß, was Furcht ist. Bei Gott! er ist so kühn wie ein Löwe. Als er den Arabern und Wangwana in Njangwe ankündigte, daß er im Begriffe stehe, so weit als möglich vorwärts zu gehen, um Elfenbein aufzutreiben, da waren wir natürlich alle der Meinung, daß, wenn uns irgend

ein Mensch zu neuen Elfenbeinmärkten führen könne, dies Mtagamojo sei. Viele der jüngsten Araber machten sich reisefertig, um ihn zu begleiten, und wir alle sammelten unsere bewaffneten Sklaven und folgten seiner Spur.

„Wir kamen zuerst nach Uregga, einem Waldlande, wo es nichts giebt als Wälder, große Waldungen Tage und Wochen und Monate lang. Die Wälder nahmen gar kein Ende. Die Bewohner wohnten von Wäldern umgeben. Fremde waren selten da gewesen, ehe sie uns zu sehen bekamen. Wir zogen wenige Tage still und ruhig durch das Land; dann aber kam es zu Kämpfen. Einen Tag nach dem andern hatten wir zu kämpfen. Es sind furchtbare und verwegene Kerle. Jeden Tag verloren wir Leute. Jeder der unserigen, welcher fiel, wurde aufgeessen. Sie pflegten sich hinter dichtem Gebüsch zu verstecken, sodaß wir sie nicht sehen konnten, und ihre Pfeile waren vergiftet.

„Wir hielten ein Schauri. Einige stimmten für den Rückzug, denn wir hatten viele Leute verloren. Aber Mtagamojo wollte nichts davon hören. Er sagte, die Heiden sollten ihn nicht vertreiben.

„Nun gut; wir beschloffen also über den Qualaba zu setzen und weiter zu ziehen. Aber es wurde immer schlimmer. Endlich kamen wir, noch 290 Flinten stark, in das Land Kima-Kimas. Kima-Kima erzählte uns von dem Lande der kleinen Leute, wo es Elfenbein in solchem Überflusse gäbe, daß wir einen Zahn für eine einzige Kauri-Muschel erhalten könnten. Ihr wißt, Meister, daß, wenn wir Araber hören, daß es Elfenbein irgendwo in Masse giebt, für uns kein Halten mehr ist. O! wir brachen sofort auf und gelangten in das Land der Wakuna. Unter den Wakuna, welche selbst große, starke Menschen sind, sahen wir ungefähr sechs oder sieben von den Zwergen, die sonderbarsten Geschöpfe, welche auf Erden leben, gerade eine Elle groß, mit langen Bärten und dicken Köpfen.

„Die Zwerge thaten eine Menge Fragen an uns, wo wir herkämen, wohin wir gehen wollten, und wonach wir Verlangen trügen. Wir lachten bei ihrem Anblick, denn sie schienen uns muntere, kleine Teufel zu sein. Sie erzählten uns, daß es in ihrem Lande so viel Elfenbein gäbe, daß wir nicht Leute genug hätten, um es fortzutragen, aber daß sie sehr begierig wären, zu erfahren, wozu wir es brauchen wollten. Ob wir es denn äßen?

„Nein.“ „Wozu denn sonst?“ „Wir verkaufen es an andere, welche Zaubermittel daraus machen.“ „O! was wollt ihr uns geben, wenn wir euch das Elfenbein zeigen?“ „Wir wollen euch Kauris und Glasperlen geben.“ „Gut, so kommt mit uns!“

„Wir reiseten sechs Tage und kamen dann in das Grenzdorf ihres Landes. Hier mußten wir einige Tage warten, bis uns der König erlaubte, nach seinem Dorfe zu kommen. Es war nur eine einzige lange Straße, müßt Ihr wissen, mit Häusern, welche sich zu beiden Seiten weithin erstreckten. Der König war freundlich und überließ uns einen Teil des Dorfes zu unserer Wohnung. Am nächsten Tage war er nicht so freundlich, verkaufte uns aber Elfenbein in Menge. In wenigen Tagen hatten wir ungefähr 400 Elefantenzähne zusammen, soviel als wir nur tragen konnten. Nun hielten wir es für das geratenste, sogleich die Rückreise anzutreten. Allein der König sagte zu unserm Erstaunen — er war nicht länger als mein Bein — daß er uns die Erlaubnis zur Abreise nicht gebe. „Warum nicht?“ fragten wir. „Weil dies mein Land ist, und ihr nicht eher weggehen sollt, als bis ich es sage.“ „Aber unsere Geschäfte sind beendet; wir wünschen nicht noch irgend mehr zu kaufen.“ „Ihr müßt alles Elfenbein kaufen, was ich herbeigeschafft habe; ich brauche mehr Kauris.“ Und dabei knirschte er mit den Zähnen und sah genau so aus wie ein wilder Affe.

„Mtagamojo lachte ihn aus, denn er war sehr possierlich, und sagte ihm, daß wir doch würden wegreisen müssen, weil wir viele Freunde hätten, die auf uns warteten. Der König aber sagte: „Ihr dürft nicht aus meinem Lande fort!“

„Wir hielten wieder ein Schauri und beschloßen, das Land innerhalb zwei Tagen zu verlassen. Während wir aber noch zusammen saßen, stürzten die Wangwana unseres Zuges herein und riefen: „Die Zwerge rücken aus allen Dörfern in ungeheurer Zahl gegen uns heran. Der Krieg ist da: macht euch fertig!“

„Es war für uns auch die allerhöchste Zeit. Wir hatten kaum unsere Gürtel umgelegt und unsere Flinten ergriffen, als auch die nichtswürdigen Zwerge schon ganze Wolken von Rohrpfeilen auf uns abschossen. Sie erhoben dazu ein kreischendes und gellendes Geschrei, gerade wie Affen. Viele unserer Leute fielen von dem Pfeilgift gleich tot nieder, ehe wir uns nur sammeln und auf sie schießen konnten. Und Mtagamojo! Er war überall und schwang mit beiden Händen sein großes Schwert und spaltete die

Zwerge mitten durch, wie man eine Banane zerschneidet. Und andere fochten ebenso tapfer wie Mtagamojo. Aber das konnte uns alles nichts nützen. Die Zwerge schossen von den Gipfeln der Bäume herab, sie krochen durch das hohe Gras bis dicht an uns heran und schossen uns ihre Pfeile ins Gesicht. Als Mtagamojo sah, daß sie uns so hart zusetzten, rief er laut: «Pallisaden! Pallisaden!» Sofort hieben wir Bananenbäume um, hoben Thüren aus den Angeln, rissen Häuser nieder, und bildeten so Verschanzungen an jedem Ende der Dorfstraße. Das schaffte uns etwas Ruhe. Wir feuerten jetzt mit mehr Überlegung und schlugen sie nach mehreren Stunden in die Flucht.

„Glaubt Ihr wohl, daß sie uns dann in Frieden ließen? Nicht im geringsten: eine frische Truppschar kam heran und setzte den Kampf fort. Mtagamojo teilte uns in zwei Abteilungen, von denen die eine die Verschanzungen zu bewachen hatte, während die andere sich zum Schlafen niederlegte. Aber die ganze Nacht hindurch ließ uns ihr gellendes Geschrei nicht zur Ruhe kommen; die ganze Nacht hörten wir ihre Pfeile sausen oder auf den Dächern und an den Pallisaden klappern. Ein paarmal versuchten sie auch die Verschanzungen zu erstürmen: wir hatten aber an jedem Ende zwanzig Musketen.

„Nun, das Gefecht dauerte die ganze Nacht hindurch und auch den ganzen nächsten Tag und die darauf folgende Nacht. Wir hatten aber kein Wasser. Da forderte Mtagamojo hundert Mann auf, ihm zu folgen, fünfzig mit Flinten und fünfzig mit großen Wassertöpfen. Mtagamojo war ein Löwe. Er hielt einen Schild vor sich empor, und nachdem er sich rings umgeblickt, rannte er geradeswegs in den nächsten Haufen hinein und ergriff zwei von den Zwergen; und wir folgten ihm und singen auch noch mehrere. Denn sie wollten nicht weglaufen, bis sie gesehen, was wir vorhätten. Dann ließen sie uns den Weg zum Wasser frei. Wir füllten unsere Töpfe und trugen die kleinen Teufel in die Verschanzung, und bemerkten nun erst, daß wir ihren König gefangen genommen hatten.

„Wir waren alle der Meinung, daß wir ihn töten mußten. Aber Mtagamojo wollte dazu seine Zustimmung nicht geben. «Tötet die andern», sagte er, und wir schnitten ihnen allen augenblicklich die Köpfe ab und schleuderten sie ihren Freunden entgegen. Aber der König wurde nicht angerührt.

„Darauf stellten die Zwerge die Feindseligkeiten ein: sie kamen an uns heran und riefen: «Sennene!* Sennene!» Wir schlossen mit ihnen Frieden, und sie sagten, daß wir unbelästigt abziehen dürften, wenn wir ihnen ihren König freigäben. Nach einer langen Beratung lieferten wir ihn aus. Aber der Krieg entbrannte nun schlimmer als je. Tausende kamen gegen uns herangezogen, und jeder von uns suchte, so viele von ihnen er nur konnte, totzuschießen. Wir kämpften wieder den ganzen Tag und auch noch die Nacht. Dann aber sahen wir, daß unser Pulvervorrat zu Ende ging; wir hatten nur noch zwei Fätschen.

„So ließen denn unsere Führer uns alle zusammentreten und erklärten, daß die einzige Rettung in einem nochmaligen Ausfall läge, und daß wir sie fangen und mit unseren Schwertern in der Weise töten sollten, wie es Mtagamojo gemacht hätte.

„In einer dichten Schar stürmten wir hinaus und liefen, den Kopf ganz niedergebeugt, direkt auf die Zwerge los. Als sie uns mit unsern breiten, langen, glänzenden Schwertern herauskommen sahen, liefen sie davon: aber wie Wölfe verfolgten wir sie mehrere Stunden lang. Viele töteten wir, sehr viele, denn sie konnten nicht so schnell laufen wie wir.

„Wir kehrten darauf in das Lager zurück, packten schnell unsere Sachen, namentlich auch die Hälfte unseres Elfenbeins zusammen und brachen sogleich nach dem Walde auf. Wir zogen bis in die Nacht hinein vorwärts und legten uns dann todmüde zum Schlafen nieder. Meister, mitten in der Nacht fielen sie wieder über uns her! In allen Richtungen hörte man ihre Rohrpfeile schwirren. Unser Pulver war bald verschossen. Wir warfen alles weg, nur unsere Flinten und Schwerter nicht, und liefen davon. Dann und wann hörten wir Mtagamojos Horn und folgten demselben. Aber viele waren durch Hunger und Wassermangel so geschwächt, daß auf der Flucht ihnen das Herz brach, und sie starben. Andere, die sich einen Augenblick zum Ausruhen niedergelegt hatten, wurden sogleich von den kleinen Teufeln umringt und getötet. Meister, von jener großen Menge Menschen, welche Njangwe damals verlassen hatte, Araber, Wangwana und Sklaven, kehrten nur dreißig in ihre Heimat zurück, und ich bin einer davon.“

* Friede!

„Gut, Abed“, sagte Stanley, „sahen Sie noch sonst etwas Wunderbares auf Ihrer Reise?“

„O ja! Es giebt ungeheuer große Riesenschlangen in dem Walde von Uregga, welche den vorüberziehenden Reisenden auflauern. Leoparden sind dort so zahlreich, daß man nicht weit gehen kann, ohne einen zu sehen. Sokos halten sich in den Wäldern auf: und wehe dem Manne, der ihnen dort einsam begegnet! Und dann sind die Waregga Kannibalen. Wenn Fremde nicht in sehr beträchtlicher Zahl kommen, lassen sie nie sie durch ihr Land ziehen. Eine Reise in Uregga ist nichts als ein beständiger Kampf. Erst vor zwei Jahren zog eine mit 300 Flinten bewaffnete Abtheilung dorthin; sie brachte nur 60 Flinten mit sich zurück und kein Elfenbein. Wenn jemand die Fahrt auf dem Flusse versucht, so giebt es dort Wasserfälle über Wasserfälle, welche die Canoes mit sich fortreißen und die Menschen ertränken. Eine Schar von dreißig Mann fuhr in drei Canoes eine halbe Tagereise weit von Njangwe den Strom hinab, als der alte weiße Mann Liviston gerade dort wohnte. Sie ertranken alle. Und das war der Grund, warum er nicht weiter vorwärts reiste. Hätte er dies gethan, so würde er aufgeessen worden sein. Denn was hätte er machen können? Ach, nichts! Meister, das Land ist böse, und die Araber haben es ganz aufgegeben. Sie wollen Reisen in jenes Land nicht mehr versuchen, nachdem sie schon dreimal es gewagt und so viel Menschen verloren haben.“

„Ihre Geschichte ist sehr interessant, Abed“, sagte Stanley, „und ein Teil davon ist, wie ich glaube, auch wahr. Denn der alte weiße Mann sagte mir dasselbe, als ich vor fünf Jahren in Udschidschi war. Dennoch möchte ich gern Tippu-Tibs Meinung hören.“

Hamed bin Mohammed gab, als Stanley sich so an ihn direkt wandte, den Arabern, welche mit gespanntester Aufmerksamkeit der Erzählung Abed bin Dschumahs zugehört hatten, ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen. Nur sein Vetter blieb zurück.

Darauf erklärte Tippu-Tib, daß er mit seinen Freunden und Verwandten sich gründlich über Stanleys Anerbieten beraten habe, daß diese sich jedoch seiner Teilnahme an einer so gefährlichen Reise entschieden widersetzten. Dennoch habe er sich, beseelt von dem Wunsche, Stanleys Pläne nicht vereitelt zu sehen, entschlossen, ihn auf die Entfernung von 60 Lagern, von denen jedes um einen

vierstündigen Marsch von dem nächsten entfernt sein solle, zu begleiten. Er verlange dafür 5000 Dollars (20 000 M.) und mache folgende Bedingungen:

Die Reise dürfe nicht länger als ein Vierteljahr dauern.

Während der Reise müsse auf je zwei Marschtage ein Rasttag folgen.

Nach den 60 Marschtagen müsse Stanley wieder mit ihm nach Njangwe zurückkehren. Träfe man aber bis dahin Händler von der Westküste, so sei es Stanley unbenommen, diesen sich anzuschließen, zwei Drittel seiner Leute aber müsse er dann Tippu-Tib behufs sicherer Rückkehr nach Njangwe mitgeben.

Sollte Stanley sich vor Vollendung der 60 Märsche zur Rückkehr entschließen, so dürfe er Tippu-Tib nicht dafür verantwortlich machen noch ihm von der ausbedungenen Summe etwas abziehen.

Auf diesen Punkten bestand der Araber fest, obwohl Stanley, allem Übrigen zustimmend, eine Abänderung des vierten Artikels verlangte, welcher allzu enge Beschränkungen ihm aufzulegen schien. Dagegen willigte Tibbu-Tib, wenngleich nach einigem Sträuben, in die Hinzufügung einer letzten Vertragsbestimmung, nach welcher er, wenn er die Reise aus Kleinmuth vor der vollständigen Ausführung der 60 Märsche aufgeben sollte, der ganzen Summe von 5000 Dollars und der Eskorte für die Rückreise verlustig gehen sollte.

„Indes“, schloß Stanley die Verhandlung, „die Sache ist nicht zu übereilen. Sie können Ihre Willensmeinung und ich die meinige noch verändern. Wir wollen uns beide zur sorgfältigen Erwägung der Sache noch vierundzwanzig Stunden Zeit nehmen. Morgen Abend soll unsere Übereinkunft fertig aufgesetzt vorliegen, oder es soll Ihnen gesagt werden, daß ich auf Ihre Bedingungen nicht eingehen kann.“

Stanley bedang sich diesen Aufschub, da er mit seinen Leuten sich vorher beraten und namentlich über Franks Meinung sich Gewißheit verschaffen wollte. —

Um 6 Uhr abends wurden in Stanleys Hause die Lampen angesteckt, nämlich einige mit Palmöl gefüllte Näpfschen, in denen baumwollene Dochte brannten. Es war die Nachtstunde, die Stunde für Kaffee und Pfeife, an der teilzunehmen Frank ein für allemal eingeladen war.

Als Frank eintrat, kochte der Kaffee. Der kleine Mabruki verrichtete den Dienst des Einschenkens. Der Tabaksbeutel, gefüllt

mit der vorzüglichsten Sorte Afrikas, lag bereit. Nabruki reichte die Tassen und ließ die beiden Europäer allein.

Es war die Stunde der Entscheidung.

„Nun, Frank, mein Sohn“, sagte Stanley, „setz dich. Ich stehe im Begriffe, mit dir eine lange und ernste Unterredung zu halten. Leben und Tod für dich wie für mich, ja für die ganze Expedition hängen von unserer heutigen Entschliessung ab.“

Darauf erinnerte er ihn an seine Fremde in der Heimat und wieder an die vor ihnen liegenden Gefahren, an die Trauer, welche sein Tod verursachen würde und wieder an die Ehren, mit welchen seine Erfolge begrüßt werden würden, an die leichte Rückkehr nach Zanzibar und wieder an die gefahrdrohenden Hindernisse, welche sich ihrer Weiterreise entgegenstellten, indem er das Für und Wider abwechseln ließ, ohne jedoch seine eigenen Gedanken irgendwie zu verraten.

Nach diesen einleitenden Worten fuhr er fort:

„Es liegt ohne Zweifel etwas Wahres jenen Schilderungen zu grunde, welche uns die Araber von der Wildheit der Völkerschaften machen, deren Gebiete wir, wenn wir weiter ziehen, zu durchschneiden haben würden. Livingstone würde, nachdem er an die viertausend Meilen weit gereist war und während seiner ganzen Lebenszeit Erfahrungen unter den Afrikanern gesammelt hatte, diesen tapfern Kampf ohne gewichtige Gründe nicht aufgegeben haben; Cameron würde einem so glanzvollen Felde der Forschung nicht den Rücken zugekehrt haben, wenn es nicht seine aufrichtige Meinung gewesen wäre, daß seine Begleiter doch nicht hinreichende Kraft besäßen, um den hartnäckigen Angriffen von zahllosen Tausenden wilder Menschen zu widerstehen. Aber während wir zugeben, daß in den Aussagen der Araber manches Körnchen Wahrheit liegt, so verleitet sie doch ihr unwissendes und zugleich abergläubisches Wesen zur Übertreibung aller ihrer Erlebnisse und Beobachtungen. Mehr als ein Duzend mal haben wir ihnen Unrichtigkeiten nachgewiesen. Immerhin haben ihre Berichte auf die Gemüthsstimmung der Wangwana und Wanjamwezi bereits einen starken Eindruck gemacht. Sie fangen jetzt schon an vor Furcht zu zittern, weil sie vermuten, daß ich mich mit dem Plane einer Reise in die Kannibalenländer jenseits Njangwe beschäftige. An dem Tage, wo wir den Vorschlag machen, eine Reise dorthin zu unternehmen, werden wir keine Expedition mehr haben.“

„Andererseits hege ich das Vertrauen, daß, wenn ich imstande bin, mit der vollzähligen Expedition Njangwe zu verlassen und nur so weit vorzurücken, daß eine Strecke des Landes der Wilden unsere Reisegefährten von Njangwe trennt, ich auch brave Männer aus ihnen werde machen können. Zu diesem Zwecke stehe ich mit Tippu-Tib in Unterhandlungen. Wenn ich mit ihm ein Arrangement treffen und Njangwe ohne so empfindliche Verluste, wie wir durch die Desertionen in Udschidschi erlitten haben, verlassen kann, so hege ich die feste Überzeugung, daß ich meine Leute zu jedem Wagnis, bei welchem ich selbst mit ihnen gehe, werde begeistern können. Denn ein guter Kern liegt in ihnen.

„Die Schwierigkeit des Transports aber ist ungeheuer groß. Wir werden in Njangwe keine Canoes erhalten können. Livingstone konnte dies auch nicht. Ebenso versuchte es Cameron vergebens. Ohne Zweifel wird es auch mir mißlingen. Ich werde es daher gar nicht versuchen, mir irgend welche zu verschaffen. Wohl aber können wir alle Arte, welche wir von hier bis Njangwe nur zu sehen bekommen, aufkaufen und alle Hände beschäftigen, um uns selbst Canoes anzufertigen, wosern wir nicht, mit Tippu-Tib über Land diesseits des Lualaba reisend, durch einen Volksstamm kommen, der seine Canoes uns verkaufen will. Borräte haben wir noch auf längere Zeit ausreichend, und in Njangwe werde ich noch mehr einkaufen.

„Was ich nun von dir zu hören wünsche, Frank, das ist deine Meinung über das, was wir jetzt thun sollen.“

Frank hatte seine Antwort schnell bereit:

„Ich sage, gehen Sie vorwärts!“

„Denke reiflich darüber nach, mein lieber Kamerad, sei nicht zu hastig. Tod und Leben hängt von unserer Entscheidung ab. Glaubst du nicht, daß wir auch nach Osten von Camerons Route Forschungen anstellen könnten?“

„Aber es kommt doch nichts diesem großen Strome gleich!“

„Was sagst du zu den großen Seen, zu jener ganzen Gegend bis hinab zum Zambezi?“

„O ja, das ist ein ganz schönes Feld für Forschungen, und vielleicht würden die Eingebornen dort nicht so wild sein. Glauben Sie?“

„Dennoch würde dasselbe, wie du eben sagtest, im Verhältnis zu dem großen Strome nichts sein. Ganze Tausende von

Fahren ist derselbe nun unablässig Hunderte von Meilen weit nach Norden geflossen, ohne daß jemand je nur ein Wort über ihn vernommen hätte.“

„Laßt uns dem Strome folgen!“

„Dennoch bedenke dieses noch einmal, mein Freund. Fasse alle diese treuen Gefährten ins Auge, deren Leben von dem entscheidenden Worte abhängt, das wir aussprechen. Denke an unser eigenes Leben. Warum sollten wir das Leben aller dieser Leute um eitlen Ruhmes willen aufs Spiel setzen? Thäten wir nicht besser, die Gegend nordöstlich von hier zu durchforschen, bis wir den Muta Nzige erreichen, darauf jenen See zu umschiffen und uns wieder nach Uganda durchzuschlagen, von wo aus wir dann über Ragehji nach Zanzibar zurückkehren könnten?“

„Das würde ein tüchtig Stück Arbeit werden, wenn wir es ausführen könnten.“

„Aber, wenn du ernstlich darüber nachdenkst, Frank, dieser große Strom ist auch ein würdiger Gegenstand, ein großes Objekt, für unsere Forschungen. Livingstone hat ihn zuerst erblickt, und es hat ihm fast das Herz gebrochen, sich von ihm wieder abwenden und ihn als ein großes Geheimnis zurücklassen zu müssen. Stelle dir dabei vor, wie wir, nachdem wir uns Canoes gekauft oder gebaut haben, Tag für Tag den Strom hinunterfahren, entweder nach dem Nil oder nach irgend einem weit ausgedehnten See im fernen Norden oder nach dem Kongo und dem Atlantischen Ocean! Denke, welchen Segen unsere Reise Afrika bringen kann. Dampfschiffe von der Mündung des Kongo nach dem Bangweolo-See im fernen Süden von hier, an dessen Ufer Livingstone gestorben ist, und nach all den großen Flüssen, die sich in diesen See ergießen!“ —

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Herr. Lassen Sie uns eine Münze dreimal in die Höhe werfen, und zwei gleiche Würfe mögen dann entscheiden.“

„So wirf denn zu, Frank!“

„Kopf für den Norden und den Qualaba, Schrift für den Süden.“

Frank stand mit strahlendem Gesichte auf; er warf die Münze hoch empor; sie fiel auf den Boden.

„Was liegt oben?“

„Schrift, Herr Stanley!“ sagte Frank mit einem seine entschiedene Mißbilligung ausdrückenden Gesichte.

„Wirf noch einmal.“

Er warf die Münze wieder, und abermals lag „Schrift“ oben; und so gewann Schrift sechsmal hintereinander.

Es wurde nun ein Versuch mit ungleich langen Strohhalmen gemacht, die kurzen für den Süden, die langen für den Fluß Lualaba. Aber wieder wurden die Erwartungen getäuscht. Denn Frank zog beharrlich die kurzen Halme.

„Das hat keinen Zweck, Frank. Wir wollen unserm Geschieße trotz «Schrift» und Strohalm kühn die Stirn bieten. Mit deiner Hülfe, mein lieber Kamerad, will ich dem Laufe des Stromes folgen.“

„Herr Stanley, seien Sie meinethwegen ohne Besorgnis. Ich werde Ihnen stets zur Seite stehen. Die letzten Worte meines teuren, alten Vaters waren: «Hänge deinem Herrn fest an!» Und hier ist meine Hand, teurer Herr, Sie sollen nie Ursache haben, an mir zu zweifeln.“

„Gut, so werde ich denn vorwärts gehen. Ich werde den Kontrakt mit Tippu-Tib zum Abschlusse bringen. Denn wenn die Wangwana sehen, daß er uns begleitet, so werden sie vielleicht einwilligen, mir zu folgen. Wir können auch noch andere in Njangwe anwerben. Wenn dann die Eingebornen uns in Frieden durch ihre Länder ziehen lassen sollten, um so besser; wenn nicht, so sagt unsere Pflicht: Immer vorwärts!“ —

So wurde denn der Kontrakt mit Tippu-Tib aufgesetzt und von beiden Parteien und ihren Zeugen unterzeichnet. Dann wurden die Wangwana-Führer herbeigerufen, und ihnen angekündigt, daß Tippu-Tib mit 140 Musketieren und 70 Wanjamwezi-Speerträgern die Expedition auf eine Strecke von 60 Lagern geleiten würde. Würde dann keine Hoffnung sein, andern Händlern zu begegnen, so würde man mit ihm nach Njangwe zurückkehren. Würde man aber bis dahin portugiesischen oder türkischen Händlern begegnen, so würde ein Teil der Expedition mit diesen die Reise fortsetzen, der Rest aber würde mit Tippu-Tib nach Njangwe zurückziehen.

Die Anführer nahmen diese Ankündigung sehr günstig auf. Und am folgenden Morgen verließ die Expedition in froher und mutiger Stimmung das Dorf. Unterwegs bemerkte Stanley zwischen seinen Leuten manche fremde Gesichter, die am Abende vor seinem Zelte erschienen und dringend um die Erlaubnis baten, dem Zuge sich anschließen zu dürfen: so günstig hatte die Nachricht von dem

Kontrakte mit Tippu-Tib auf die Eingebornen gewirkt. Ihre Namen wurden in die Mustervolle der Expedition eingetragen.

Der Marsch ging in nordwestlicher Richtung durch ein schönes, wellenförmiges Land, das aber entvölkert war und allenthalben Ruinen von Dörfern zeigte. Zur Rechten begrenzten die Ausläufer des Gebirges von Manjema den Horizont. Nach Westen erstreckte sich welliges Grasland bis an den Qualaba hin. Aber das Gras glück in diesem äußerst fruchtbaren Lande jungen Bambusstauden, deren Stengel drei Centimeter dick und fast drittehalb Meter hoch waren, und wuchs dichter als das üppigste Kornfeld.

Noch war die Expedition eine Meile von Njangwe entfernt, als schon von dort her einige Araber ihr entgegenkamen, um sie zu begrüßen, alle in fleckenlos weiße Gewänder gekleidet, mit einem karmesinroten Fes auf dem Kopfe; eine Schar Wangwana begleitete sie. Es war der Scheikh Abed bin Salim mit seinem Gefolge.

Von diesen geleitet marschierte in geschlossenen Gliedern die Expedition in Njangwe ein.



Kopf oder Schrift.

Zwölftes Kapitel.

Durch den Urwald von Uregga.

Der Qualaba. — Njangwe. — Der Markt. — Muini Dugumbi und Mtagamojo. — Scheich Abed bin Salim und Mohammed bin Sayid. — Musterung. — Abmarsch von Njangwe. — Im Urwalde. — Tippu-Tibs Ruttlosigkeit. — Unter den Kannibalen von Kampunzu. — Das Lager am Livingstone.

Der äußerste Ort in westlicher Richtung, in dem arabische Händler, von Zanzibar kommend, sich niedergelassen haben, ist Njangwé. Am rechten Ufer des Qualaba liegt die Ortschaft auf dem Rande eines rötlichen Uferwalles, welcher sich um etwa 12—13 Meter über den Strom erhebt.

Granbraun wälzt der Qualaba, 1200 Meter breit, von mehreren Inseln durchteilt, seine Wasser gerade nordwärts an dem steilen Ufer vorüber, Baumstämme und große Massen von Wasserpflanzen mit sich führend. Während der Regenzeit allein füllt er sein gewaltiges Bett ganz aus; die Niederungen seines westlichen Ufers weithin überschwemmend, steigert er dann die Breite seiner Wassermassen Njangwe gegenüber auf mehr als eine halbe Meile.

Die Stadt besteht aus zwei Quartieren. Diese trennt eine breite Bodensenkung, welche, von einem schlammigen Flüsschen bewässert, mit Reisplantungen bebaut ist. Den Mittelpunkt des nördlichen Quartiers bildet die Niederlassung Muini Dugumbis. Um ihn herum wohnen seine Freunde, deren Familien und Sklaven, im ganzen etwa 300 Häuser. Das Südquartier dagegen, meist von

Wangwana bewohnt, gruppiert sich um die Niederlassung Scheith Abed bin Salims.

Zwischen diesen beiden arabischen Handelsherren besteht große Eifersucht. Jeder von ihnen trachtet danach, von den Eingebornen als der vermögendere und mächtigere anerkannt zu werden: Dugumbi, ein roher, gemein denkender Greis, halb Araber, halb Neger; Scheith Abed, ein schlanker, magerer Mann mit weißem Bart, von patriarchalischem Aussehen, aber engherzig und abergläubisch, ein eifriger Muselman.

Wo sich nur Araber in Afrika ansiedeln, da versuchen sie auch die Gemüse- und Obstarten einzuführen, welche auf ihrer



Njangwe, vom Flusse aus gesehen.

geliebten Insel Zanzibar gedeihen. So kultivieren sie in Njangwe Ananas, Granatäpfel und den Melonenbaum. Reis liefert sehr reiche Erträge. Der Zwiebelanbau jedoch will ihnen hier nicht glücken. Bananen und Pisang sind im Lande einheimisch.

Abwechselnd mit einigen Orten der Umgegend wird in Njangwe regelmäßig alle paar Tage Markt gehalten. Dann kommen früh morgens auf dem Flusse von allen Richtungen her Canoes mit Leuten herbei, welche Töpferwaren, Palmöl, Fische, Federvieh, Mehl, Salz, Rattun, Sklaven, kurz alle Erzeugnisse des Landes zum Verkaufe bringen.

Sind die Canoes ans Land gezogen, so nehmen die Männer ihre Ruder über die Schultern und schlendern langsam nach dem

Marktplatz. Die Waren dorthin zu bringen ist den Weibern überlassen. Diese tragen sie auf dem Rücken in großen Körben, welche an einem über die Stirn laufenden Tragriemen hängen, während die aus dem Binnenlande kommenden Weiber ihre Körbe auf dem Kopfe zu tragen pflegen.

Sobald sie einen passenden Platz auf dem Markte sich ausgewählt haben, lassen sie den Korb herab und breiten ihren Kram auf dem Boden aus, indem sie sich selbst auf den Boden hocken oder in ihren Korb hineinsetzen, alle Gedanken auf den Handel gerichtet.

Wetteifernd werden die Waren angepriesen, mit lebhaften Gebärden unter großem Geschrei wird jeder Handel gemacht, während kleine Mädchen mit Schalen voll Wasser zwischen den Tausenden der Marktbesucher sich hindurchdrängen und die Labung für ein paar kleine Fische oder sonstige Kleinigkeiten den erhitzten Wortfechtern anbieten. —

Es machte auf die Araber einen bedeutenden Eindruck, daß Stanley in ganz anderer Weise, als sie es gewohnt waren, in Njangwe mit seiner Karawane einrückte. Da war nichts von den gewöhnlichen Gewehrsalven, von wildem Geschrei und tollem Gebaren zu bemerken, vielmehr mit dem festen und ruhigen Benehmen von Veteranen, in geschlossenen Reihen marschierten die Leute. Träge Nachzügler gab es gar nicht; sondern die vier Esel der Expedition und einige überzählige Männer trugen die wirklich Marschunfähigen, während aus den leicht Unpäßlichen eine besondere Kolonne unter Frank und sechs Führern formiert war.

Am nächsten Morgen erschien Muini Dugumbi mit großem Gefolge bei Stanley. Er hatte das ausgelassen lustige Aussehen eines in Wohlstand, aber zugleich in geistiger Roheit dahinlebenden alten Mannes, welcher mit seiner Lage vollkommen zufrieden ist. Er mühte sich ab, Witz allergrößter Art zu machen, und zeigte sich als einen eiteln, frivolen Menschen, der seine Lebensaufgabe darin setzt, Elfenbein zu sammeln und eine Schar von Mischlingen, Leute von unmäßigem Stolz, verwilderten Sitten und unersättlicher Habgier, an sich zu fesseln.

In dieser Freibeuterbande spielte Mtagamojo, von dessen Heldennut Abed bin Dschumah so begeistert gesprochen hatte, die Hauptrolle. Er war ein Mann von mittlerer Statur und dunkelbrauner Hautfarbe, mit einem breiten Gesichte, einem schwarzen,

graumelierten Bart und dünnen Lippen. Er sprach nur wenig und in höflichem Tone. Tippu-Tib, den Stanley nach seinem Urtheil über den Mann fragte, rümpfte die Nase und sagte: „Ohne Zweifel ist er tapfer, aber er ist ein Mann, dessen Herz nicht größer ist als die Spitze meines kleinen Fingers. Er hat gar kein Gefühl. Frauen abzuschlachten und Kinder zu erschießen ist seine Freude. Er tötet die Landeskinder, wie wenn es Schlangen wären.“

Die rechte Hand des alten Scheikh Abed dagegen war Mohammed bin Sahib, ein junger Araber von seltener Verlogenheit und Bettelhaftigkeit. Er erbot sich, Stanley gegen eine Belohnung und unter der Bedingung, daß er sich bereit erkläre, den Koran zu lesen, nach irgend einem beliebigen Theile Afrikas in einem Tage zu führen. Gleich am Ankunftsstage schickte er einen Sklaven an Stanley, um zuerst um etwas Schreibpapier, danach um Nadeln und Draht, und ein paar Stunden später um weißen Pfeffer und etwas Seife zu bitten; am Abend wünschte er einige Pfund Zucker und etwas Thee, auch für etwas Kaffee würde er, wenn Stanley ihn entbehren könne, sehr verbunden sein. Am nächsten Tage kamen in schneller Folge wieder neue Gesuche, alle sehr zierlich abgefaßt. Denn als eifriger Koranleser verstand er sich auf das Stilisieren. Zuerst verlangte er Arzneien, dann einige Ellen rotes Zeug, dann einige wenige Ellen feine, weiße Leinwand u. s. w., dabei sah er, wenn er Tabak kauend dasaß und mit seinen kleinen Augen blinzelte, so boshaft aus, und log mit selbstgefälliger Miene so frech, daß Stanley bald förmlichen Ekel vor ihm empfand.

Was konnte Stanley von solchen Menschen in Njangwe für Förderung erwarten?!

Er war daher froh, daß schon wenige Tage nach ihm Tippu-Tib in Njangwe anlangte. Er hatte 700 Leute bei sich; 300 derselben wollte er auf eine Handelsunternehmung aussenden, mit den übrigen 400 aber Stanley begleiten.

Nun hielt Stanley über seine eigne Mannschaft Musterung; 146 Leute, Männer, Weiber und Kinder, folgten seiner Fahne, zu denen er in Njangwe noch sechs rüstige junge Leute anwarb. An Gewehren hatte er im ganzen 65 zur Verfügung. 40 davon gab er an Leute, auf die er glaubte im Kampfe sich verlassen zu können. Die übrigen Männer hielt er nur als Lastträger verwendbar, da er zu ihrem Mute, wenn er auch den einen oder andern

davon als Flintenträger zuzeiten verwendete, kein Zutrauen hegte. Allein die große Streitmacht, welche Tippu=Tib nach Njangwe mitbrachte, stärkte ihren Mut gar sehr. Als daher Stanley sie versammelte und fragte, ob sie nunmehr bereit wären, ihr in Zanzibar und am Muta Njige gegebenes Versprechen zu erfüllen, bejahten sie es einstimmig.

„So mögt ihr denn, meine Freunde“, schloß Stanley die Versammlung, „heute Abend eure Sachen zusammenpacken, und morgen früh in der ersten Stunde laßt mich euch in Reih' und Glied vor meinem Hause zum Ausbruche fertig sehen.“

Es war in der Frühe des 5. November 1876, als Stanley Njangwe verließ. Welchen Schwierigkeiten, welchen Gefahren ging er entgegen! Aber im Vertrauen auf den Beistand Gottes trat er den Weg an.

Auch Tippu=Tib war voll Begeisterung und hegte die frohe Hoffnung, daß ohne Störung alles gelingen werde. Seine Scharen zogen voran.

Der Weg stieg allmählich zu einem hoch aufschwellenden, grasbewachsenen Berggrücken empor. Vor sich sah Stanley einen Wald wie eine gewaltige, schwarze Mauer vom Strome an in einem weiten Bogen sich erstrecken, bis er sich in den Bergen in weiter Ferne verlor. Er wandte sich um und warf einen Abschiedsblick auf Njangwe. Wie lieblich und freundlich erschien der Ort, wie er so dalag, die Böschung einer lang hingestreckten Anhöhe befränzend! Welche glänzenden und warmen Töne legten sich über die Uferebenen am Strome, während die Sonne auf die vom Winde bewegten Bogen der hohen Grashalme herabschien! Wie kalt sah dagegen das Schwarzgrün des dichten Waldes aus, der nach Norden hin den Horizont abschloß!

Ein schmaler Pfad, der sich zwischen hohen Graswänden hinschlängelte, bald in tiefe Gräben hinabsteigend, bald kleine Gewässer durchkrenzend, führte auf die dunkle, geheimnisvolle, stille Waldung zu. An ihrem Rande wurde zur Nacht gelagert.

Am nächsten Morgen wurde der im Sonnenschein hell glänzenden Landschaft Lebewohl gesagt: hinein ging es in das schwarze, schaurige Waldesdunkel.

Über den Köpfen der langsam vorwärts Marschierenden schlossen

die sich weit ausbreitenden Zweige, deren jeder breite, dicke Blätter trug, in vielen durch einander gewobenen Schichten ganz und gar das Tageslicht ab. Es war ein mattes, feierliches Zwielicht, das im Walde herrschte, wie man es in der gemäßigten Zone eine Stunde nach Sonnenuntergang hat. Alle Augenblicke mußte halt gemacht werden, denn Tippu-Tibs bunt gemischte Kolonne marschierte ohne Ordnung voran, bei jedem Hindernisse sich stauend und den ganzen Zug aufhaltend. Unterdessen ließen die Bäume unablässig ihren Tau wie Regen in großen, runden Tropfen niederfallen. Jedes Blatt schien Thränen zu vergießen. An den Stämmen und Zweigen und längs der Schlinggewächse und der von Pflanzen gebildeten Guirlanden träufelte die Feuchtigkeit herab und fiel auf die Wandernden nieder. Der Pfad wurde bald zu einem zähen, lehmigen Teige; bei jedem Schritte spritzte das Schlammwasser weit umher.

Rechts und links vom Pfade stieg sechs Meter hoch das Unterholz auf, die niedere Welt der Vegetation. Der Boden, auf dem dasselbe wuchs, war eine dunkelbraune Erdschicht, aus den seit Jahren angehäuften Blättern und Zweigen gebildet, ein wahres Treibhaus für das Pflanzenleben, das, beständig mit Feuchtigkeit getränkt, die Triebkraft der Natur in den feuchtwarmen Schatten der Tropen auf ganz erstaunliche Weise zeigte.

Alle Augenblicke mußte der Zug in Gräben hinabsteigen, in denen sich die Gewässer aus den Laubtiefen der Palmen und Balsamstauden sammelten, um in kleinen Rinnsalen dem Strome zugeführt zu werden. Wenn dann die Leute aus diesen Bächen an den steilen Ufern wieder emporkletterten, so streiften ihr Gesicht die breiten Blätter der wilden Bananen und Feigenbäume, oder lange Ranken des am Boden kriechenden oder zu den Baumzweigen emporkletternden wilden Weins versperrten den Weg.

Bis um 10 Uhr vormittags tröpfelte und rieselte der Tau unaufhörlich herab. Die Kleider, von ihm durchdrungen, wurden je länger je schwerer. Stanleys helmförmiger Sonnenhut schien mit Blei belastet zu sein, und konnte zudem in dem kühlen, dumpfigen Schatten nichts nützen. Er gab ihn seinem Gewehrträger zu tragen. Aber auch die Kleider hatten so viel Gewicht, daß er sie kaum zu tragen vermochte. Die Stiefeln schienen bei jedem Schritt in allerhand Klagetönen über die Unbilden, die der morastige Weg ihnen bereitete, zu seufzen.

Zu diesen Plagen kam noch der Schweiß, welcher aus jeder Pore troff; denn die Atmosphäre war erstickend. Man konnte den Dampf aus der heißen Erde emporsteigen und sich wie eine graue Wollenschicht unterhalb der Zweige lagern sehen, sodaß in den frühen Morgenstunden diese kaum zu erkennen waren.

Endlich um 3 Uhr nachmittags wurde eine Lichtung erreicht, auf der ein Dorf lag. Hier mußte man rasten; denn die Träger der Bootsektionen waren noch weit zurück. Erst am Abend kamen sie an, über große Ermattung bitter klagend. Die armen Leute hatten die schweren Sektionen des Bootes, an sich schon sehr beträchtliche Lasten, wie wenn man mit stumpfen Pflugscharen zähen Boden pflügt, fortwährend durch das dichte Gezweig des Unterholzes, da für ihre Lasten der Pfad zu schmal gewesen war, hindurchzwängen müssen.

Zwei Tage lang ging es so weiter unter den gleichen schrecklichen Mühsalen.

„Wieder einmal“, schrieb Stanley am Abend in sein Tagebuch, „eine schwere Tagesarbeit in Wald und Dschungel. Ein solches Kriechen und Greifen, Zerren und Zwängen durch das feuchte, dumpfige Dickicht! Einmal gewann ich von einem Baum auf dem Gipfel einer Anhöhe eine Aussicht über die wilden Waldungen zu unserer Linken, welche in regellosen Wellen von Zweigen und Laubwerk bis in das Thal des Kualaba hinab wogten. Über den Strom hinweg gewahrten wir mit aufmerksamen Blicken etwas, das wie grüne Grasebenen aussah. O, welch ein Kontrast zu dem Ungemach, das wir hier zu erdulden hatten! — Es war manchmal so finster in den Wäldern, daß ich die Worte nicht erkennen konnte, wenn ich mit Bleistift Bemerkungen in mein Notizbuch einschrieb. Nachmittags lagerten wir uns, völlig erschöpft von dem Kämpfen und Ringen durch das dicht verwachsene Gebüsch und von der drückenden Atmosphäre. O nur einen Atemzug frischer Bergluft! — Die Expedition marschirt nicht mehr in der dichtgeschlossenen Kolonne, welche mein Stolz war. Sie ist ganz aus Rand und Band. Ein jeder arbeitet sich, wie und wo er es am besten kann, durch den Wald hindurch. Der Weg ist in dem lehmigen Boden ganz schlüpfrig, sodaß man beim Vorwärtsschreiten jeden Muskel gebrauchen muß. Die Fehen greifen in den Boden ein, der Kopf trägt die Last, die Hände biegen die den Weg versperrenden Gebüsche auseinander, der Ellbogen schiebt die Stengel zur Seite.

Gestern klagten die Bootträger so sehr, daß ich aus allen Führern eine Pionierabteilung bildete, welche den Pfad mit Ästen lichten sollte. Natürlich konnten wir keine breite Straße herstellen. Es lagen viele Riesenbäume quer über den Weg am Boden, und jeder hatte einen Berg von Ästen und Zweigen über sich. Daher waren wir oft gezwungen, in weitem Bogen den Pfad im Dickicht auszuholzen, um sie zu umgehen. Meine Bootträger sind ganz erschlafft.“

Das Schlimmste war das Unterholz, welches den ganzen Raum unter dem Schatten der säulenförmigen Baumwoll- und der mast-ähnlichen Mvule-Bäume vollstopfte, ein wahres Wirrsal von Vegetation: Farnkräuter, Stachgras, Wasserrohr und Orchideen, untermischt mit wildem Wein, kabeldicken, langen Zweigen der Kletterfeige und einzelnen Mimosen, Akazien und Tamarinden; dazu Lianen, Palmen verschiedener Arten, besonders Öl- und Fächerpalmen, wilde Dattelpalmen, Palmried, Raphia und hundert andere Arten, die sich jeden Zoll Raumes streitig machten und mit einer Üppigkeit und Dichtigkeit sich empordrängten, wie sie nur eine solche Treibhaus-Atmosphäre hervorbringen kann. 961788 - 931923

Die Beschwerden wurden gesteigert durch die beständige Dunkelheit, mehr noch durch die alles beschmutzende Feuchtigkeit, die ungesunde, dampfende Atmosphäre und die Einförmigkeit der Landschaftsbilder: nichts als ein ewiges Gewirr von Zweigen und Laubwerk, als hohe Stämme, welche aus einem zu lauter Knoten verschlungenen Dickicht emporstiegen, durch das kaum mit Händen und Füßen zugleich sich hindurchzuwinden möglich war.

Das Marschieren in dem weichen Lehm und feuchten Dunst mußte schnell das Schuhwerk ab. Am zehnten Tage waren Stanleys Schuhe unbrauchbar. Er mußte aus dem Borratskoffer sein letztes Paar hervornehmen. Frank trug schon seine letzten Schuhe. Zu vielen Sorgen noch eine mehr, und im Herzen von Afrika eine keineswegs unwesentliche!

Man war nun mitten in Uregga, dem Waldbande. In ihren Dörfern auf den Lichtungen ihrer unabsehbaren Wälder lebten die Waregga in völliger Abgeschlossenheit, die Welt ringsum weder kennend, noch von ihr gekannt. Hatten doch viele von ihnen noch nie den nur wenige Meilen entfernten Kualaba gesehen. Gutherzige Leute, begegneten sie den seltenen Gästen meist mit Freundlichkeit und Bescheidenheit. Ein Häuptling brachte Stanley ein Huhn und einige Bananen zum Geschenk und empfing dafür als

Gegengabe — fünf Kauris. Er nahm sie ohne Murren an, sodas Stanley, die Bescheidenheit zu lohnen, noch zehn Kauris hinzufügte, was dem Häuptling so freigebig erschien, daß er ganz gerührt und von seinen Dankesgefühlen fast überwältigt davonging.

Neue Not kam zu der alten. Die Wangwana fingen an über die schrecklichen Mühsale des Marsches laut zu murren, und die Bootsleute vollends wurden, obgleich ihnen ein Duzend Überzügiger Beistand leistete, ganz wild. Selbst Tippu-Tib verbarg seine Unzufriedenheit nicht.

Freilich war der Ausblick auch, den eine ziemlich bedeutende Anhöhe unterwegs gewährte, sehr entmutigend. Man hatte sie bestiegen in der Hoffnung, das Ende des Waldblandes erblicken zu können. Aber so weit die Aussicht reichte, nach Norden und Nordosten war nichts zu sehen als ein wüstes Gewirre dichtbewaldeter Hügel bis an den Horizont hin.

Das gab den Ausschlag.

Am Vormittage des nächsten Rafttages kam Tippu-Tib, der tags vorher die zu einem kürzeren Handelszuge bestimmten 300 Mann seiner Schar in nordöstlicher Richtung abgeordnet hatte, mit seinen Arabern zu Stanley. In einer langen Einleitung schilderte er die Mühseligkeiten des Marsches und schloß mit dem offen ausgesprochenen Verlangen, seinen Kontrakt mit Stanley aufzulösen.

Es war für Stanley ein kritisches Moment. Sollte hier seinem Unternehmen halt geboten werden? Er forderte auf das nachdrücklichste, daß Tippu-Tib seinen Verpflichtungen, die er doch erst nach reiflicher Überlegung auf sich genommen hätte, treulich nachkomme.

„Es ist ganz unnütz“, erwiderte darauf Tippu-Tib, „zweizünftig zu sein. Sehen Sie die Sache an, wie Sie wollen, diese sechzig Lager werden uns bei der Art und Weise, wie wir reisen müssen, länger als ein Jahr beschäftigen, und die Rückkehr würde ebenso viel Zeit beanspruchen. Ich bin nie zuvor in diesem Walde gewesen, und ich hatte keine Idee davon, daß sich eine solche Gegend auf der Welt befände. Aber die Luft tötet meine Leute; viele sind schon krank geworden; sie ist unerträglich. Sie werden Ihre Leute auch töten, wenn Sie weiterziehen. Sie murren von Tag zu Tage mehr. Dieses Land ward nicht zum Reisen eingerichtet; es ward für nichtswürdige Heiden, für Affen und wilde Tiere geschaffen. Ich kann nicht weiter mitgehen.“

„Will Tippu-Tib also nach Njangwe zurückkehren und sein

Wort brechen und die kontraktliche Verpflichtung? Was werden alle Araber in Njangwe und ringsum sagen, wenn sie hören, daß Tippu-Tib, der erste Araber, der in das Land jenseits des Lualaba tief einzudringen wagte, nur wenige Tage mit seinem Freunde gereist und dann zurückgekehrt ist?"

„Zeigen Sie mir Arbeit, wie sie für Menschen möglich ist, und ich will sie ausführen.“

„Nun gut; sehen Sie hier, Tippu-Tib. Das Land auf der andern Seite des Lualaba sieht aus wie eine Grasebene. Auch die Straße, welche Mtagamojo zu den Zwergen einschlug, liegt auf jenem Ufer. Allein obgleich das Land offener ist, sind doch, wie ich höre, die Einwohner schlimmer als auf dieser Seite. Indessen sind wir auch nicht Mtagamojo, und vielleicht benehmen sie sich besser gegen uns. Laßt uns das andere Ufer versuchen. — Ich will Ihnen nun, Tippu-Tib, die Wahl zwischen zwei Kontrakten lassen. Begleiten Sie mich bis an den Fluß und warten Sie dort so lange, bis ich mit meinen Leuten übergesetzt bin, und ich will Ihnen 500 Dollars (2000 M.) geben. Oder begleiten Sie mich noch zwanzig Tagemärsche weiter am westlichen Ufer entlang, und ich verspreche Ihnen 2600 Dollars (10 400 M.). Wenn Sie am Ende jener Zeit Ihren Weg klar und offen sehen, so werde ich Sie zu einer zweiten Reise engagieren, bis ich selbst überzeugt bin, daß ich nicht weiter reisen kann. Proviant soll Ihren Leuten bis zu dem Punkte, wo wir uns trennen, und von da zurück bis nach Njangwe gegeben werden.“

Nach langem, eindringlichem Zureden willigte Tippu-Tib endlich ein, noch zwanzig Märsche weiter Stanley zu begleiten. Das war jedenfalls für Stanley ein großes Glück, da schon jetzt dessen Leute ganz mutlos waren und nur durch das Vertrauen auf Tippu-Tibs Eskorte sich aufrecht erhielten.

Der Marsch näherte sich nun mehr dem großen Strome. Man kam in das Dorf Kampunzu. Es bestand aus einer einzigen breiten Straße, welche zu beiden Seiten von einer zusammenhängenden Reihe niedriger Häuser mit Giebeldächern eingefast war. Die Mitte der Straße durchzogen zwei Reihen von Schädeln, welche, etwa zwei Zoll tief in den Boden eingesteckt, vom Wetter gebleicht, weißlich schimmerten. Es waren im ganzen 186; die Hälfte derselben zeigte den Einschnitt eines Beiles, mit welchem in den Kopf gehauen worden war, während die Schlachtopfer noch

am Leben waren. Waren es Menschenschädel? Und befand man sich hier unter Kannibalen? Fast schien es so.

„Was sind das für Schädel?“ fragte Stanley mit möglichst gleichgültiger Miene die Araber und Wangwana in seiner Umgebung.

„Schädel von Sokos.“

„Von Sokos aus dem Walde?“

„Gewiß!“ antworteten alle.

„So bringt mir den Häuptling von Kampunzu auf der Stelle her.“

Der Häuptling von Kampunzu, ein großer, kräftig gebauter Mann, erschien. Stanley fragte ihn:

„Mein Freund, was sind das für Gegenstände, mit welchen Ihr Eure Dorfstraße schmückt?“

Er erwiderte: „Njama.“*

„Njama? Njama wovon?“

„Njama aus dem Walde.“

„Aus dem Walde? Von welcher Art ist denn dieser Njama aus dem Walde?“

„Er ist ungefähr von der Größe dieses Knaben“, entgegnete der Häuptling, indem er auf Mabruki, Stanleys Gewehrträger, wies, welcher 1½ Meter maß. „Er geht aufrecht wie ein Mensch und läuft mit einem Stocke umher, mit dem er an die Bäume im Walde schlägt und gräßlichen Lärm macht. Die Njama fressen unsere Bananen, und wir machen Jagd auf sie, töten und essen sie.“

„Schmecken sie gut?“

„Sehr gut!“ erwiderte lachend der Häuptling.

„Würdest du jetzt einen verzehren, wenn du einen hättest?“

„Ganz gewiß. Warum sollte denn ein Mann Fleischkost verschmähen?“

„Gut, so sieh einmal her. Ich habe hier hundert Kauris. Nimm deine Leute mit und fange einen und bringe ihn mir her, lebendig oder tot. Ich will nur sein Fell und seinen Kopf haben. Das Fleisch magst du behalten.“

Ehe der Häuptling mit seinen Leuten zur Jagd aufbrach, brachte er ein Stück Fell, das wahrscheinlich den Rücken eines Affen bedeckt hatte. Das Pelzhaar war dunkelgrau, einen Zoll lang, mit etwas ins Weiße spielenden Spitzen. Eine Linie dunk-

* Fleisch.

leren Haares markierte das Rückgrat. Es wäre, versicherte er, ein Teil eines Sokofelles.

Gegen Abend kehrte er von seinem Jagdzuge zurück. Das Glück war ihm nicht günstig gewesen. Er bat daher Stanley, zwei oder drei Tage dazubleiben: er wolle den Sokos Fallen stellen, da sie in der Nacht gewiß in die Bananenpflanzungen kommen würden. Dazu hatte indes Stanley keine Lust; er begnügte sich, für einige Kauris zwei dieser Sokoschädel zu kaufen.

Nach seiner Rückkehr nach England legte Stanley die beiden Schädel dem Professor Huxley vor, welcher Menschenschädel in ihnen erkannte. Unter Kannibalen also hatte Stanley in Kam-punzu geweiht! —

Ein Marsch von fünf Viertelmeilen führte die Expedition gerade westwärts an den Qualaba hinab.

Auf einem Grasplatze dicht am Ufer des Stromes schlug die Expedition ihr Lager auf, entschlossen, von hier aus den Übergang zu wagen, während Tippu-Tib mit seinen Scharen dicht dahinter im Gebüsch sich lagerte.

Sanft wie ein milder Sommertraum flossen die braunen Wellen des gewaltigen Stromes, 1100 Meter breit, an dem Lager vorüber. In heiterer Größe glitt er zwischen Wänden dunkler Wälder dahin, während eine unaussprechliche Majestät des Schweigens auf ihm zu ruhen schien. Darum meinte Stanley, indem er seiner Pietät gegen den großen Entdecker Ausdruck gab, dem Strome von hier an den Namen Livingstones geben zu dürfen; und dies um so eher, als mit der Einmündung eines jeden bedeutenden Nebenflusses der mächtige Strom, eines einheitlichen Namens entbehrend, bei den Eingebornen einen andern Namen erhielt.

Während Frank und die Wangwana-Führer im Hintergrunde damit beschäftigt waren, die einzelnen Sektionen der Lady Alice für die Überfahrt zusammenzusetzen, saß ihr Herr und Gebieter auf einer Matte dicht am Ufer, den Blick auf den vorübergleitenden Strom gerichtet. Mannigfaltige Gedanken bewegten ihn: sein Sinnen folgte den von dannen eilenden Wassern.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Tippu-Tib am Livingstone.

Kapitän Tuckeys fernster Punkt. — Das Schauri am Stromufer. — Tippu-Tibs Befürchtungen. — „Uh—ju! uh—ju—ju!“ — Verrat der Eingebornen. — Unter den Wenja. — „Mutter, die Wasambje!“ — Der Überfall am Kufi. — Schicksale der Landabteilung. — Die Stromschnellen von Ukassa. — Manwa Seras Ungehorsam. — Gefangene Wilde. — Ein Trommelconcert. — In Mondu. — Der Watwa. — Die Schlacht auf dem Strome. — Eine gefangene Handelsgesellschaft. — „Zieheth hin in Frieden!“

Im Jahre 1816 hatten die beiden Engländer Kapitän Tuckey und Professor Smith im Auftrage ihrer Regierung es unternommen, den gewaltigen Kongo von der Mündung an hinaufzufahren. Wasserfälle hatten ihre Fahrt gehemmt: den ersten zwar hatten sie noch überwinden können, aber an dem zweiten hatte nach einer Fahrt von 70 Meilen ihr Wagnis geendet. So bezeichnete dieser — der zweite Sangalla-Fall — die Grenze* der Kenntniss des unteren Kongo.

War nun der Qualaba oder Livingstone der Kongo? Cameron hatte geglaubt, es mit Sicherheit behaupten zu dürfen. Und Stanley war ziemlich geneigt, als er den majestätischen Strom vor sich sah, ihm recht zu geben.

Von Njangwe bis zu Tuckeys fernstem Punkte zeigten alle Karten noch völlig weißen Raum. Was für ein Geheimnis barg sich dahinter? Und wie war es möglich, es zu lichten?

* Denn auch Kapitän Burton war 1863 über diese Fälle nicht hinausgekommen.

Gedankenvoll saß der kühne Forscher auf seiner Matte und suchte eine Straße, um die Stelle, an der er saß, mit den Sangalla-Fällen zu verbinden. Mannhaft hatte er sich mit den Seinen durch den schrecklichen Wald von Uregga hindurchgearbeitet: aber seine Leute waren durch die erlittenen Drangsale kleinmütig und verzagt geworden. Solchen Mühsalen waren sie sicherlich weiterhin nicht mehr gewachsen. Aber lag jetzt nicht eine breite Wasserstraße vor ihm, eine freie Bahn durch das unbekannte Zwischenland hindurch? Und um sie zu benutzen, gab es nicht Wälder hüben wie drüben? Hatten sie nicht Äste genug, sich Bäume zu fällen und für die Stromfahrt Canoes zu bauen?

Aufgeregt durch diese Gedanken sprang der kühne Mann auf und befahl auf der Stelle dem Trommler der Expedition, das Zeichen zum Sammeln zu geben. Matt und müde entsprachen die Leute dem Signale. Frank und die Führer erschienen. Die Araber und ihre Eskorte kamen auch. Bald umgab Stanley eine dichte Menge erwartungsvoller Gesichter. Er wandte sich zu ihnen:

„Araber! Söhne von Unjamwezi! Kinder Zanzibars! Hört auf meine Worte. Wir haben den Urwald von Uregga gesehen; wir haben seine Bitterkeiten gekostet und haben geseufzt, denn unsere Seelen waren betrübt. Wir suchen eine Straße. Wir suchen eine Bahn, auf der sich reisen läßt. Ich suche einen Pfad, der mich zum Meere führen soll. Ich habe ihn gefunden!“

„Ah! ah!“ riefen alle, indem sie fragende Blicke auf einander richteten.

„Ja, Gott sei Dank! Ich habe ihn gefunden. Betrachtet diesen mächtigen Strom. Von Anbeginn ist er so geflossen, wie ihr ihn heute fließen seht. Er ist in Schweigen und Dunkelheit dahingeflossen. Wohin? In die Salzsee, wohin alle Flüsse gehen! An jener Salzsee, auf welcher die großen Schiffe kommen und gehen, da leben meine und eure Freunde. Nicht wahr?“

„Ja, ja!“ erklang es laut von vielen Stimmen zur Antwort.

„Obgleich nun dieser Strom so groß, so breit und so tief ist, so ist doch noch niemand jemals durch die ganze weite Strecke gedrungen, die zwischen dieser Stelle, auf der wir stehen, und unsern weißen, an dem Meere wohnenden Freunden liegt. Warum, meine Freunde? Weil es uns beschieden war, diese That zuerst auszuführen!“

„O nein! nein! nein!“ riefen viele und schüttelten kleinmütig den Kopf.

„Ja“, fuhr Stanley mit erhobener Stimme fort, „ich sage euch, meine Freunde, vom Anfange der Welt an ist es bis auf den heutigen Tag uns aufgespart geblieben, dies zu vollbringen. Es ist unsere Aufgabe und die keines andern. Es ist die Stimme des Schicksals! Der alleinige Gott hat es geschrieben, daß in diesem Jahre der Strom in seiner ganzen Länge bekannt werden soll! Keine Urwälder mehr werden wir zu durchschreiten haben, kein Keuchen und Stöhnen wird man mehr hören an den Seiten unsers Weges; schreckliche Finsternis wird uns nie mehr umgeben. Zum Flusse wollen wir unsere Zuflucht nehmen und an dem Flusse festhalten. Heute noch soll mein Boot in den Strom da hinabgelassen werden, und soll ihn nimmer verlassen, bis daß ich mein Werk vollendet habe. Ich schwöre es!

„Nun hört, ihr Wangwana! Ihr, die ihr mich bisher begleitet habt, die ihr mit mir an den Gestaden der großen Seen herumgesehelt seid, ihr, die ihr mir gefolgt seid, wie Kinder ihrem Vater folgen, durch Unjoro und hinab nach Udschidschi und bis in dieses ferne, wilde Land hinein, wollt ihr mich hier verlassen? Soll ich mit meinem weißen Bruder allein weiterziehen? Wollt ihr zurückgehen und meinen Freunden erzählen, daß ihr mich in dieser Wildnis verlassen und mich den Wellen zum Spiel überlassen habt, um hier meinem Tode entgegenzugehen? Oder wollt ihr, gegen die ich so freundlich und gütig gewesen bin, die ich liebe, wie ich meine Kinder lieben würde, wollt ihr mich binden und mit Gewalt zurückschleppen? Sprecht, Araber! Wo sind meine jungen Männer mit den Löwenherzen? Sprecht, Wangwana, und zeigt mir diejenigen, welche es wagen wollen, mir zu folgen!“

Da sprang Uledi, der Bootsführer, auf, lief auf Stanley zu und umfaßte knieend dessen Kniee: „Sieh mich an, mein Herr und Meister! Ich bin einer! Ich will dir folgen bis in den Tod!“

„Und ich auch!“ rief nun Katschetsche.

„Ich auch! Ich auch!“ erschallte es aus dem Haufen der Bootsmannschaft.

„Es ist gut!“ sagte Stanley nicht ohne Bewegung. „Ich wußte, daß ich Freunde hatte. Ihr denn, die ihr kühn das Los gewählt habt, mit mir zu gehen, stellt euch auf diese Seite und laßt mich euch zählen!“

Es waren 38! 95 dagegen standen still, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich habe an euch genug“, wandte sich Stanley an die kleine Gruppe. „Selbst mit euch nur, meine Freunde, werde ich das Meer erreichen. Aber wir haben dazu Zeit in Überfluß. Wir haben unsere Canoes noch nicht gezimmert. Wir haben uns von den Arabern noch nicht getrennt. Wir haben noch eine weite Strecke mit Tippu-Tib zusammenzureisen. Wir können vielleicht auch mit guten Menschen zusammentreffen, die uns Canoes zu verkaufen geneigt sind, und bis zu der Zeit, wo wir von einander scheiden, da werden, das weiß ich gewiß, die fünfundneunzig, welche sich jetzt fürchten, mit uns zu gehen, ihre Brüder und ihren Herrn und seinen weißen Bruder nicht allein den Strom hinabfahren lassen. Einstweilen sage ich euch herzlichen Dank, und ich werde eure Namen nicht vergessen.“

Die Versammlung löste sich auf, und jeder ging seinen besondern Geschäften nach.

Tippu-Tib und einige von den Arabern setzten sich zu Stanley auf die Matte und machten alle möglichen Versuche, ihn von der Verwegenheit, den Strom hinabzufahren, abzubringen.

Stanley indes bat sie, doch nicht wie schwache Kinder zu sprechen und, was sie auch über den Plan denken möchten, ihre Befürchtungen wenigstens vor den Wangwana nicht laut werden zu lassen. Vielmehr möchten sie dieselben ermutigen und anfeuern, ihre Pflicht zu thun. Denn die Verantwortung hätte ja doch er allein zu tragen; stets würde er vorn an der Front stehen, um alle zu führen, und natürlich um seinet- wie um ihretwillen niemals die Vorsicht aus den Augen setzen.

In Erwiderung auf diese Vorstellungen sprachen die Araber von Katarakten und Kannibalen und kriegerischen Stämmen. Sie schätzten, voll Verachtung gegen Menschen, welche einst Sklaven gewesen wären, den Mut der Wangwana gering; nicht eine einzige Tugend wollten sie ihnen zugestehen, weder Treue noch Mut, weder Anhänglichkeit noch Dankbarkeit, und prophezeiten, daß ohne Frage der Tod aller das Ende des Wagnisses sein würde.

„Sprechen Sie nicht weiter, Tippu-Tib“, unterbrach Stanley den Araber. „Sie, der Sie Ihr Leben lang mitten unter Sklaven umhergereist sind, haben noch nicht gelernt, daß etwas Gutes im Herzen eines jeden Menschen liegt, den Gott geschaffen

hat. Die Menschen sind nicht alle so schlecht erschaffen, wie Sie sagen. Denn Gott ist gut, und Er hat alle Menschen erschaffen. Ich habe meine Leute genau beobachtet; ich kenne sie und ihren Sinn und ihr Wesen. Es wird meine Aufgabe sein, während sie mit mir zusammenleben, alle guten Eigenschaften in ihnen hervorzulocken und zu entwickeln; und die einzig richtige Methode dazu besteht darin, selbst gegen sie gut und freundlich zu sein, denn das Gute bringt wieder Gutes hervor. Wenn Sie irgend meine Freundschaft hochschätzen und von mir Geld zu erhalten hoffen, so schweigen Sie still. Lassen Sie kein Wort der Furcht gegen meine Leute verlauten, und wenn wir scheiden, so werde ich Ihnen meinen Namen unvergesslich machen. Für Sie und für alle, welche meine Freunde sind, werde ich «der weiße Mann mit der offenen Hand» sein, schweigen Sie aber nicht, das Gegentheil.“ —

Während so auf der Matte am Flusse das Schicksal der Expedition erwogen wurde, kam ein kleines Canoe mit zwei Männern von dem gegenüberliegenden Ufer herangefahren. Ein Dolmetscher wurde herbeigerufen und ihm aufgetragen, ruhig mit den Leuten zu sprechen und sie zu bitten, Canoes zur Überfahrt herbeizubringen.

„Bruder, o Bruder!“ rief sie der Dolmetscher an, „wir sind Freunde. Wir wünschen über den Fluß zu setzen. Bringt uns Canoes und fahrt uns nach dem andern Ufer hinüber, und wir wollen euch sehr viel Muscheln und Glasperlen geben.“

„Wer seid ihr?“

„Wir sind Wangwana.“

„Wo kommt ihr her?“

„Von Njangwe.“

„Ah, ihr seid Wasambje!“*

„Nein; wir haben einen weißen Mann bei uns als Anführer, und er ist gütig.“

„Wenn er mir mein Canoe mit Muscheln anfüllt, so will ich gehen und den Wenja drüben sagen, daß ihr über den Fluß zu setzen wünscht.“

* Wasambje ist eine etwas spöttische Bezeichnung für die heidnischen Landknechte, mit denen die arabischen Vandalen ihre Raubzüge tief im Innern Afrikas ausführen. Bekannt und gefürchtet war der Name bei den Flußanwohnern seit den mörderischen Plünderungszügen des Vandalenhauptmanns Mtagamojo.

„Soviel können wir euch nicht geben, aber wir wollen zehn Muscheln für jeden Mann bezahlen.“

„Wir verlangen tausend Stück für jeden Mann, oder ihr sollt niemals über den Fluß kommen.“

„Aber, Bruder, das ist ja zu viel. Wohlau, wir wollen euch zwanzig Muscheln für jeden Mann geben.“

„Nicht für zehntausend, Bruder. Wir wollen gar nicht, daß ihr über den Fluß setzt. Geht zurück, Wasambje, ihr seid schlecht! Wasambje sind schlecht, schlecht, schlecht! Der Strom ist tief, Wasambje! Weicht zurück, Wasambje; ihr seid schlecht, schlecht! Der Strom ist tief, Wasambje! Ihr habt keine Flügel, Wasambje! Geht zurück, Wasambje!“

Damit erhoben die beiden in ihrem Canoe, zurückruderd, einen wilden, unheimlichen Gesang. „Uh—ju, uh—ju—ju—ju!“ klang es vom Canoe, und „Uh—ju, uh—ju—ju—ju!“ antworteten vom jenseitigen Flußufer her Hunderte von Stimmen.

„Das ist ein Kriegsgeschrei!“ sagte betroffen der Dolmetscher.

„Unsinn“, fuhr ihn Stanley an, „sei doch kein Narr. Welcher Grund zum Kriege liegt denn vor?“

„Diese Wilden brauchen keinen Grund; sie sind eben nichts weiter als wilde Tiere.“

„Ich werde dir, ehe zwei Stunden vergehen, beweisen, daß du unrecht hast“, sagte Stanley.

Die Lady Alice, im Hintergrunde des Lagers zusammengesetzt, wurde in den Fluß hinabgelassen und von einem lauten Beifallsgeschrei der Wangwana begrüßt, als sie in ihrem natürlichen Elemente erschien.

Die Bootsmannschaft mit Uledi als Bootsführer, Stanley, Tippu-Tib und einige Araber und Dolmetscher stiegen in das Boot. Sie ruderten eine halbe Stunde den Fluß hinauf und fuhren dann quer hinüber nach einem mitten im Strome liegenden Inselchen. Von hier aus war das jenseitige Ufer zu übersehen. Etwa 30 Canoes waren am Strande festgebunden, um welche sich eine Menge von Menschen in lebhaftem Gewühle drängten, aufmerksam das Boot beobachtend.

Stanley fuhr direkt auf den Menschenhaufen zu, und während das Boot langsam mit der Strömung an dem Ufer entlang trieb, forderte der Dolmetscher die versammelten Wenja auf, einen Blick auf den weißen Mann im Boote zu werfen. Derselbe wäre ge-

Kommen, erklärte er ihnen, um ihr Land zu besuchen und sich mit ihnen zu befreunden; er werde ihnen Muscheln in Menge geben und keinem seiner Leute erlauben, sich auch nur eine einzige Banane ohne Bezahlung anzueignen oder irgend jemandem Gewalt anzuthun.

Die Eingebornen gafften den fremdartigen Mann neugierig an und versprachen dann nach einer Beratung, daß der Friede nicht gestört werden solle, wenn die Fremden mit ihnen Blutsbrüderschaft schlossen, und daß zu diesem Zwecke der weiße Anführer in Begleitung von zehn Mann früh am Morgen des nächsten Tages nach der Insel fahren möchte, wo der Häuptling der Wenja, gleichfalls mit zehn Mann, mit ihm zusammentreffen würde; nach Abschluß des Bruderbundes würden dann alle ihre Canoes über den Fluß kommen und bei der Überfahrt der Fremden Beistand leisten.

Das Günstigste schien erreicht. Sehr befriedigt kehrte Stanley zu den Seinen zurück. Der Vorsicht jedoch vergaß er deswegen nicht.

Früh um 4 Uhr am nächsten Morgen fuhr Katschetche mit 20 Mann nach der Insel hinüber und versteckte sich, wie ihm geheißen, im Gebüsch, um für alle Fälle zur Hand zu sein. Einige Stunden später setzte Frank mit 10 Mann nach der Insel über. Er war beauftragt, Stanley bei dem Abschließen der Brüderschaft zu vertreten. Dann stieg Stanley selbst in das Boot und ließ sich eine Strecke stromaufwärts rudern, so daß er, falls wirklich die Wilden Verrat im Schilde führten, in wenigen Minuten auf der Insel sein und Beistand leisten konnte.

Es war etwa um 9 Uhr morgens, als sechs starkbemannte Canoes von der Seite der Wenja her nach der Insel ruderten. Bald folgten ihnen noch mehr. Kaum waren sie gelandet, so zeigte sich auf der Insel große Unruhe und zugleich schallte das seltsame, unheimliche Kriegsgeschrei über den Fluß herüber. Nun zögerte Stanley keinen Augenblick. Als die Wilden jedoch seine Annäherung bemerkten, verließen sie hastig die Insel und ruderten nach ihrem Dorfe zurück.

„Nun, Frank, was hat es denn gegeben?“ fragte Stanley besorgt.

„Ich habe niemals“, antwortete dieser, „in meinem Leben solche elende Schufte gesehen, Herr Stanley. Als die letzte Rotte in den Canoes ankam, so änderte sich mit einem Schlage ihr vor-

her anständiges Benehmen. Sie umringten uns, fingen an heftig auf uns zu schimpfen, nahmen dabei ihre Speere zum Wurf in die Hand und machten so wütende Gebärden, daß sie uns wahrscheinlich alle, während wir in Erwartung der Abschließung des Bruderbundes dasaßen, mit ihren Speeren getödet haben würden, wenn wir nicht schnell mit unsern schußfertigen Flinten aufgesprungen wären. Aber da trat Katschetsche, der ihr wildes Benehmen und ihre drohenden Gebärden bemerkt hatte, mit seinen Leuten aus dem Gebüsch hervor. Als sie dies sahen, rannten sie nach ihren Canoes und hielten dort ihre Speere zum Wurf bereit: da kamen Sie dazu!"

„Nun, es ist doch glücklicherweise niemandem ein Leid zugefügt worden“, bemerkte Stanley darauf. „Bleibt daher, wo ihr seid, während ich Katschetsche und seine Leute über den Fluß nach dem linken Ufer bringe, wo ein Lager aufgeschlagen werden soll. Denn wenn wir heute mit der Überfahrt zögern, wird morgen früh die Hälfte unserer Leute Hunger leiden müssen.“

Demgemäß wurde Katschetsche mit seinen Leuten nach dem feindlichen Ufer hinübergesetzt, und dort in der Waldung oberhalb des Dorfes ein kleines befestigtes Lager aufgeschlagen. Dann wurde vom Boote aus den Wenja die Erklärung gegeben, daß schon 30 Mann von dem fremden Heere in ihr Land hinübergebracht wären, sodaß es für sie viel ratsamer sein würde, wenn sie, statt zu kämpfen, bei der Überfahrt des Heeres Hülfe leisteten: wofür sie überdies auf gute Bezahlung rechnen könnten. Zugleich warf Stanley ihnen ein kleines Säckchen voll Perlen zu.

Nach kurzem Bestimmen willigten die Eingebornen in den Vorschlag. Sechs Canoes begleiteten die Lady Alice nach dem Lager zurück, andere folgten bald nach, sodaß in einigen Stunden die ganze Expedition nebst Tippu-Libs Scharen den Strom überschritten hatte und beim Einbruche der Nacht in heiterster Laune um die Lagerfeuer in den Dörfern der Wenja saß.

Am Morgen indes, als man die günstige Stimmung der Dorfbewohner zum Einkaufe der sehr nötigen Lebensmittel benutzen wollte, waren sie spurlos verschwunden. Dennoch erlaubte Stanley seinen Leuten nicht, das Geringste sich anzueignen, obgleich sehr lockend Bananen- und Pisangfrüchte von den Bäumen in den Dörfern herabhängen und die roten Palmmüsse in ganzen Büscheln über den Häuptern an ihren Stengeln sich hin- und herschwangen.

Jede Veranlassung, den friedlichen Verkehr mit den Eingebornen zu stören, sollte vermieden werden. Er sandte vielmehr, zum Einkaufe von Lebensmitteln, Leute mit Muscheln in die Umgegend aus. Katschetsche fand auch wirklich mit einem der Bootjungen ein Dorf, dessen Bewohner zwar nicht entflohen waren, aber so ungestaltliche Gesinnung hegten, daß sie durch sofortigen Angriff die beiden Fremden zur schleunigsten Flucht nötigten.

So wurde denn hungrig weitergezogen: auf dem Strome schwamm das Boot, zu Lande folgte die Hauptmasse des Heeres.

Fast aus allen stromabwärts liegenden Dörfern erscholl, sowie nur das Boot ihnen in Sicht kam, das unheimliche Kriegsgeschrei „Uh — ju — ju! Uh — ju — ju!“ und die Eingebornen flüchteten hastig in das Gebüsch, indem sie alle ihre Habe, wie sie lag und stand, liegen ließen. Ohne Zweifel geschah dies nur, um die fremden Ankömmlinge ins Verderben zu locken; denn hätten sie sich dazu verleiten lassen, eine Ziege oder eins von den schwarzen Ferkeln auf der Dorfstraße wegzufangen, so würden sicher die Wilden aus den Gebüsch über die Unbedachtsamen hergefallen sein.

Weiterhin folgte ein großes Dorf, vor dem im Schatten von Bananenpflanzungen eben Markt abgehalten wurde. Ein kleines Kind stieg an dem hohen Uferrande herab, um Wasser zu holen. Plötzlich erhob es den Kopf und erblickte das Boot schon dicht an der Landungsstelle; angstvoll schrie es auf: „Mutter, die Wasambje! die Wasambje kommen!“ Alles geriet bei dem Rufen dieses Namens in Schrecken; das Volk stob augenblicklich auseinander, die Weiber kreischten: „Wasambje! Wasambje!“ und die Bananenstengel und Gebüsch schwankten ungestüm hin und her, als die Marktleute in panischem Schrecken, wie eine von Fliegenschwärmen zur Wut gestachelte Büffelherde, in die Dschungeln flüchteten.

Auch in den nächsten Dörfern mißlangen alle Versuche, mit den Bewohnern einen friedlichen Verkehr anzuknüpfen. Auf alle freundlichen Zurufe antworteten sie einfach dadurch, daß sie ihre Köpfe aus dem Dickicht hervorstreckten und „Uh — ju — ju! Uh — ju — ju!“ schrieten.

Nachmittags wurde der Fluß Ruiki erreicht. Da das Landheer nicht ohne das Boot über denselben herüberkommen konnte, so schlug Stanley mit der Bootsmannschaft auf einer Landzunge ein Lager auf, um die zu Lande marschierende Abteilung zu erwarten. Als diese jedoch auch am folgenden Morgen noch nicht

angelangt war, fuhr Stanley in dem Boote, um zu rekognoscieren, eine gute Strecke den Fluß hinauf. Endlich nötigten Stromschnellen ihn zur Umkehr, ohne daß er die Seinen gefunden. Schon war er wieder bis in die Nähe des Lagers zurückgekehrt, als mehrere schnell auf einander folgende Flintenschüsse ihn erschreckten. Er trieb daher seine Ruderer zur äußersten Eile an und — fand die Mündung des Riuiki mit Canoes gesperrt, von denen aus eine Schar von Wilden das Lager mit Speeren und Pfeilen angriff. Kaum aber sahen diese das Boot gerade auf sich zu rudern, als sie sich augenblicklich zur Flucht wandten und, ihr Kriegsgeschrei erhebend, stromabwärts davon fuhren.

Ganze Bündel von hölzernen Speeren mit eisernen Spitzen und von Rohrpeilen hatten sie auf das Lager verschossen, aber niemandem Schaden gethan, während die Gewehrkugeln der Verteidiger, als die Wilden trotz aller Warnungen hartnäckig auf das Lager losgestürmt waren, mehr als einen von ihnen niedergeworfen hatten. Ein Mann schwamm tot im Flusse davon. Bissali, Stanley's Gewehrträger, hatte ihn erschossen. Stanley fragte den jungen Burschen voll lebhaften Unwillens, wie er es wagen könne, das Gewehr seines Herrn zum Erschießen von Menschen zu benutzen. „Ich konnte wirklich nichts dafür, Herr“, erwiderte Bissali voll sichtlicher Unruhe. „Hätte ich nur noch einen Augenblick gewartet, so würde er mich getötet haben; denn er zielte aus einer Entfernung von nur wenigen Fuß mit seinem Speer nach mir!“ —

Die Nacht brach an; keine Nachricht von der Landarmee langte an. Jetzt geriet Stanley in ernstliche Sorge, und schickte daher am frühen Morgen den Bootsführer Uledi mit fünf Bootslenten aus, nach ihr zu suchen. Sie sollten sich durch die Dschungeln schleichen, dabei mit aller Vorsicht die Dörfer beobachten, auf keinen Fall aber einen ungleichen Kampf mit Feinden wagen, welche ihnen durch das Gebüsch wie Leoparden nachspüren würden.

Uledi suchte die Besorgnisse seines Herrn durch ein ruhiges Lächeln zu beschwichtigen; er würde sie ganz gewiß auffinden, versicherte er zuversichtlich.

Wirklich hallte am Nachmittage ein Signalschuß durch den Wald, und Uledi trat aus dem Gebüsch mit freudestrahlendem Gesichte hervor. „Sie kommen sogleich, Meister“, rief er, „sie sind schon ganz nahe.“

Und wirklich erschien gleich darauf der Vortrab und dann die Landabteilung selbst. Alle sahen abgemattet, verstört und niedergeschlagen aus. Die Leute hatten sich verirrt. Sie waren auf einen feindselig gesinnten Volksstamm gestoßen, der durch Pfeilschüsse drei von ihnen tötete. Sie übten Wiedervergeltung, nahmen einen der Angreifer gefangen und zwangen ihn, sie auf den rechten Weg zurückzuführen, auf welchem sie endlich nach funfzehnstündigem Marsche ganz erschöpft mit Uledi und dessen Patrouillen zusammengetroffen waren.

Nach dieser bitteren Erfahrung hielt sich nun die Landabteilung auf dem Weitermarsche so dicht wie möglich an den Strom und stellte, manchmal in den Tiefen des dichten Gebüsches ganz vergraben, mit dem Boote auf dem Wasser durch Trommelschläge eine Verbindung her. Die Dörfer waren öde. Nur eine Doppelreihe gebleichter Menschenschädel durchzog in fast allen die Straßen, ein deutliches Zeichen für den Kannibalismus der geflüchteten Bewohner. Nirgends ließ eine Seele sich blicken. Nur der plötzliche Schrei „Wasambje! Wasambje!“ ertönte mitunter aus den Gebüschsen und erschreckte die matt und kleinmütig Dahinziehenden.

961788 — 931923

Hatten doch der Marsch durch die feuchten Wälder und Dschungeln, die kärgliche Nahrung, die anstrengenden Märsche allmählich bei vielen die Kräfte aufgerieben. Krankheiten waren ausgebrochen. Ruhr und Pocken wütheten unter der Landabteilung. Manche hatten sich Dornen in die Füße getreten oder Verwundungen zugezogen. Gefährliche Entzündungen waren daraus entstanden, welche ihnen das Marschieren unmöglich machten.

Für alle diese mußte Fürsorge getroffen werden. In einem Dorfe wurden sechs alte Canoes gefunden. Sie wurden ausgebessert, so gut es ging, an einander festgebunden und zu einem schwimmenden Lazarett eingerichtet, das leicht auf der Weiterfahrt dem Boote folgte.

Da mahnte dumpfes Brausen, daß man sich den Stromschnellen von Ukassa nähere. Ein Riff grünlichen Schieferthons ragte von den Ukassa-Bergen am rechten Ufer in den Strom hinein, den zudem zwei lange, schmale Inseln hier durchtheilten. Auf der Ostseite tobte und brauste der breite Strom, zahlreiche Wirbel bildend, während durch die schmalen Kanäle der westlichen Seite das Wasser mit gleichmäßiger Hast dahinschoß.

Mit aller Vorsicht fuhr Stanley, ganz dicht an das linke Ufer sich haltend, auf die gefährliche Stelle zu. Das Hospital wurde am Ufer in Sicherheit gebracht, während das Boot möglichst dicht an die Stromschnellen heranruderte und dann erst landete. Nun wurde zu Lande die Untersuchung des Stromes und seiner Ufer fortgesetzt. Fast geriet Stanley dabei in einen Hinterhalt der Wilden. In einem kleinen Schlupfhasen, der hinter den hoch überhangenden und dichtbewachsenen Ufern versteckt lag, befanden sich 40—50 kleine Canoes, deren Mannschaft ruhig darsaß, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem Flusse zuwendend. Augenblicklich zog Stanley sich zurück, ohne von ihnen bemerkt zu werden, und eilte wieder seinem Lager zu.

Hier hörte er zu seinem Schrecken, daß Frank dem Führer Manwa Sera und einigen anderen Wangwana erlaubt hatte, zwei von den Lazarettcanoes loszubinden und die großen Stromschnellen hinabzufahren. Das war nicht Kühnheit: das war Selbstmord. Des Hinterhaltes zudem gedenkend, verlor er keinen Augenblick, sondern schlug mit 50 auserwählten Leuten den Weg dorthin wieder ein.

Allein die Bucht war jetzt leer! In höchster Sorge um seine Leute versprach Stanley demjenigen, welcher die Wangwana zuerst zu Gesicht bekäme, eine hohe Belohnung. Sofort stießen Uledi und sein Bruder Schumari ein wildes, gellendes Geschrei aus und stürzten wie Antilopen durch die dichten Gebüsche, Saywa, ihr Vetter, und Murabo, der Bootsjunge, dicht hinter ihnen drein. Schon nach wenigen Minuten schallten einige Flintenschüsse durch den Wald. Ungestim folgte die ganze Schar dem Schalle. Da sah sie, aus dem Walddickicht hervortretend, mitten im Strome die fünf Wangwana vor sich: sie ritten auf den Kielen des gekenterten Canoes und verteidigten sich gegen den Angriff von 6 Canoes der Eingebornen. Uledi und seine Kameraden hatten ohne Zaudern auf die letzteren Feuer gegeben, und so ihre dem sicheren Tode verfallenen Gefährten gerettet. Diese waren auf ihrer wahn sinnigen Fahrt in einen Wasserstrudel hineingerissen, bis auf den Grund hinabgetaucht und unterhalb des Strudels wieder zur Oberfläche emporgeschleudert worden. Glücklicherweise gelangten sie jetzt an das Ufer: aber vier Gewehre, für die Expedition ein sehr empfindlicher Verlust, waren verloren gegangen.

Stanley bestrafte die Ungehorsamen mit strengen Vorwürfen; hatten sie doch — was er sorgfältig zu vermeiden strebte — mit

den Eingebornen ihn in feindliche Berührung gebracht. Manwa Sera nahm den Tadel, so verdient er war, doch so empfindlich auf, daß er nach Tippu-Tibs Lager sich begab und Stanley sagen ließ, er wolle ihm nicht länger dienen.

Stanley lachte darüber und ließ ihm — er kannte den Braven wohl — antworten, er wisse ganz gewiß, daß Manwa Sera ihm doch noch weiter dienen würde.

Allein die Folgen der unbedachten That zeigten sich auf der Stelle.

Tippu-Tib erschien mit seinen Arabern bei Stanley, um ein Schauri mit ihm zu halten. Sie wünschten zu erfahren, ob denn jetzt der Plan, den Fluß weiter hinabzufahren, nicht aufgegeben werden solle, jetzt wo die Aussichten sich so verfinsterten, wo Stromschnellen der Fahrt sich entgegenstellten, wo die Eingebornen feindlicher wären als je, wo die Anzeichen der Menschenfresserei sich mehrten, wo die Pocken im Heere wütheten, wo die Mannschaft entmutigt und selbst Manwa Sera mürrisch wäre. „Welche andern Aussichten“, fragten sie, „liegen nun noch vor uns, als schreckliche Ereignisse und verhängnisvoller Untergang? Es ist besser, beizeiten umzukehren.“

Stanleys Antwort war, sie möchten sich bis zum nächsten Morgen gedulden.

Am nächsten Tage gab er durch die That ihnen seinen Bescheid. Er ließ seine Wangwana zusammentreten, sie hoben das Boot aus dem Wasser auf ihre Köpfe empor und trugen es vorsichtig so eine Stunde weit um die Stromschnellen herum, um es dann in das ruhige Wasser wieder hinabzulassen. Darauf wurde ein Bote mit dem Befehl an Safeni zurückgesandt, die vier noch übrigen Canoes in die Stromschnellen hineinzustoßen, unterhalb deren sie wieder aufgefangen wurden.

So wurden die Stromschnellen von Ufassa überwunden.

Das Lager wollte sich eben zur Nachtruhe begeben, als ein einzelnes Canoe den Strom herabgefahren kam und vorsichtig seinen Kurs auf die Lady Alice zu nahm. Schumari, Uledis junger Bruder hatte die Wache. Er wartete ruhig, bis das Canoe ganz im Bereiche des Ufers war; dann ergriff er plötzlich, die Bootsmannschaft zu Hülfe rufend, den Ruderer desselben. Es war ein vom Alter gekrümmter Greis, dessen Gesicht jedoch einen höchst böseartigen Ausdruck zeigte. Stanley beschenkte ihn mit einem Duzend

Kauris, die der Alte ihm aus den Händen riß, wie etwa ein bissiger Hund nach einem Stücke Fleisch schnappt, das ihm ein Fremder reicht. Er war ein echter Wilder, ganz vertiert und zu alt, um noch etwas zu lernen. So setzte man ihn denn wieder in sein Canoe und ließ ihn mit dem Strome von dannen treiben.

Bald danach wurde ein junger Bursche festgenommen, der sich in das Lager hineingeschlichen hatte: ein getreues Abbild jenes Alten. Stanley beschenkte ihn mit glänzend roten Perlen und einer Handvoll Muscheln, um ihn willig zum Antworten zu machen. Und wirklich beantwortete der Wilde auch die ersten Fragen, die Stanley an ihn richtete; dann aber erklärte er, er wäre müde und wolle nicht weiter antworten. Auch ihn ließ man am Morgen laufen, wohin er wollte.

In der Frühe des anderen Tages näherten sich vom andern Stromufer her drei Canoes mit Eingebornen. Sie wurden freundlich angerufen und gefragt, warum denn die Leute hierherum einen so grimmigen Haß gegen die Fremden hegten, ob sie nicht lieber einen Freundschaftsbund mit ihnen schließen wollten. Sie könnten Perlen, Zeug, Messing, Kupfer und Eisen bekommen, wenn sie Ziegen, Bananen und Getreide verkaufen wollten.

Die Wilden hörten aufmerksam zu und nickten beifällig mit den Köpfen. Endlich fragten sie, ob man wohl einmal zu ihrer Ergözung die Trommel schlagen möchte. Kadu, einer der Pagen Mtesas, ein Virtuos auf der Trommel, der sich der Expedition angeschlossen hatte, wurde herbeigerufen und aufgefordert, sie durch die besten Stücke der Kiganda-Trommler zu unterhalten. Das wollte gewiß nicht wenig sagen, denn gerade von dieser Kunst trug Uganda, d. i. Land der Trommeln, seinen Namen. Er ergriff seine Schlägel und ließ nach einigen einleitenden Schlägen einen so volltönenden Wirbel erschallen, daß die strupphaarigen Wilden zu lautester Bewunderung hingerissen wurden. „Ach“, riefen sie aus, „das ist entzückend schön!“ klatschten in die Hände und rübderten dann hastig nach ihrer Stromseite zurück. Zur Anknüpfung freundlicher Beziehungen kam es jedoch nicht.

Alle Versuche vielmehr, dazu zu gelangen, scheiterten.

Fast allstündlich kam das Boot an Marktplätzen der Eingebornen vorüber, meist weiten Grasplätzen unter dem Schatten mächtiger, sich weit ausbreitender Bäume, deren Hintergrund der tiefschwarze, scheinbar undurchdringliche Urwald bildete, während

im Vordergrunde der breite, braune Fluß an ihnen vorüberauschte. Sonst zur Marktzeit gedrängt voll Menschen, welche zum Austausch ihrer Produkte aus dem Binnenlande wie von den zahlreichen Flußinseln sich dort in regem Treiben zusammenfinden, waren sie jetzt alle öde und verlassen. Sogar die Stadt Mondu, groß genug für 2000 Bewohner, war von allen Einwohnern verlassen. Zwar Nahrungsmittel fand man dort in Fülle vor: an den Palmbäumen waren die Weintöpfe befestigt, die Bananen hingen in Büscheln von den Bäumen, in den Gärten wuchsen große, schöne Melonen und Erdnüsse in Menge neben weiten Flächen wogenden Zuckerrohres.

Allein diese allgemeine Flucht der Eingebornen machte einen sehr niederschlagenden Eindruck auf die Expedition. Dazu kamen noch andere Gründe der Entmutigung. Pocken und Ruhr rafften täglich mehrere Menschen hin, Lungenentzündung und Fieber griffen immer weiter um sich. Ein trauriger Anblick diese wankenden, kraftlosen Opfer der Seuchen, denen zu helfen auch Stanleys Kräfte täglich immer mehr aufrieb!

In Mondu wurde ein großes Canoe gefunden, das vor Jahren eine Hochflut auf dem Lande zurückgelassen hatte. Es war längst unbrauchbar, hatte große Löcher im Boden und war sowohl am Bug als am Spiegel schadhast, aber es war geräumig genug, um 60 Kranke zu tragen. Unter Uledis und seines Betters Sahwa Aufsicht wurden daher 12 Mann angestellt, um es wieder dienstfähig zu machen. Tag und Nacht waren sie damit beschäftigt, starke Pfähle zu schmalen Brettern zuzuhauen, mit Holzpflocken diese zu befestigen und das Canoe mit zerquetschtem Bananenmark und Rindenzeug zu kalfatern. Dann wurde das Fahrzeug ins Wasser gelassen. Es schwamm ganz flott, wenn es auch immer noch ziemlich stark Wasser zog.

Unterdessen wurde Stanley ein höchst merkwürdiges Exemplar von einem Krieger vorgeführt, das man dicht bei der Stadt in einem Gebüsch gefunden hatte. Es war ein zitterndes Männchen, nur 1,33 m hoch. Sein Kopf war groß, sein Gesicht unten mit einem dünnen, zotteligen Backenbart umgeben, seine Haut hell chokoladenfarben. In der Hand trug er einen kleinen Bogen und einen Köcher mit winzig kleinen Pfeilen. Da er sehr krummbeinig und dünnstängelig war, so sah er aus, wie eine Mißgeburt. Allein er behauptete ein Watwa-Krieger zu sein.

Abed bin Dschumah, der mit Mtagamojo an dem Kriegszuge gegen die Watwa-Zwerge teilgenommen, wurde gefragt, ob dieser Watwa jenen Zwergen ähnlich sehe. Er meinte, jene seien wohl noch um einen Kopf kleiner gewesen, aber doch sei die Hautfarbe ähnlich, und auch die Waffen seien die nämlichen, zumal die kaum fußlangen Rohrpfeile, deren scharfe Spitzen mit einer schwarzen, durchdringend riechenden Substanz bestrichen waren. Der Alte hatte diese Spitzen, vor deren Berührung sich bei der Untersuchung jeder sorgfältig in Acht zu nehmen schien, meist mit Blättern umwickelt. Es lag also die Vermutung nahe, daß sie vergiftet wären. Um sich darüber Klarheit zu verschaffen, wickelte Stanley von einer der Pfeilspitzen die Blätterhülle ab, ergriff einen Arm des Gefangenen und nahm ganz ernstlich die Miene an, als wolle er mit dem Pfeile hineinstecken. Entsetzt kreischte der Alte laut auf, flehte mit beredten Gebärden um Schonung und schrie: „Mabi!* mabi!“ Es war also wohl nicht daran zu zweifeln, daß die Pfeile vergiftet waren.

Er wurde nun über die Gegend ausgefragt. Unterhalb Kfondu, erzählte er, läge eine Insel im Strome, deren Bewohner alle bis auf den letzten Mann der Kirembo-rembo** getötet habe.

„Wer sandte den Kirembo-rembo?“

„Ach, wer weiß das? Vielleicht die Gottheit.“

„Wurden sie alle getötet?“

„Alle — Männer, Weiber, Kinder, Ziegen, Bananen — alles!“

Von dem Häuptling von Kfondu wußte er, daß er sich mit seinem ganzen Volke nach dem andern Ufer des Stromes geflüchtet habe.

Stanley behielt den Alten einige Tage als Führer bei sich, dann beschenkte er ihn mit einer Handvoll Muscheln und vier Perlenhalsbändern und gab ihm die Freiheit. Allein trotz dieser Freundlichkeit konnte der Watwa nicht begreifen, warum man ihn nicht aufsäße. Auch als Stanley ihm lächelnd die Hand schüttelte und ihn auf die Schulter klopfte, war er noch nicht beruhigt, bis er von dannen lief und in dem Dickicht seiner heimischen Wälder verschwand.

* Böse!

** Der Blitz.

Schon in den nächsten Tagen sollte Stanley diese vergifteten Pfeile genauer kennen lernen.

Bei einer Refognoscierungsfahrt bedrohten die Eingebornen von der Küste her das Boot mit feindseligen Demonstrationen und zwangen es, schleunigst in das Lager der Expedition zurückzukehren.

Es war eben dort angelangt, als auf dem rechten Ufer die Kriegshörner ertönten, und gleich darauf 14 große Canoes mit Wilden den Strom heraufkamen. Neben einer grasbewachsenen Insel dem Lager gegenüber stellten sie sich in Schlachtordnung auf und schriecn, die Fremden möchten herankommen und ihnen mitten im Strome begegnen. Stanley ließ durch die Dolmetscher ihnen zurufen, der weiße Mann hätte nur ein Boot und fünf mit Kranken beladene Canoes bei sich; in kriegerischer Absicht wäre er überhaupt nicht gekommen und würde mit ihnen nicht kämpfen.

Mit Hohnlachen wurde diese Ankündigung aufgenommen, und in der nächsten Minute stürzten die Canoes mit wildem, gellendem Geschrei auf das Lager los. Stanley stellte seine Leute am Ufer entlang auf und wartete. Als die Feinde bis auf weniger als 50 Schritt herangekommen waren, fing die Hälfte derselben in jedem Canoe an, ihre vergifteten Pfeile abzuschießen, während die andere Hälfte fortwährend näher an die Küste heranruderte. Erst in dem Augenblicke, wo sie im Begriffe waren zu landen, wurde „Feuer!“ kommandiert. Eine Salve von 30 Schüssen trachte: die Wilden wichen augenblicklich zurück, setzten jedoch aus einer Entfernung von etwas über 200 Schritten den Kampf unbeirrt fort. Stanley bestieg mit Tippu-Tib, während von der Küste her das Gewehrfeuer unterhalten wurde, das Boot und fuhr mit Ungestüm nach der Mitte des Stromes zu. Die Wilden schienen darüber sehr erfreut zu sein, denn sie stießen, gleich dem Boote entgegenrudern, ein lautes Triumphgeschrei aus. Allein rasch verstummten sie: die Flinten der Bootsmannschaft richteten unter ihnen ein schreckliches Blutbad an und zwangen sie, eiligst den Strom hinabzurudern.

So war das Gefecht binnen einer Minute zu Ende. Stanley kehrte in das Lager zurück, sehr froh über den raschen und glücklichen Ausgang des Kampfes. Allein drei von seinen Leuten waren von den Pfeilen der Wilden getroffen worden; doch beseitigte die sofortige Anwendung von Arzneimitteln alsbald jede Gefahr.

Zehn Tage danach schien wieder ein Zusammenstoß mit den Eingebornen unvermeidlich. Stanley war mit seinen Leuten in einen breiten Kanal hineingefahren, welcher die volkreiche Insel Mpika von dem linken Stromufer trennte. Hier lagerte er sich auf einem Marktplatz am Flusse in dem Schatten schöner, alter Bäume. Sofort sammelte sich die Bevölkerung von Mpika dem Lager gegenüber; Kriegshörner wurden geblasen und zahlreiche Krieger stellten sich bei den Canoes auf, um über den Kanal hinüberzusetzen.

Um eine Überrumpelung von der Landseite her, während die Mehlsuppe für die Kranken gekocht wurde, zu verhindern, hatte Stanley Patrouillen zu beiden Seiten aller aus dem Binnenwalde zu dem Grasplatze führenden Pfade ausgeschildet.

Unterdes wollte eine kleine Truppe von 10 Personen, welche einen Handelsausflug nach einem landeinwärts gelegenen Dorfe unternommen hatte, zu ihrer Insel, von der immerfort Hörnerschall und Trommelwirbel herüberklangen, zurückkehren. Ahnungslos geriet sie zwischen die Patrouillen und wurde von diesen nach dem Lager getrieben. Sie schwebte in Todesangst, obgleich die Dolmetscher sich alle Mühe gaben, sie zu beruhigen.

Durch Vermittelung dieser Leute gelang es endlich Stanley, den kriegerischen Demonstrationen der Insulaner Einhalt zu thun und sie sogar zu überreden, Blutsbrüderschaft mit den Fremden zu schließen. Sie wurden darauf eingeladen, herüberzukommen und ihre Freunde in Empfang zu nehmen. Als sie jedoch Bedenken trugen, dies zu thun, blieb nichts anderes übrig, als die Handelstruppe in der Lady Alice hinüberzusetzen.

Das machte auf die Insulaner tiefen Eindruck. Schnell verbreitete sich über die ganze Insel die Nachricht, daß die Fremden Freunde wären. Und als Stanley mit seinen Leuten seine Fahrt fortsetzte, schrieen dichte Volkshaufen von der Insel her ihm nach: „Zieh in Frieden!“ —

Bierzehntes Kapitel.

Hinaus in die unbekannte Welt!

Angriff der Wilden. — Der Kampf um das Lager. — Belagerung in Vinja-Ndschava. — Der Ausfall. — „Bo — ho, ho — ho — o — oh!“ — Entsch. — Der nächtliche Überfall. — Friedensschluß auf dem Strome. — Der Vertrag mit Tippu-Tib wird gelöst. — Stanley begeistert seine Leute. — Weihnachtsfestlichkeiten. — Trennung von Tippu-Tib. — Ernste Gedanken. — Abschiedsgefang. — Ermutigung. — Hinaus in die unbekannte Welt!

„Zieh in Frieden!“ Wie wenig erfüllte sich der Wunsch!

Nach einer Thalfahrt von wenig Meilen hatte der Kanal von Mpifa ein Ende. Eine Viertelmeile breitete der majestätische Strom sich aus.

Ruhig ruderte das Boot dicht an dem linken Ufer stromabwärts dahin, als ein gellender Aufschrei alle aufschreckte. Einer der Aufseher des Hospitalcanoes war aus dem Ufergebüsch von einem Pfeile mitten in die Brust getroffen worden. Zugleich wurden viele Menschen in den Dschungeln am Ufer sichtbar, und Pfeile flogen aus nächster Nähe auf das Boot zu.

Eiligst steuerte das Boot aus der Schußweite und gelangte nach angestrengtem Rudern an einen menschenleeren Marktgrasplatz. Hier wurde gelandet. Zehn Rundschafter wurden ausgesandt, welche im Dickicht auf der Wacht liegen mußten, während alle gesunden Männer, etwa 30 an der Zahl, gespornt durch die Erkenntnis ihrer fast wehrlosen Lage, sogleich zur Errichtung einer Brustwehr aus Keilig schritten.

Während dieser Arbeit ertönte ein gellender Schrei aus dem Gebüſche, dem ſofort der Knall der Gewehre der Kundschafter folgte. Den Schüſſen aber antwortete ein wahrhaft höllischer Lärm von Kriegshörnern und lauten Schlachtrufen, und zu gleicher Zeit flogen Pfeile aus allen Richtungen auf die an der Verſchanzung Arbeitenden zu. Sogleich wurden noch weitere 20 Mann in die Gebüſche geſandt, um den Patrouillen beizustehen, während die Zurückbleibenden alle ihre Kräfte anstregten, um das Lager mit hohen und dichten Hecken zu umgeben und zugleich für die Scharfschützen an den Ecken gedeckte Schießstände einzurichten.

Nach einer Stunde angestrengtester Arbeit schien das Lager hinlänglich fest zu sein, und die Patrouillen wurden durch ein Hornſignal zurückgerufen. Sie kamen in vollem Laufe und schriec schon aus der Ferne: „Macht euch fertig, fertig! Sie sind schon im Anrücken!“

Ungefähr 80 Schritt weit war das Terrain außerhalb des Lagers abgeholzt oder wenigstens gelichtet. Dieser freie Raum füllte sich gleich nach dem Rückzuge der Feldwachen, welche die Feinde bis dahin zurückgehalten hatten, mit Hunderten von Wilden, die von allen Seiten mit alleiniger Ausnahme der Stromſeite das Lager in der ſicheren Erwartung bedrängten, daß die geringe Zahl der Verteidiger deſſelben ungeſäumt in ihre Fahrzeuge ſich flüchten würde. Aber darin irrten ſie ſich; denn die kleine Schar war entſchloſſen, es mit ihnen aufzunehmen und nicht zu ſterben, ohne die tapferſte Gegenwehr verſucht zu haben.

So entwickelte ſich denn ſofort um die Verſchanzung ein wildes Kampfgetümmel. Immer wieder ſprangen die Wilden gegen die Palliſaden an und ſchleuderten Speer auf Speer in den Berhan hinein. Doch immer wieder wurden ſie zurückgetrieben. Bisweilen berührten die Mündungen der Gewehre faſt die Bruſt der zur äußerſten Wut gereizten Angreifer. Das Kreiſchen und Schreien, die ermutigenden Zurufe, die knatternden Salven der Scharſchützen, die weithin ſchallenden Kriegshörner, das gellende und herausfordernde Geſchrei der Kämpfer, das Stöhnen und Jammern der Weiber und der Schwerkranken in dem Lazarettlager — alles dies brachte zuſammen ein wüſtes Getöſe ganz unbeſchreiblicher Art hervor.

Zwei Stunden lang dauerte das verzweifelte Ringen und Kämpfen. Mehr als einmal waren mehrere der Wangwana ſchon

im Begriff den Kampfplatz zu verlassen und nach den Canoes zu laufen, aber Uledi, der wackere Bootsführer, und Frank bedrohten sie mit Flintenkolben oder trieben sie gar mit angelegten Flinten in die Verschanzung zurück.

Endlich trat die Dämmerung ein. Der Feind zog sich aus der Richtung zurück. Aber der wilde Lärm ihrer Elfenbeinhörner, durch den Wiederhall im dichten Walde noch verstärkt, dauerte unausgesetzt fort, und dann und wann flog immer noch ein rachgieriger, giftbeladener Pfeil daher, um schwirrend in die Verschanzung sich einzubohren, oder unschädlich in den Strom niederzufallen.

Von Schlaf konnte unter solchen Umständen nicht die Rede sein. Doch aber gab es unter den Wangwana manche schwache, verzweifelte Seelen, die selbst die Furcht vor den nach ihrem Fleische lüsternen Kannibalen nicht zu mannhafte Mute und zu der Überzeugung, daß es kühnsten Widerstandes bedürfe, aufzustacheln vermochte. Daher war das Amt, die Leute wach zu halten, Frank und zwei zuverlässigen Männern übertragen worden, mit der bestimmten Weisung, einen Kessel kalten Wassers über die Köpfe aller derer unverzüglich auszugießen, welche den geringsten Hang zum Einschlafen zeigen würden.

Um 11 Uhr nachts sah man eine dunkle Gestalt aus dem Gebüsch auf die Verschanzung des Lagers zukriechen. Uledi hielt sorgsam Wache: leise kroch er mit zwei Begleitern durch eine kleine Öffnung im Zaune aus dem Lager hinaus, um den Spion zu fangen. Plötzlich sprang er auf ihn zu und faßte ihn: aber ein bedenkliches Rascheln in den Gebüsch im Hintergrunde kündigte an, daß die schlauen Feinde auch auf ihrer Hut waren. Sie stürzten zur Befreiung des Gefangenen herbei, sodaß Uledi ihn wieder freigegeben und sich selbst rasch in das Lager zurückziehen mußte. In dem Moment riefen aber auch schon die Flinten der Wachen das Echo des Urwaldes wach, und erweckten die schlaftrunkenen Leute im Lager zu einem hitzigen Mitternachtsgefechte.

Abermals regnete es Pfeile; sie bohrten sich durch das Reißig des Zaunes, sie drangen durch das Laub oder klappten an die Stämme und Äste an, während die Verteidiger auf den Erdboden unter den dichten Schatten des Heckenreißigs sich niederduckten

und mit Schrot, Kesseln oder Kugeln antworteten, welche an dem untern Rande der Dschungeln hinstreiften.

Bald war indessen die Ruhe wieder hergestellt. Zwar schwirren aus einiger Entfernung immer noch die vergifteten Pfeile um das Lager herum, aber da die Leute darin durch das dichtverstopfte Pfahlwerk wirksam geschützt waren und zudem vorsichtig am Boden kauerten, so blieben die Pfeile machtlos und bewirkten nur, daß ein jeder sich wach hielt und durch das fortwährende leise Schwirren daran erinnert blieb, daß der wachsame Feind ganz in der Nähe wäre.

Der Morgen dämmerte. Die Köche machten Feuer an, um einige Speisen unter dem Schutze des hohen Flußufers zu kochen, damit die Kämpfer nach dem langen Fasten einige Nahrung zu sich nehmen könnten. Stanley und Frank begnügten sich mit sechs gerösteten Bananen und einigen Tassen Kaffee ohne Zucker.

Stanley ließ nun, nachdem er Frank und Scheikh Abdallah, einen Araber aus dem Gefolge Tippu-Tibs, angewiesen hatte, während seiner Abwesenheit recht wachsam zu sein, das Boot bemannt und sich eine Strecke weit stromabwärts rudern. Zu seinem Erstaunen erblickte er einige hundert Schritt unterhalb des Lagers eine große Stadt, welche aus einer Reihe von Dörfern bestand, die sich in einförmiger Linie an dem hohen Gestade hingen. Zugleich bewiesen ganze Wälder von Palmen und ausgedehnte Bananenpflanzungen den Reichtum des volkreichen Bezirkes Binja-Ndschara, von dem der Watwa-Zwerg erzählt hatte, er wäre so mit Menschen angefüllt, daß es ganz unmöglich sein würde, durch denselben hindurchzukommen.

Bald hatte Stanley seinen Plan entworfen. Notwendig erschien es ihm, das südlichste Dorf der Reihe in Besitz zu nehmen, um Lebensmittel zu erhalten, um die Kranken unter Dach und Fach zu bringen und um die Verbindung mit der Landabteilung offen zu halten, sobald diese ihre sehnlichst erwartete Ankunft anmelden sollte.

Er ruderte daher sofort nach dem Lager zurück, von Tausenden von Köpfen beobachtet, welche aus den Gebüschen allenthalben hervortauchten.

Da nichts aus dem Boote und den Lazarettecanoes ausgepackt worden war, so saßen binnen wenigen Minuten die Verteidiger des Lagers an ihren Plätzen in den Fahrzeugen und durchruderten

haftig die kurze Strecke bis zu dem Landungsplatze bei dem ersten Dorfe.

Sobald gelandet war, wurden je zwei Mann Wache bei dem Boote und den Canoes zurückgelassen, die übrigen aber stürmten an dem steilen Ufer zu dem Dorfe hinauf. Sie fanden es leer. Augenblicklich wurden einige Bäume gefällt, mit diesen die Dorfstraße an beiden Enden verbarrikadiert und so das Dorf vollkommen verteidigungsfähig gemacht.

Binnen kurzem aber erholten sich die Wilden von ihrer anfänglichen Überraschung und strengten sich auf das äußerste an, die Fremden aus dem Dorfe wieder zu vertreiben. Allein von den Barrikaden aus wurde ein lebhaftes Feuer auf sie unterhalten. Zugleich postierten sich einige Scharfschützen auf hohen Bäumen am Ufer, sodas sie das Terrain hinter dem Dorfe leicht überblicken und so die Belagerten gegen Brandstiftung sichern konnten.

Mittlerweise wurden die Kranken in den Dorfhütten untergebracht. Drei von ihnen waren während der Schrecken der vergangenen Nacht ihren Leiden erlegen und in den Strom versenkt worden.

Der Kampf dauerte bis Mittag. Dann aber unternahm Stanley mit 25 der Entschlossensten einen Ausfall, der so erfolgreich war, daß die Feinde aus der nächsten Umgebung des Dorfes zurückwichen. Uledi ergriff dabei einen der Eingebornen am Fuße und brachte ihn glücklich in das Dorf hinein, wo er als ein sehr willkommener Fang in sichern Gewahrsam gebracht wurde. Konnte er doch gebraucht werden, um seine zu so hartnäckigem Kampfe entschlossenen Landsleute zur Vernunft zu bringen.

Feldwachen wurden nun von den Enden des Dorfes in den Wald hinein deplohiert, während der Rest der kleinen Streitmacht in Linie sich aufstellte, um alles Gras und Unkraut bis auf 150 Schritt von dem Dorfe abzuhaufen: eine schwere Arbeit, zu deren Vollenbung drei Stunden gebraucht wurden. Dann wurden aus großen Holzblöcken an jedem Ende des Dorfes Schützenstände errichtet, 5 Meter hoch und für 10 Mann geräumig, um jeden anrückenden Feind wirkungsvoll zu beschießen.

Wieder kam die Nacht.

Fort und fort klapperten die vergifteten Pfeile auf die Dächer und raschelten im Laube. Mit dem Morgen jedoch rückten die

Feinde aus den Gebüschern auf den gelichteten Vorraum zum Angriffe vor. Allein die Anordnungen, welche Stanley hatte treffen lassen, setzten sie so in Erstaunen, daß sie sich augenblicklich wieder in die dunkeln Tiefen des Waldes zurückzogen, durch ihre Elfenbeinhörner und durch ihr fortwährendes Kriegsgeschrei „Bo — bo, bo — bo — o — oh“ aber ihre unbezwungene Kampfbegierde ankündigend.

War der Kampfesruf auch ein anderer, als Stanley ihn bisher von den Wilden gehört hatte, so klang er doch ebenso wild leidenschaftlich und drohend.

Um Mittag kam eine ganze Flotte von Canoes, mit mehreren hundert Kriegeren bemannt, den Fluß hinaufgefahren. Nach einer ziemlichen Strecke machten sie kehrt und ruderten, die starke Strömung benutzend, gerade auf den Landungsplatz des Dorfes zu, indem sie in ihre Hörner stießen und die Trommeln schlugen.

Kriegshörner antworteten ihnen aus dem Walde, und zugleich fiel ein wahrer Hagel von Pfeilen auf das Dorf nieder. Jedoch die zwanzig Mann in den Schützenständen, in deren einem Frank, in dem andern Scheikh Abdallah kommandierte, erwiesen sich als vollkommen ausreichend zum Widerstande gegen den Angriff vom Walde her. An der Uferlinie entlang aber hatte Stanley, in Büschen gedeckt, zwanzig Schützen aufgestellt, um gegen den neu erscheinenden Feind das Dorf zu verteidigen.

Es war ein Augenblick, in welchem jeder Einzelne fühlte, daß ihm nur die Wahl zwischen einem tapferen Kampfe und dem tragischen Gesichte bliebe, als kopfloser Leichnam in den Strom geschleudert zu werden. Zudem hatten die fortwährenden und erfolgreichen Kämpfe angefangen, selbst die feigsten Wangwana mit jenem Stolze des Lebens zu beseelen, den das Bewußtsein der Überlegenheit erzeugt, und mit jenem Gefühle der Unverletzbarkeit, welches das häufig geglückte Entkommen aus Noth und Gefahr gewährt. So wurden durch diese Kampfestage Stanleys Leute geschult für künftige, noch gefährlichere Zeiten und Situationen. Es schien, als wenn jeder Einzelne bemüht wäre, selbst den tapferen Uledi noch zu übertreffen.

Mit verzweifelter Energie wurde eine halbe Stunde lang gekämpft; mit größter Beherztheit immer wieder versuchten die Wilden vom Strom her, allen mörderischen Salven zum Trotz, zu landen: als der Vortrab Tippu-Tibs und die Landabteilung aus

dem Walde trat! Fäher Schrecken ergriff die Wilden, eilig wichen sie in den Wald zurück, indem sie laut mit ihren Kriegshörnern die Ankunft dieser Verstärkung ihren Kampfgenossen auf dem Strome ankündigten.

Auf dieses Signal zogen auch die feindlichen Canoes sich zurück; zum Ausdruck ihrer Verachtung warfen sie mit ihren Ruderschaukeln Wasser hoch gegen das Dorf hin empor, und verschwanden dann in geheimnißvoller Weise hinter einer Insel, welche eine gute Viertelmeile entfernt im Strome lag.

Sehr zur rechten Zeit war die Landabteilung erschienen. Aber elend war der Zustand, in welchem sie sich befand! Schlechte und völlig unzureichende Nahrung während eines dreitägigen Umherirrens in dichtverwachsenen Dschungeln, dazu fortwährendes Abkommen von dem richtigen Wege hatte die Kräfte der Leute sichtlich geschwächt. Jedenfalls bedurften sie mehrere Tage der Ruhe.

Es war klar, daß der Feind sich nur in der Absicht hinter die nahe Insel zurückgezogen hatte, um später den Kampf wieder aufzunehmen. Dem zuvorzukommen schien deshalb vor allem nötig. Durch einen nächtlichen Überfall, der die Canoes in seine Hand bringen sollte, hoffte Stanley dieses Ziel zu erreichen.

Es war eine regnerische, stürmische Nacht, als Stanley und Frank im tiefsten Dunkel mit unwundenen Rudern aufbrachen. Frank nahm mit vier kleinen Canoes an dem unteren Ende der Insel Aufstellung, um die Canoes der Feinde, welche Stanley in die Strömung stoßen würde, stromabwärts aufzufangen. Stanley dagegen ruderte in dem Boote nach dem oberen Ende der Insel, durchsuchte das Ufer genau und fuhr, als er ein Feuer auf demselben bemerkte, mit größter Vorsicht heran. Er entdeckte acht große Canoes, welche mit kurzen Tauen aus Palmried an Pfähle am Ufer festgebunden waren. Mit Hülfe seiner Bootskleute schnitt er diese rasch los, stieß sie kräftig in die Strömung hinaus und ließ sie auf Frank zutreiben.

Dann fuhr er weiter in den Kanal zwischen der Insel und dem rechten Stromufer hinein. Zahlreiche hellloodernde Wachtfeuer zeigten an, daß er sich der Hauptmasse der Feinde gegenüber befand. Deutlich hörte er Gemurmel von Stimmen und das Husten der in der kühlen Nacht fröstelnden Wilden. Allein der Schatten des hohen Ufers und großer Bäume deckte das Boot. Unbemerkt wurden die hier zahlreich angebundenen Canoes eins nach dem

andern abgeschnitten und in die schnelle Strömung gestoßen. Sechsz- unddreißig Canoes waren so fortgetrieben. Mehr waren nicht aufzufinden. Nun erst folgte ihnen Stanley mit dem Boote nach, um Frank zu helfen, dessen kleine Fahrzeuge durch die Wucht der zahlreichen aufgefundenen Canoes schon stromabwärts zu treiben begannen.

Das Boot nahm ihm zwölf ab, hißte das Segel auf und fuhr mit den Canoes im Schlepptau den Strom hinauf zu dem Lagerdorfe zurück. Die Beute wurde den wartenden Wangwana zur Bewachung übergeben. Dann kehrte Stanley schnell zurück, um Frank weiteren Beistand zu leisten, der die Richtung, in der er sich befand, durch einen gelegentlichen Trompetenstoß anzeigte. Um 5 Uhr morgens waren alle von diesem höchst erfolgreichen nächtlichen Beutezuge glücklich wieder ins Lager zurückgekehrt.

Einige Stunden später wurde das Boot abermals bemannt und kehrte nach dem Schauplatz des miternächtlichen Wagnisses zurück. Die Insel war jetzt fast ganz menschenleer, nur wenige Personen waren zurückgeblieben, denen Stanley anzeigte, daß er ganz Vinja-Ndschara besetzen und alle Canoes behalten würde, wenn sie jetzt sich nicht zum Frieden entschlossen. Wollten sie dies, so möchten sie zwei Canoes mit ihren Häuptlingen entsenden, denen zwei Canoes mit den Anführern der Expedition mitten auf dem Strome begegnen sollten, um mit ihnen Blutsbrüderschaft zu schließen. In diesem Falle sollten ihnen auch einige der erbeuteten Canoes zurückgegeben werden; die übrigen jedoch würde Stanley gegen eine angemessene Bezahlung behalten. Als ein Angeld darauf und gleichsam als ein Zeichen seiner freundlichen Absichten warf er ihnen zum Schluß einige Päckchen mit Muscheln zu.

Sie versprachen, ihren Häuptlingen diese Anerbietungen mitzuteilen und am nächsten Tage deren Antwort zu überbringen.

Willig folgten diese der Ladung. Mitten auf dem Strome wurde zwischen Sefeni und dem Häuptlinge von Vinja-Ndschara der Bruderbund abgeschlossen, und danach 15 Canoes nebst dem einen Gefangenen zurückgegeben; 23 jedoch behielt Stanley gegen eine hinlängliche Entschädigung, und war dadurch in den Stand gesetzt, auch die Landabteilung seiner Expedition auf dem gewaltigen Strome einschiffen und auf den Schutz, den ihm Tippu-Tib gewährte, allenfalls jetzt zu verzichten.

Schon an demselben Nachmittage erfolgte die Erklärung, welche Stanley längst erwartet hatte, aber jetzt nicht zu fürchten brauchte.

Tippu-Tib erschien bei ihm und gab die Absicht, nach Njangwe zurückzukehren, in so entschiedenem Tone zu erkennen, daß diesmal sein Entschluß unabänderlich zu sein schien. In der That hatte die traurige Lage der Kranken, die zahlreichen täglichen Sterbefälle, die fortwährenden Angriffe der Eingebornen und namentlich der letzte schreckliche Kampf in Vinja-Ndschara einen so entmutigenden Eindruck auf Tippu-Tibs Leute gemacht, daß die Unmöglichkeit zutage lag, sie zu einer mutigen Fortsetzung der Reise durch irgend welche Mittel zu bestimmen.

Daher willigte Stanley, obgleich noch acht Märsche an der in Uregga bedungenen Zahl von zwanzig Lagern fehlten, doch darein, Tippu-Tib seiner kontraktlichen Verpflichtungen zu entbinden, jedoch unter der Bedingung, daß der Araber seinen Einfluß auf die Mannschaft der Expedition dazu gebrauchen sollte, sie zum treuen Ausharren bei Stanley zu bestimmen. Das versprach er und erhielt in Anbetracht seiner geleisteten Dienste und der Leiden, welche seine Leute hatten ausstehen müssen, nicht nur den bedungenen Lohn unverkürzt, sondern auch noch reiche Geschenke für sich und seine Leute bis zum letzten Minjamweizungen herab.

Den Leuten seiner Expedition ließ darauf Stanley Folgendes bekannt machen: in Anbetracht, daß seine Verpflichtung ihn dazu zwänge, sich auf das äußerste anzustrengen, um den Lauf des großen Stromes bis zum Meere zu erforschen, und daß die vornehmsten Glieder der Expedition entschlossen wären, ihm zu folgen, wohin auch immer er sie führe, würde die Expedition am fünften Tage ihr Lager abbrechen und ein neues, abgesondertes Lager beziehen, und am sechsten Tage würde sie sich einschiffen und ihre Reise antreten den Strom hinab nach dem Ocean.

Dann wandte er sich an die Versammelten:

„In welche See sich auch dieser große Strom ergießen mag, wir wollen ihm dahin folgen. Ihr habt gesehen, daß ich euch oftmals gerettet habe, wenn alles finster und trostlos für uns aussah. Diese Sorge für euch, welcher ihr bisher euer Heil und eure Wohlfahrt zu verdanken hattet, ich werde sie treulich beibehalten, bis ich euch heil und gesund in eure Heimat und unter eure eigenen Palmbäume zurückgeführt habe. Alles was ich von euch verlange, ist ein vollkommenes Vertrauen auf jedes meiner Worte. Von eurem Leben hängt mein eigenes ab; wenn

ich euer Leben aufs Spiel setze, so bringe ich zugleich das meinige in Gefahr. So wie ein Vater sorgsam nach seinen Kindern sieht, so sehe ich nach euch. Zwar sind wir nicht so stark wie damals, als uns die Wilden in Binjata angriffen, oder als wir durch Unjoro nach dem Muta Nzige marschierten, aber wir sind noch dieselbe Schar von Männern, und uns beseelt noch derselbe Geist. Viele aus unserm Kreise sind schon gestorben, aber der Tod ist ja unser aller Ende; und wenn sie früher als wir starben, so war dies Gottes Wille, und wer wird sich gegen Seinen Willen auflehnen? Möglicherweise werden wir noch hundert wilden Stämmen begegnen, welche, um unser Fleisch aufzuessen, auf uns losstürzen und uns bekämpfen werden. Wir haben nicht die Absicht, sie zu belästigen. Wir haben Geld und Waren bei uns und sind nicht arm. Wenn sie uns angreifen, so müssen wir das als ein Übel hinnehmen, das wir nicht hindern können. Wir werden uns fortwährend auf das eifrigste bemühen, mit ihnen Freundschaft zu schließen. Wenn wir aber kämpfen, so kämpfen wir für unser Leben. Es mag auch sein, daß wir noch auf viele Wasserfälle stoßen oder in einen großen See gelangen, dessen wilde Wogen wir mit unsern Canoes nicht befahren können. Aber wir sind keine Kinder, wir haben Köpfe und Arme; und stehen wir nicht allezeit unter dem Auge Gottes, der über uns walten wird, wie Er es für passend hält? Deshalb, meine Kinder, faßt jetzt, wo wir genau in der Mitte dieses Festlandes uns befinden, und wo es ebenso schlimm sein würde, umzukehren wie weiter zu reisen, faßt mutig jetzt den Entschluß, wie ich ihn schon gefaßt habe, daß wir unsere Reise fortsetzen, daß wir auf diesem Flusse uns weiter und weiter bis nach der großen Salzsee durcharbeiten!“

Ein lautes Jubelgeschrei erhob sich, als Stanley geendet. Manwa Sera erklärte mit Begeisterung, daß sie sich alle verpflichtet fühlten, die Banjamwezi sehen zu lassen, aus welchem Stoffe die Kinder der See gemacht seien, und forderte die anwesenden Araber auf, sich die Schwarzen anzusehen, welche im Begriffe ständen, das auszuführen, wovor sie sich fürchteten. Uledi sagte im Namen seiner Bootjungen, Stanley wäre ihr Vater, und wenn auch jeder andere sich weigern sollte, weiter mitzuziehen, so möchte nur Stanley und Frank in das Boot steigen, und er und seine Gefährten würden noch heute die kühne Reise wagen.

Vollauf war zu thun für die wenigen Tage, welche bis zu

dem festgesetzten Aufbruche zur Reise noch blieben. Lebensmittel wurden herbeigeschafft, die schadhafte Canoes wurden ausgebessert, alle zudem paarweis fest an einander gebunden, um ihr Umstürzen zu verhüten, endlich besondere Einrichtungen für den Transport der Reitesel getroffen, welche für den Fall mitgenommen werden sollten, daß die Expedition sich etwa gezwungen sähe, die Canoes im Stiche zu lassen und zu Lande weiterzureisen.

In diese Tage fiel das Weihnachtsfest des Jahres 1876. Es wurde so fröhlich wie möglich verlebt. Am Morgen wurden die Leute gemustert und allen ihre Plätze in den einzelnen Canoes angewiesen, denen die Wangwana unter lautem Gelächter meist die Namen der englischen Schiffe beilegte, die in Zanzibar ihnen bekannt geworden waren. Da gab es denn einen Jason, eine Stadt London, Glasgow, Krokodil, Ocean, aber auch einen Stanley, Livingstone, Mtesa und gar einen Mirambo.

Eine Canoewettfahrt wurde zwischen den verschiedenen Fahrzeugen veranstaltet: die Sieger erhielten Geschenke an Zeug. Der Nachmittag wurde mit Wettlaufen gefeiert, woran sich um der ausgesetzten Preise willen auch die Araber beteiligten, was der Mannschaft viel Vergnügen machte. Das große Ereignis des Tages war der Wettlauf zwischen Frank Pocco und Tippu-Tib um einen schönen Silberbecher mit Unterjaz in getriebener Arbeit. Die Rennbahn war etwa 400 Schritt lang von einem Ende der Dorfstraße zu dem andern. Obgleich sich Frank auf das äußerste anstrenzte, so gewann der muskelstarke Araber doch schließlich einen Vorsprung von 20 Schritt und siegte nach Gefallen.

Darauf stellten die Knaben, welche sich bei der Expedition befanden, mit denen der Eskorte einen Wettlauf an, und schließlich ließen auch einige Weiber sich bewegen, ebenfalls um einen Preis sich zu bewerben. Bei ihrem Erscheinen in der Rennbahn drängten sich die versammelten Hunderte herbei, um Zeugen der ungewöhnlichen Scene zu sein. Einige waren sehr linkisch und schwerfällig in ihren Bewegungen, andere rannten mit der Schnelligkeit einer Atalante dahin. Rhamisi, ein junges Mädchen aus Zanzibar, trug den Sieg davon.

Ein Tanz von hundert Wanjamwezi, welche mit dem ganzen Federaufpuß und den schrecklichen Bemalungen von Kriegern geschmückt waren, beschloß unter dem Klange der Trommeln und Elfenbeinhörner diese außerordentlichen Festlichkeiten.

Am zweiten Weihnachtstage gab Tippu-Tib der Expedition ein Abschiedsbanquet von Reis und Hammelbraten. Es fehlte auch nicht an Palmwein, der das feine dazu beitrug, die fröhliche Stimmung, welche die vorhergegangenen Festlichkeiten hervorgerufen hatten, zu erhalten und alle mit Zuversicht auf das Gelingen ihres kühnen Unternehmens zu erfüllen.

In der Morgendämmerung des nächsten Tages schiffte sich dann Stanley mit allen Männern, Weibern und Kindern der Expedition, im ganzen 149 Menschen, ein und ließ, nachdem er Tippu-Tib hatte sagen lassen, er würde am folgenden Tage stromauf rudern und den Fluß dicht beim Dorfe Vinja-Ndschara vorbei zu einem letzten Lebewohl hinunterfahren, nach dem Inselchen in der Nähe des rechten Ufers hinübersteuern, wo für die einzige Nacht, die dort zugebracht werden sollte, ein notdürftiges Lager errichtet wurde.

Stanley musterte die Mitglieder der Expedition: es fehlte niemand! Da erhob ihn ein freudiges Gefühl der Zuversicht und des Vertrauens, wie er es seit seiner Abreise von Zanzibar nicht empfunden hatte.

Der Abend kam. Alles auf der Insel sank mit Ausnahme der Wachen in Schlaf. Nur Stanley und Frank saßen noch in ernstesten Gedanken zusammen.

„Ehe wir nun definitiv abreisen“, begann Frank, „erlauben Sie mir die Frage, ob Sie wirklich in Ihrer innersten Seele an das Gelingen unseres Unternehmens glauben. Ich frage danach, weil so mancher Umstand gegen unsern Plan ins Gewicht fällt — nicht, daß ich nur einen Augenblick die Umkehr für das Geratenste ansehe, nachdem wir einmal so weit gegangen sind.“

„Glauben?“ erwiderte Stanley, „Ja, ich glaube wirklich, daß wir alle wieder zu seiner Zeit aus diesen dunkeln Regionen an das Licht hinaustreten werden. Es ist allerdings wahr, daß unsere Aussichten jetzt so dunkel sind wie diese Nacht. Der Strom dort fließt beharrlich nach Norden, und wir befinden uns hier an dieser Stelle 500 Meter über dem Meere! Zu welchen Schlüssen können wir daraus gelangen? Entweder bringt der Strom eine große Strecke weit nach Norden über den Äquator hinaus und fließt dann mit einem gewaltigen Bogen in den Kongo ab. Dann ist es nicht wahrscheinlich, daß er viele Wasserfälle zu bilden braucht, um die 500 Meter auszugleichen. Oder wir werden ihn

binnen kurzem in der Nähe des Äquators nach dem Kongo zu einen direkten Einschnitt durch das Gebirge durchfließen und sich durch einen tief eingefurchten Kanal oder in großen Katarakten hinabstürzen sehen. Oder er ist der Niger oder der Nil. Ich glaube aber, daß es der Kongo ist. In diesem Falle freilich müssen wir immerhin viele Wasserfälle erwarten. Laß uns nur hoffen, daß diese Fälle in einer Reihe nahe bei einander liegen.

„Auf alle Fälle, mag es nun der Kongo, der Niger oder der Nil sein, bin ich vorbereitet, sonst würde ich nicht so vertrauensvoll sein. Ich habe mir zahlreiche Notmittel ausgedenkt, mit denen ich den wilden Menschen, der wilden Natur und den noch unbekanntem Schrecknissen widerstehen will. Es ist ein ungeheures Wagnis, aber wer nichts wagt, gewinnt nichts.

„Nun sieh dir einmal diese letzte Karte an, welche europäische Geographen von dieser Gegend gezeichnet haben. Sie ist leer, vollständig weiß an dieser Stelle. Ich versichere dich, Frank, dieser große leere Raum ist nun nahe daran, sich zu füllen. Ich habe ihn angefüllt mit wunderbaren Ansichten von Städten, Dörfern, Flüssen und Ländern in meiner Phantasie, und ich brenne vor Begierde, mich von der Wahrheit meiner Gebilde zu überzeugen. Glauben? Ich sehe mich bei Turm und Stadt vorbeigleiten, und mein Geist will nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen. Gute Nacht, mein Junge! Gute Nacht! Und mögen glückliche Traumgesichte von See und Schiffen, von Freude und Erfolg dir in deinem Schlafe erscheinen! Morgen ist der Tag, an dem wir rufen werden: Sieg oder Tod!“ —

Der Morgen dämmerte. Grauer Nebel lag so dicht auf dem Flusse, daß er das jenseitige Ufer ganz den Blicken entzog. Die Leute erschienen ebenso traurig und trübsinnig wie der düstere Morgen. War es möglich, in einer solchen Stimmung die Fahrt anzutreten?

Allmählich jedoch erhob sich ein frischer Luftzug und wehte langsam die trüben und schweren Nebelmassen hinweg, bis die Sonne sich Bahn brach, und nun auch mehr und mehr die üppig bewaldeten Ufer in ihrer ersten Färbung aus dem Dunstschleier hervortauchten. Endlich wurde auch der Strom sichtbar und erstrahlte in spiegelhellem Glanze.

„Nun schiffst euch ein, meine Freunde! Laßt uns sogleich aufbrechen: möge unsere Reise glücklich sein!“

Trommel und Trompete verkündeten dem wartenden Tippu-Tib, daß die Expedition den Fluß hinaufführe. Nach einer halben Stunde ruderte sie nach dem linken Ufer schräg hinüber. Eine Viertelmeile oberhalb Binja-Rdschara wurden die Ruder in die Rähne gelegt und diese der starken Strömung überlassen.

Da tönte von dem Ufer zum Lebewohl ein voller und melodischer Chorgesang herüber; sanft und freundlich schien der Strom die Töne den Canoes zuzuführen. Immer lauter schollen sie an in ihrer gefühlvollen, Trauer ausdrückenden Stimmung. Sie sprachen vom Scheiden, von getrennter Freundschaft und riefen den vorüberfahrenden Freunden auf lange, vielleicht auf ewig, ein herzliches Lebewohl zu.

Jetzt kamen den Scheidenden auch die Sänger zu Gesicht. Längs des Stromufers standen in malerischem Kostüm die Söhne Unjamwezi und sangen ihr Abschiedslied. Viele Hände winkten einen Abschiedsgruß ihnen zu in wehmütiger Bewegung.

Doch die braunen Fluten des Stromes achteten nicht auf Gefühle. Gleichmäßig trugen sie die Canoes vorüber. Immer schwächer wurden allmählich die Klänge und starben endlich leise dahin.

Stanley stand auf und warf einen Blick über seine Leute in den Canoes. Fast alle schluchzten und lehnten sich vornüber, von Wehmut und Kummer niedergebeugt.

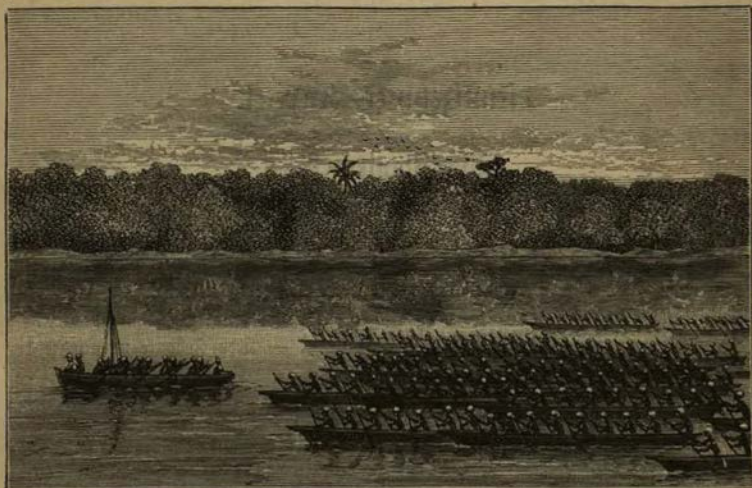
„Söhne von Zanzibar!“ rief er, „die Araber und die Wanjamwezi blicken auf euch. Sie sagen jetzt einer zum andern, wie tapfere Gefellen ihr doch seid. Hebt eure Köpfe hoch empor und seid Männer! Was ist denn zu fürchten? Die ganze Welt lächelt vor Freude. Hier sind wir alle bei einander wie eine einzige Familie, mit engverbundenen Herzen, alle gleich fest in der Absicht, unsere Heimat wieder zu erreichen. Seht diesen Strom an; hier geht die Straße nach Zanzibar. Wann saht ihr je eine so breite Straße? Wann seid ihr je auf einem Pfade gereist, wie dieser hier? Holt mit euren Rudern weit aus und ruft Bismillah!* — Und nun rüstig vorwärts!“

Mit mattem Lächeln antworteten die Leute auf den Zuruf. Nur Uledi setzte ein paarmal an, einen Chorgesang anzustimmen.

* In Gottes Namen.

Aber auch seine Stimme erstickte in so wunderlichen Tonbildungen, daß sie seinen Freunden selbst in ihrer Vangigkeit ein flüchtiges Lächeln entlockte.

Müde bewegten sich die Ruder. Die Dörfer von Binja-Ndschara sanken in den Hintergrund. Unaufhaltsam trieb die starke Strömung des Flusses Boot wie Canoes vorwärts, hinaus in die unbekannte Welt! —



„Hinaus in die unbekannte Welt.“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Stanley-Fälle.

„Dies ist unser Strom!“ — An der Mündung des Lowwa. — Im tropischen Urwalde. — Sen — nen — neh! — Freunde in Kanfore. — Die Mwana Itaba. — Der erste Stanley-Fall. — Kämpfe mit den Baswa und Bakumu. — Die Umgehung der Katarakte. — Jaidis Not und Rettung. — Kannibalen. — Im Netz gefangen. — Nochmals die Bakumu. — Der siebente und letzte der Stanley-Fälle.

Fast eine Viertelmeile war der Strom breit. Seine Ufer waren sehr dicht bevölkert. Dorf folgte auf Dorf, jedes von Ölpalmen und Bananenpflanzungen umgeben und von dem nächsten durch dichte Gebüsch getrennt.

Der erste Tag der Fahrt — der 28. Dezember 1876 — verging friedlich. Aber am nächsten schon ließen vom linken Ufer her die großen, aus starken Bäumen ausgehöhlten Trommeln der Eingebornen donnernd das Signal ertönen, daß Fremde sich naheten.

Stanleys Flotille zog sich, um einem Friedensbruche möglichst vorzubeugen, nach der Mitte des Stromes zurück, nahm die Ruder ein und ließ sich von der Strömung treiben. Allein von beiden Ufern fuhren in wilder Erregung die Eingebornen auf die Canoes los. Sie trugen prunkende Federaufsätze auf den Köpfen und waren mit breiten, schwarzen Holzschilden und langen Speeren bewaffnet.

Ratembo, einer der beiden jungen Dolmetscher, welche Tippu-Tib Stanley mitgegeben hatte, rief ihnen laut „Sennenneh!“* zu, aber sie verschmähten den Gruß und verlangten mit frechem Troße, die Canoes sollten umkehren.

„Aber wir thun euch ja nichts zu Leide, Freunde. Die Strömung führt uns mit sich fort, und der Strom wird nicht anhalten oder rückwärts gehen.“

„Dies ist unser Strom!“

„Ganz wohl; so sagt ihm, daß er uns rückwärts treiben möge und wir wollen dann gehen.“

„Wenn ihr nicht umkehrt, so werden wir mit euch kämpfen.“

„O nein, thut dies nicht; wir sind ja Freunde.“

„Wir brauchen euch gar nicht zu Freunden; wir wollen euch fressen.“

Trotz dieser geharnischten Erklärung setzte doch Stanley die Unterredung mit ihnen beharrlich fort; und da ihre Neugierde erregt war, so hörten sie ebenso beharrlich zu. Die Folge davon war, daß die Strömung auch sie weiter stromab führte und in so bedrohliche Nähe eines andern Dorfes brachte, daß sie um ihrer eigenen Sicherheit willen umkehren mußten und den Fluß hastig wieder hinaufruderten.

Allein für Stanley war damit nichts gebessert. In den Dörfern des rechten Ufers erhob sich sofort ein schreckliches Getöse von Trommeln und Kriegshörnern, und mit drohenden Gebärden stürzten die Bewohner sich in ihre Canoes und ruderten wütend auf die dahintreibende fremde Canoeschar zu. Ohne eine Anrede abzuwarten, schleuderten sie ihre Speere und jauchzten: „Fleisch! Fleisch! Ah, ha! Wir werden Fleisch in Menge haben!“ Und zugleich erhoben sie ihren Kriegsruf: Bo—bo—bo—bo, Bo—bo—bo—bo—o—oh!

Fast wäre Stanley selbst von einem Speere getroffen worden. Noch gerade rechtzeitig bückte er sich: schwirrend flog der Speer des Wilden dicht über Stanleys Rücken hin und fuhr zischend ins Wasser.

Nach aber verbrauchte die Kampfeswut der Wilden, als einige Salven in ihre Canoes einschlugen. Nach fünf Minuten war der Strom wieder frei.

* Friedel

Die vielen herumschwimmenden Schilde der Wilden wurden aufgesicht, um bei späteren kriegerischen Begegnungen als Schutzwehren für die Insassen der Canoes gebraucht zu werden.

Nach diesen Erfahrungen wurde am Abend das Lager in dichten Dschungeln am Flusse aufgeschlagen, an einem Orte, wo sonst nur Flusspferde und Elefanten zu hausen pflegten. Dennoch erspähten die Wilden der gegenüberliegenden Flußseite das Lager in dem niedrigen Ufergebüsch und erschienen alsbald mit drohenden Mienen vor demselben.

Katambo und sein junger Mitdolmetscher boten alle ihre Kunst in Worten und sprechenden Gebärden auf, um die Eingebornen zu beruhigen, und erreichten auch wirklich, daß diese sich etwas besänftigen ließen und wieder zurückruderten, jedoch mit der Ankündigung, am Morgen würden sie wiederkommen und die Fremdlinge sämtlich köpfen. Denn sie hätten die Absicht einen großen Schmaus zu veranstalten, zu dem die Ankömmlinge alle am Spieße gebraten werden sollten.

Stanley zog es indessen vor, dieses Gastmahl nicht abzuwarten, sondern schiffte schon beim Morgengrauen mit den Seinen zur Weiterfahrt sich ein und ruderte, dicht an das rechte Ufer sich haltend, von dannen.

Er war erst eine halbe Meile weit gefahren, als ein großartiger Anblick ihn überraschte: 1000 m breit mündete der stattliche Lowwa, wie bisher alle großen Nebenflüsse von der rechten Seite her, in den majestätischen Strom. Ein plötzlich eintretendes Unwetter nötigte die Expedition hier zu landen. Am nördlichen Ufer des Lowwa suchten die Leute im Schatten des Urwaldes Schutz unter rohen Blätterdächern, die sie sich hastig errichteten.

Die Größe und Höhe der Baumstämme bewies, daß diese Gegend zur Rechten des Livingstone seit Jahrhunderten nicht, vielleicht überhaupt niemals, bewohnt gewesen war. Ein undurchdringliches Gebüsch hatte sich gebildet, bestehend aus einer wirren Masse der verschiedensten Arten von Farnkräutern, Dattel- und Dum-Palmen, aus Dickichten der spanischen Pfefferpflanze, aus hundert Arten an den Bäumen emporkletternder Weinstöcke, aus kriechenden Kautschukpflanzen, Rianen und endlos langen Stengeln des Rotang. Diese unlösbar verstrickte Pflanzenmasse wurde gegen das Sonnenlicht durch die hohen, sich darüber wölbenden und ineinander flechtenden Zweige der Baumwoll- und Tekbäume geschützt,

durch Olpalmen, Feigenbäume mit dicken, fleischigen Blättern und hohe Gummibäume. Solch Waldesdunkel ist die Heimat der Elefanten, welche mit ihrem schweren Tritt die einzigen gangbaren Pfade durch das Unterholz gebahnt haben.

In den Gabeln der Äste hatten sich schwammige Auswüchse gebildet, aus welchen Orchideen und zarte Farnkräuter üppig hervorzuwachsen, und von vielen Zweigen hingen Bartflechten in graziosen, feinen Fransen herab.

Wo irgend an dem braunen, lehmigen Gestade Einbuchtungen mit stillem Wasser sich gebildet hatten, da war die Fläche überdeckt mit rohrartigem Niedgras und Papyrusstauden.

Tausendfaches Leben erfüllte die Dämmerung. Tausendfüße mit langgestreckten, schlangenähnlichen Körpern von hellglänzender Chokoladen- oder tiefschwarzer Farbe krochen umher; in langen, dichtgedrängten Reihen marschierten braune, schwarze und gelbe Ameisen vorüber oder Termiten, welche mit unersättlichem Zerstückungstrieb unaufhörlich nagen, beißen und auf Raub ausgehen. Hier schlich eine ölige Erdraupe mit spiegelglattem, schleimigem Harnisch, dort saß eine Mantis, eine Fangheuschreckenart, wie betend die Vorderfüße erhoben, ein merkwürdiges Geschöpf, hager, unheimlich, in seinen Bewegungen geheimnisvoll, dessen bisweilen 12—13 cm langer Leib doch nur die Dicke seines Beines hat. Langsam wanderte daneben der Sonnenkäfer, in leuchtendes Rot mit schwarzen Flecken gekleidet. Wie von Leben überwallend waren diese feuchten Schatten!

Zu keiner Stunde herrscht Stille im tropischen Walde. Das Summen und die mannigfachen Geräusche der unzähligen Arten geschäftiger Insekten brachte Leben in die dämmernden Schatten. Millionen von Fresswerkzeugen waren mit Nagen und Zermalmen beschäftigt, Millionen winzig kleiner Flügel schwirrten in der Luft, hier zischte wütend ein Insektenvolk, das eben alarmiert und bereit war, sich in den Kampf zu stürzen, dort marschierte ein anderes raschelnd unter den Blättern dahin; dazu das Zirpen der geschwägigen Grille, das Summen des Ameisenlöwen, das Brüllen des Ochsenfrosches. Zwischendurch knarrten die Äste, raschelnd fielen die schweren Blätter herab, hier oder dort krachte ein Zweig, und in der Höhe rauschten beständig die Baumgipfel.

Plätschernd fiel der Regen auf die dürftigen Laubhütten, unter denen die Mannschaft der Expedition kauerte. Von dem gegen-

überliegenden Ufer des Lowwa kamen die Eingebornen herbei, um die Fremdlinge, zumal die blassen, hohlwangigen Weißen sich anzusehen. Still blieben diese unter ihren niedrigen Blätterdächern hocken, nur die milde, klagende Stimme Katembos bemühte sich um Wahrung des Friedens.

Die Wangwana hatten bisher den blökenden Ton, in welchem Katembo sein langgedehntes Sen—nen—neh zu sprechen pflegte, durch spöttische Bā—ä—ä—äs lächerlich gemacht. Jetzt begriffen sie, daß nicht auf dem Worte, sondern auf dem zitternden, klagenden Tone der Eindruck beruhe, und bekamen Respekt vor ihm. Denn wirklich gelang es ihm dadurch, die Wilden zu besänftigen und den Frieden aufrecht zu erhalten.

Endlich hörte der Regen auf, und das Lager im Urwalde wurde verlassen. Allein zugleich erhob sich ein starker Wind, der, als die Canoes mitten auf dem Strome waren, sich zu einem Sturme verstärkte. Den großen, schweren Wellen des aufgewühlten Wassers waren die Canoes nicht gewachsen: zwei sanken unter, und von ihren Insassen fanden zwei den Tod in den Fluten.

Alle waren von diesem Unfalle tief betroffen. Stanley besorgte daher nicht mit Unrecht, daß die Leute in Verzagtheit gerathen und ihn bitten würden, umzukehren. Allein daran dachte, so erschrocken sie auch waren, doch niemand, vielmehr fanden sie allmählich wieder Beruhigung in der Meinung, daß der plötzliche Tod ihrer Kameraden vom Schicksal so beschlossen gewesen wäre, und daß keine Vorsichtsmaßregeln sie würden haben retten können.

Das neue Jahr kam — 1877 — und mit ihm neue Kämpfe. Kriegstrommeln hallten den Fluß entlang, sowie die Expedition in Sicht der Uferdörfer kam, und aus dem Schatten der palmenreichen Flußufer stürzten auf ihren Canoes kriegswütige Kannibalen hervor. Sie wurden am ersten wie am zweiten Tage nach kurzem Gefecht zurückgewiesen. Auch am dritten Tage kamen, als die Expedition eben in einen Kanal eingebogen war, welcher zwei Inseln im Strome von einander trennte, hinter der einen mehrere große Canoes hervor.

Katembo rief ihnen in gefühlvoll klagendem Tone seinen Friedensgruß entgegen. „Sen — nen — neh! Sen — nen — neh! Sen — nen — neh!!“ antworteten hundert Stimmen, einander förmlich überschreiend. Alle fühlten sich erleichtert. Näher heran wollten die Wilden jedoch, obgleich fortwährend mit ihnen lächelnde

Komplimente und herzrührende Friedensrufe ausgetauscht wurden, nicht kommen, sondern sie ließen sich, die gleiche Entfernung bewahrend, vor Stanleys Flotille einhertreiben. Etwas stromab standen und saßen Hunderte von Männern und Weibern in einer langen Reihe am Ufer, die Blicke aufmerksam auf die herantreibenden Canoes der Fremden gerichtet.

„Sen—nen—neh!“ rief einer der Bootjungen ihnen zu. Ein Chor von lang ausgehaltenen, lauten Sennennehs ertönte aus der dichten Menge zur Antwort.

Alles machte einen friedlichen Eindruck. Wieder lud Stanley die Wilden in den Canoes vor ihm ein, näher zu kommen. Allein sie zuckten mit den Achseln, als könnten sie die Verantwortung nicht übernehmen, den Verkehr mit den Unbekannten zu beginnen. Nun wandte sich Stanley an die Volkshaufen am Ufer. Sie brachen in ein lautes Gelächter, doch ohne jedwede Beimischung von Hohn, aus. Die Leute Stanleys streckten ihnen die offenen Hände entgegen, neigten mit gefühlvollem Ausdruck den Kopf etwas auf die Seite und baten, sie als Freunde, als Reisende zu betrachten, welche den richtigen Weg für ihre Reise aufzufinden sich bemühten, indem sie den Fluß hinabführen.

Das machte Eindruck auf die Wilden; sie gaben ihrem Mitgefühl vielfachen Ausdruck und tauschten ihre Meinungen mit sichtlicher Sympathie unter einander aus.

Stanley hielt ihnen lange Halsbänder von verschiedenfarbigen Perlen recht augenfällig entgegen. *

„Ah—h—h!“ seufzten sie voll Bewunderung und steckten die Köpfe zusammen, um sich ihr Entzücken mitzuteilen.

„Wohlan, meine Freunde, laßt uns mit einander reden. Bringt ein Canoe her. Diese Perlen gehören denen, welche heranzukommen wagen.“

Einen Moment herrschte Unschlüssigkeit. Dann verschwanden einige von den Eingebornen und erschienen gleich darauf mit Kürbissen voll Palmwein, Hühnern, Bananen, Gemüse, und legten alles dies sorgfältig in ein kleines Canoe. Zwei Weiber stiegen hinein und ruderten unter erwartungsvollem Schweigen von beiden Seiten fest auf die Lady Alice zu. Je näher sie herankamen, desto weiter hielt ihnen Stanley die Halsbänder mit den so sehr lockenden Perlen entgegen. Endlich legte das kleine Canoe sich neben das Boot. Stanley drückte — mit Katembos Hülfe — in

einschmeichelnder Höflichkeit den beiden Insassen desselben das Glück aus, das er bei dem Anblicke so schöner Frauen empfände, die herkämen, um den weißen Häuptling zu besuchen, und theilte die dargebotenen Halsbänder zwischen beide.

Sie klatschten vor Freude in die Hände und hielten die ihnen geschenkten Perlen empor, um sie den Zuschauern am Ufer zu zeigen: was ein allgemeines Händeklatschen zur Folge hatte.

Darauf beschenkten die Weiber ihrerseits Stanley mit den mitgebrachten Nahrungsmitteln. Mit lebhaftem Händeklatschen nahm die Bootsmannschaft die freundlich dargebotenen Gaben entgegen: worüber nun wieder die Leute am Ufer in ein lautes, sich immer wiederholendes Lachen ausbrachen.

Nun kamen auch die großen Canoes heran und legten sich neben das Boot, sodaß sich zu beiden Seiten desselben gleichsam dichte Wände freudig bewegter Menschen aufbauten.

„Sagt uns, Freunde“, fragte Stanley, „wie kommt es denn, daß ihr so freundlich seid, während die Leute am Strome weiter hinauf so böse Menschen sind?“

Darauf erwiderte ein Häuptling: „Weil gestern einige unserer Fischer weiter stromauf den Dörfern der Amu-Njam gegenüber auf einigen Inseln waren. Als wir dann die Kriegstrommeln der Amu-Njam hörten, so blickten wir hinauf und sahen eure Canoes herunterkommen. Ihr hieltet an, und wir hörten euch sprechen und sagen, daß ihr Freunde wäret. Aber die Amu-Njam sind schlecht: sie essen Menschenfleisch, wir nicht. Sie kämpfen häufig mit uns, und jeden, den sie fangen, fressen sie auf. Sie kämpften auch mit euch, und während des Gefechts kamen unsere Fischer herunter und sagten, daß ihr kämet; aber sie berichteten auch, daß sie euch hätten sagen hören, ihr kämet als Freunde und wolltet nicht sechten. Darum sandten wir heute ein mit vielen Nahrungsmitteln beladenes Canoe bloß mit einem Weibe und einem Knaben den Strom hinauf. Wenn ihr schlechte Menschen gewesen wäret, so würdet ihr jenes Canoe weggenommen haben. Wir standen hinter den Büschen jener Insel und beobachteten euch; aber ihr sagtet „Senkenneh!“ zu ihnen und fuhret in den Kanal zwischen den Inseln hinein. Wenn ihr euch jenes Canoes bemächtigt hättet, so würden uns unsere Trommeln zum Kriege zusammengerufen haben, und ihr hättet mit uns ebenso sechten müssen, wie

mit den Amu-Njam. Nun aber haben wir unsere Speere auf jener Insel gelassen. Seht, wir haben nichts.“

Die Canoes Stanleys warfen ihre Steinanker aus, und ein reger Verkehr mit diesen freundlichen Eingebornen knüpfte sich bald an, dessen Ergebnis der einmütige Rat an Stanley war, doch ja umzukehren! Denn, setzten sie ihm auseinander, ihr eigenes Land Kanfore sei nicht groß und reiche nur bis an das Ende der Inselgruppe; dann folge das Gebiet der feindseligen Mwana Ntaba, mit denen ein Kampf unvermeidlich sein würde; dies reiche bis an die großen Wasserfälle des Stromes, unterhalb deren die Inseln der Baswa lägen, welche Freunde der Mwana Ntaba wären. Über die Fälle aber zu fahren würde unmöglich sein, da der Strom gegen einen Berg losjage, sich dann über ihn hinwegwälze und hinabstürze mit Wirbeln in wild tosendem Aufruhr, worin jedes Canoe unrettbar verloren sei. Das Schlimmste aber wären unten am Flusse die wilden Bakumu, hellfarbige Kannibalen, aus dem Nordosten eingewandert, welche ohne Zweifel die Expedition ausfindig machen und bis auf den letzten Mann niedermeßeln würden. So furchtbare Gefahren lägen vor der Weiterfahrt.

Allein Stanley ließ sich nicht wankend machen. Er ließ nächsten Tages die Anker lichten und fuhr gefaßt den Strom hinab. Vor jedem Dorfe, das man passierte, saßen Gruppen von Männern und Weibern an den Ufern und antworteten auf die Friedensgrüße in heiterer, freundlicher Weise.

Die Inseln hatten bald ein Ende. Immer höher türmten sich die steilen Ufer zur Rechten auf, an denen die Canoes dahin ruderten. Plötzlich sprangen acht Männer hinter einem Gebüsch hervor, erhoben ihr Kriegsgeschrei und schleuderten ohne weiteres ihre Speere auf die friedlich Dahinfahrenden. Einige Speere trafen die Bootwand und rissen tiefe Furchen hinein, andere flogen darüber hinweg. Rasch wurde vom Ufer weggerudert; aber ebenso rasch tauchten aus den verborgenen Schlupfhäfen der Steilküste zahlreiche Canoes hervor, während auf dem Lande dröhnend die Kriegstrommeln geschlagen wurden, und Hornsignale von Ufer zu Ufer wiederhallten.

Die Eingebornen erschienen in voller Kriegsbemalung: die eine Hälfte ihres Körpers war weiß angestrichen, die andere rot mit breiten schwarzen Streifen. Mit gellendem Geschrei stürmten

sie vor. Ein sehr großes Canoe von 26 m Länge war verwegend genug, direct die Lady Alice anzugreifen. Die Bootsmannschaft ließ es ruhig bis auf 15 m herankommen, überschüttete aber dann die Insassen desselben mit einer vollen Salve und ging nun selbst zum Angriff über. Die Wilden waren nicht imstande, ihr Riesencanoe schnell genug zur Flucht umzuwenden; sie stürzten sich deshalb in den Fluß und schwammen den Canoes ihrer Freunde zu, während Stanley sich des Fahrzeuges bemächtigte, das er gern seiner Flotte einverleibte.

Diese den Mwana Ntaba gleich zu Anfang zugesetzte Niederlage veranlaßte sie, den Strom hinabzueilen und durch Hörnerblasen und Trommelwirbel beide Ufer zu alarmieren, bis sich etwa 40 Canoes gesammelt hatten, welche wie wütend den Strom hinabjagten.

Stanley setzte ruhig seine Fahrt fort, als der Strom eine scharfe Biegung machte, und nunmehr das Brausen eines Wasserfalles den Dahinrudernden entgegentönte. Aber fast noch lauter als das Rauschen des Wassers erschallte das durchdringende, gelende Geschrei der wilden Mwana Ntaba von beiden Seiten des Stromes.

Was sollte Stanley thun? Sollte er den wutschnaubenden Kannibalen, welche mit ihrem scheußlichen Kriegslärm das feierliche Brausen des Katarakts zu übertäuben suchten, durch eine Landung die Stirn bieten, oder sollte er die Fahrt über den Katarakt wagen? Ein Entschluß mußte gefaßt werden, und zwar augenblicklich: jede Minute Zögerns brachte die Fahrzeuge unaufhaltsam ihrem Untergange näher!

Stanley traf unverzüglich seine Entscheidung. Er ließ auf das rechte Ufer zurudern, den Wilden entgegen, welche sich dort in den Wäldern und auf dem Wasser befanden. Die Anker wurden ausgeworfen und der Kampf begonnen. Allein die Wilden ließen sich nicht zum Weichen bringen.

Die Ankersteine wurden daher wieder in die Höhe genommen, und die Fahrzeuge quer über den Fluß gerudert. Dann wurde Manwa Sera mit vier Canoes weiter stromauf gesandt mit dem Auftrage, an einer geeigneten Stelle zu landen, seine Leute durch die Waldung zu führen und, während Stanley mit der Hauptmacht die Wilden von vorne angriffe, ihnen unversehens in den Rücken zu fallen.

Der Plan gelang. Unter einem wahren Hagel von Speeren und Pfeilen forcierte Stanley die Landung. Mit Nachdruck griff Manwa Sera in die Schlacht ein. Dennoch mußte von Baum zu Baum bis Sonnenuntergang der Kampf fortgesetzt werden, bevor der hartnäckige Feind wich und wenigstens für die Nacht Frieden gewährte.

Aber am nächsten Morgen begannen die Wilden den Kampf von neuem mit einem Angriffe auf die Verschanzung, welche Stanley zum Schutze des Lagers während der Nacht hatte errichten lassen. Sie waren jetzt noch viel hartnäckiger; denn unter dem Schutze der Nacht waren die Baswa von ihren Inseln unterhalb der Wasserfälle zu ihnen gestoßen, und am Morgen hatten ihre Stammgenossen von dem rechten Ufer sich mit ihnen vereinigt. Nur 43 Flintenträger hatte Stanley ihnen entgegenzustellen, und beschränkte sich daher zunächst nur auf die Verteidigung seines Lagers. Dann aber machte er einen Ausfall und trieb in fünfstündigem Kampfe die Wilden in den Wald zurück.

Jetzt hielten sie ein paar Tage Ruhe.

Stanley benutzte die Zeit zu einer Untersuchung des Wasserfalles. Mit einem Fernglase sah er aus den Zweigen eines hohen Baumes, daß eine Reihe von Felskämmen, die Inseln der Baswa, den Strom durchtheilte. Der schmale linke Arm stürzte sich in Wasserfällen schaumbedeckt über niedrige Terrassen herab. Der viermal so breite Hauptstrom dagegen stürmte gegen einen 90 m hohen Bergrücken mit gewaltigem Wellenschlage an, sammelte sich vor demselben in einer Art Wasserbecken und stürzte aus diesem über einen Wall in wilden Strudeln mit brausenden und sich über einander fortwälzenden Wogen schäumend hinab.

Die Stromfahrt war unmöglich. Es blieb nur ein Weg, um vorwärts zu kommen: mit den Canoes zu Lande die Wasserfälle zu umgehen.

Fünzig Männer wurden daher mit Beilen abgesandt, um durch das Gebüsch des linken Ufers einen Pfad für den Landtransport zu lichten. 4½ m breit wurde das ganze Gestrüpp von Palmried, Weinstöcken, Schlingpflanzen und sonstigem Unterholz niedergeschlagen und das abgehauene Reisholz in dichten Haufen quer über den Weg gelegt. Am Abend waren die Canoes über diese Bahn schon eine Viertelmeile weit fortgeschleift.

Früh am nächsten Morgen wurden die Leute wieder an die

Canoes gespannt und erreichten noch vor Abend einen kleinen Bach, der unterhalb der Fälle in den Strom einmündete und die Fahrzeuge leicht hinabtrug.

Raum aber schwamm die Flotille wieder auf dem großen Strome, als das Brausen eines zweiten Wasserfalles sie erschreckte. Vorsichtig ruderte sie zwischen kleinen, buschigen Inseln weiter, an deren Ende sie wieder einen freien Blick auf den großen Strom gewann, aber nun auch das großartige Rauschen des Wasserfalles in erschreckender Nähe hörte. Zugleich tönten wieder Kriegshörner und Trommeln von dem linken Ufer herüber, und die Inselbewohner antworteten auf diese Lärmsignale.

Der Abend war nahe. Wieder war guter Rat teuer. Das dumpfe Brausen dieses Katarakts klang bedeutend voller und mächtiger als das des ersten, und die Strömung führte reißend schnell auf ihn zu.

Zwar zeigten die Insulaner die feindseligste Lebhaftigkeit und rüsteten sich zum Kampfe. Doch aber durfte Stanley sich nicht besinnen, ihnen entgegenzutreten: nur 200 Schritt etwa oberhalb der in den Abgrund stürzenden Fluten wurde gelandet. Da verließen die Wilden ihre Insel und fuhren zu den am Ufer heulenden und schreienden Bakumu hinüber.

Eine Fahrt über den Wasserfall war ganz unmöglich. Eine kleine Insel teilte ihn. Der östliche Arm war über alle Beschreibung wild erregt, und der Lärm seiner tobenden Wellen betäubend, während der linke Arm eine Terrasse hinabrauschte und dann in einem ausgedehnten Becken, indem das Wasser an der äußern Rundung hinjagte, einen so gewaltigen Strudel bildete, daß das Wasser in der Mitte einen halben Meter niedriger stand als an dem äußern Rande. Ein abgedanktes Canoe wurde in den Katarakt, um seine Gewalt zu erproben, hinabgestoßen. Pfeilschnell schoß es hinunter, fuhr um den furchtbaren Wirbel herum, wurde im nächsten Augenblicke von dem Strudel eingesogen und gleich darauf, 30 m weiter unten, wieder zur Oberfläche emporgeschleudert.

Es blieb wieder nichts weiter übrig, als diesen Wasserfall ebenso wie den ersten zu Lande zu umgehen und den wütenden Angriffen der wilden Bakumu troz zubieten.

Mit dem Grauen des Morgens verließ daher die Expedition ihre Rastinsel und stürmte mit verzweifelter Hast quer über den Fluß auf die Küste zu. Sofort versuchten die Wilden einen

Angriff. Doch gelang es, die Canoes in einer kleinen Bucht dicht oberhalb des Wasserfalls der Strömung zu entziehen und in Sicherheit zu bringen. Frank wurde an dieser Stelle mit 8 Musketieren und 60 Artträgern zurückgelassen, um sofort eine Pallisadenverschanzung zu errichten, Stanley selbst aber führte 36 Mann in einer Linie durch die Gebüsch und trieb die vereinigten Baswa und Bakumu in die etwa eine Viertelmeile entfernten Dörfer zurück. Vor den Dörfern hatten die Wilden Haufen von Reisig aufgeschichtet und aus großen Bäumen Schutzwehren errichtet. In diesen setzten sie sich jetzt fest. Stanley aber schlich sich mit seinen Leuten durch das Gebüsch, drang plötzlich von der Seite her mit Gewalt in diese Verschanzung hinein und trieb die Eingebornen hinaus. Damit war für diesen Tag der Frieden gesichert.

Nunmehr wurde die Expedition in zwei Abteilungen geteilt, welche abwechselnd die eine bei Nacht, die andere bei Tage arbeiten sollten. Ein schmaler Pfad von drei Viertelmeilen Länge wurde zunächst durch den Wald angelegt, an demselben entlang in Zwischenräumen von je einer Achtelmeile Lager im Rohbau errichtet und aus dem Dorfe Material zu Fackeln für die Nacharbeit herbeigeschafft. Dann begann Frank seine Arbeit mit 50 Artträgern, während 20 Musketiere in den Gebüsch zum Schutze für die Arbeiter sich verteilten. Schon vor der Morgendämmerung legten alle Mann Hand an die Canoes, ein ungestümer Anlauf wurde genommen und schon um 9 Uhr vormittags mit allen Canoes und sämtlichem Gepäc das erste Lager erreicht.

Während des Vorbeimarsches des Nachtrabes erhoben die Bakumu ganz plötzlich ein wildes Geschrei, um die Vorüberziehenden zu erschrecken; aber die Patrouillen antworteten ihnen sofort durch Flintenschüsse und brachten sie wieder zur Ruhe. Ein rascher Angriff jagte sie dann eine halbe Meile landeinwärts in weiter rückwärts gelegene Dörfer und zwang sie bald, auch diese zu verlassen.

Am Abend machte sich Frank mit seinen Leuten wieder wacker an die Arbeit, und am nächsten Vormittage wurde durch einen alle Kräfte aufbietenden Vormarsch das zweite Lager erreicht. Zwar gab es wieder einige Scharmügel mit den Wilden, doch wurde an dem Wege rüstig weitergearbeitet und am nächsten Nachmittage bis zu dem dritten Lager vorgeedrungen. Endlich wurde am nächsten Morgen ein letzter energischer Anlauf genommen und so nach

achtundsiebzigstündiger Anstrengung der Bach, bis zu dem die Transportbahn abgesteckt worden war, glücklich erreicht, ohne daß die völlig entmutigten Bakumu noch eine Störung gewagt hätten.

Die Canoes schwammen wieder auf dem großen Strom, der, obgleich an dieser Stelle immer noch gefährlich, doch ein schnelleres Vorrücken, als zu Lande möglich war, versprach. Sechs Canoes wurden glücklich von der wackeren Bootsmannschaft durch die Stromschnellen, welche der wilde Strom zwischen dem Festlande und der Insel Mtunduru bildete, hinabgeführt. Das siebente war mit Muskati, Uledi Muskati und Zaidi, einem der Kirangozi, bemannt. Muskati, der am Steuer saß, verlor an einer gefährlichen Stelle des Wassers die Geistesgegenwart und ließ das Canoe umschlagen. Muskati und sein Freund Uledi Muskati schwammen den wütenden Strom bis zur Insel hinab, an der sie durch das achte nachfolgende Canoe gerettet wurden. Zaidi aber, dem das Brausen der Strömung die Besonnenheit geraubt hatte, glaubte sein Leben dadurch zu retten, daß er sich an sein Canoe anklammerte. Das Canoe schoß in der reißenden Strömung vorüber, dem unvermeidlichen Untergange entgegen. Aber die gütige Vorkehrung rettete den Mann, als er schon am Rande des Grabes schwebte.

Am Nordende der Insel Mtunduru bildete der Strom einen jähen Wasserfall. Grade hier ragte aus den wild herabstürzenden Fluten ein einsamer, spitzer Fels hervor. Gegen diesen wurde das Canoe getrieben und, von der Wucht der Wellen niedergedrückt, in zwei Stücke zerspalten, von denen das eine unten festgeklemmt, das andere schräg in die Höhe getrieben wurde. An dieser Klammerte sich der schon dem Ertrinken nahe Mann an, während er auf der Felsspitze unsicher genug saß. Das Wasser bespülte seine Knöchel. Zu seiner Linken sah er 45 m breit die sich hinabstürzenden Wasser, während zu seiner Rechten fast ebenso breit die braunen Wellen wild über einander tosten. Dicht hinter ihm aber fiel das Wasser auf einmal 2 m tief in einen breiten Spalt hinab, der sich zwischen der Felskante, auf der er saß, und einem felsigen Inselchen mitten im Strome befand.

Es war eine Lage, wie sie gefährlicher kaum gedacht werden konnte. Aber doch war Zaidi jetzt weit ruhiger, als seine von schrecklichster Angst um ihn erfüllten Gefährten am Ufer, mit denen

er sich nicht einmal, obgleich nur etwa 45 m von ihnen entfernt, verständigen konnte: so laut tobte das Wasser.

Alle Gedanken waren auf seine Rettung gerichtet. Stanley ließ Palmried aus dem Walde holen und daraus ein Rabel flechten. An diesem wurde ein kleines Canoe in die Strömung hinabgelassen. Aber in dem Augenblicke, wo es den Mann zu erreichen schien, wurde das Tau von der Gewalt der reißenden Strömung wie Bindfaden zerrissen; einem Pfeile gleich schöß das Canoe an der Felspitze vorbei, stürzte in den Abgrund und wurde in unzählige kleine Stücke zertrümmert.

Stanley ließ ein zweites Canoe kommen. Aus drei zollstarken Rohrfaserseilen wurde ein Tau gedreht und noch durch alte Zeltseile verstärkt. Dies wurde, etwa 80 m lang, an den Bug des Canoes festgebunden, ein ähnliches Tau am Stern und ein drittes an der Seite des Fahrzeuges. Außerdem wurde ein kürzeres, etwa 30 m langes Tau am Hinterteil des Canoes befestigt, welches Zaidi im rechten Moment zugeworfen werden sollte.

Zwei Freiwillige wurden aufgefordert, sich zu dem gefährlichen Rettungswerke zu melden. Keiner trat vor. Stanley bot Belohnungen an: keine Antwort! Er machte den Leuten Vorstellungen, wie es ihnen gefallen würde, wenn sie in einer Lage wie Zaidi sich befänden, ohne daß ein Freund zu ihrer Rettung sich bereit zeigte. Da trat Uledi vor: „Genug, Meister! Ich will gehen. Mein Schicksal steht in Gottes Hand.“ Damit zog er sein Lendentuch fest um den Leib. „Wenn Uledi geht“, sagte nun Marzuk, einer von den Bootjungen, „so will ich auch gehen.“ Nun boten auch Schumari, Uledis Bruder, und sein Vetter Saywa sich an. Allein Stanley hielt sie zurück: „Ihr seid doch nicht etwa meiner überdrüssig, daß ihr alle zu sterben wünscht? Wenn alle meine braven Bootjungen verloren gehen, was sollen wir dann machen?“

Uledi und Marzuk stiegen mit todesmutiger Miene in das Canoe. Sie ruderten quer über den Strom, wobei das Fahrzeug an dem Sternkabel von den Leuten auf dem Gestade festgehalten wurde, während das Bug- und das Seitentau schlaff gelassen waren, bis das Canoe bis auf 18 m an die rauschenden Fälle herangefahren war, und nun Uledi sich bemühte, das kurze Rabel Zaidi zuzwerfen.

Aber der im Strom sich mächtig hebende Wasserschwall trieb

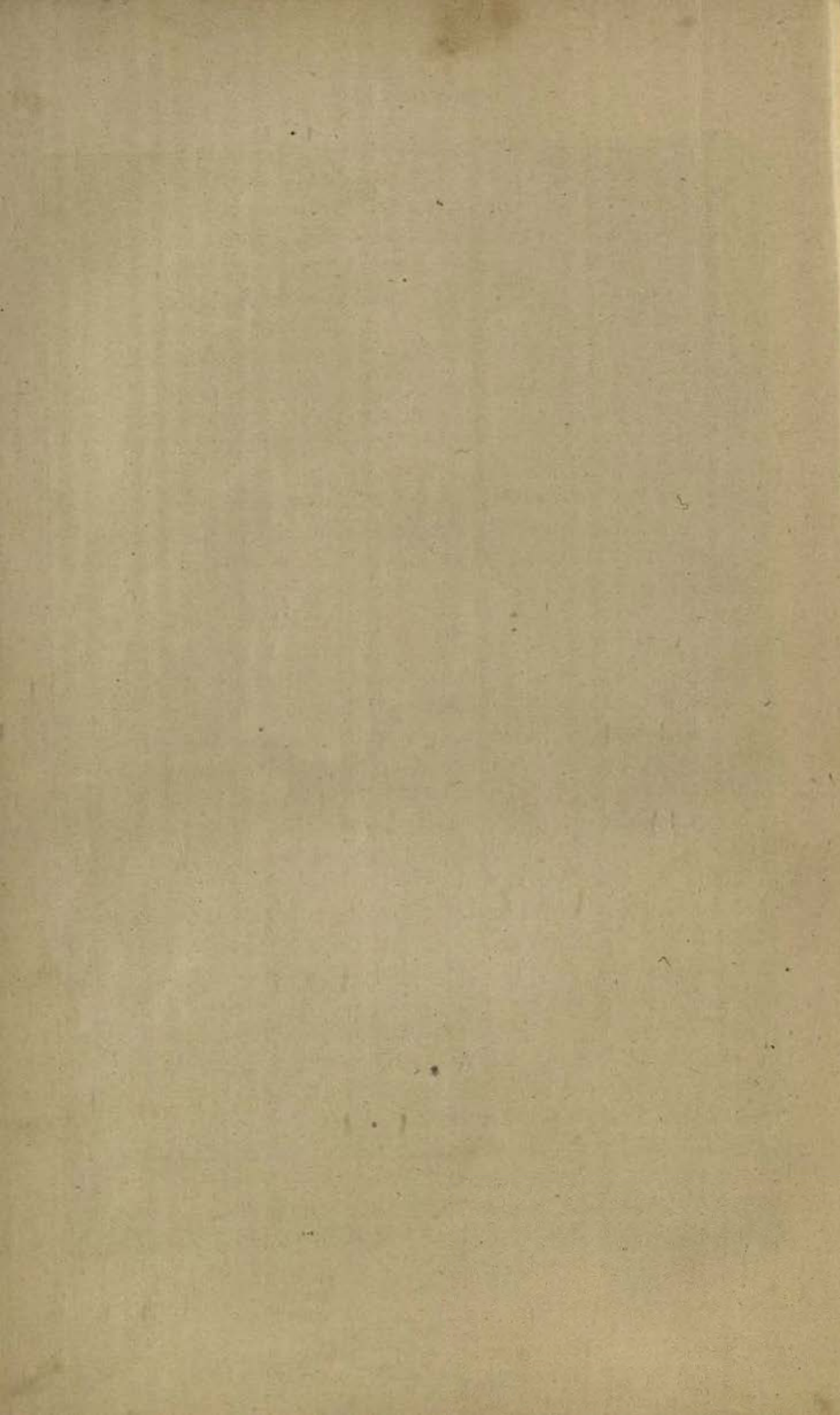
das Canoe augenblicklich auf die eine Seite, wo es über dem steilen Abhang und den braunen Wellen des linken Armes schwebte, aus dessen Wirbel es wieder herausgezogen werden mußte. Fünfmal wurde der Versuch gemacht, die Kabel hielten aus. Daher wurde das sechste Mal das Canoe bis auf 9 m an Zaidi herangelassen, und Uledi schwang das kurze Kabel, warf es zu Zaidi hinüber und traf dessen Arm.

Zaidi ergriff es, wurde aber in demselben Augenblicke in die Kluft unter ihm hinabgerissen. Eine halbe Minute lang war nichts von ihm zu sehen. War er verloren? Da erhob sich sein Kopf über den Rand der hinabstürzenden Fluten. Augenblicklich wurde der Befehl gegeben, die Kabel anzuholen; aber bei dem ersten Straffziehen rissen das Bug- und das Seitentau und das Canoe glitt auf dem linken Arme des Stromes hinab. In diesem Momente ging auch das Sternkabel auseinander, und die wackeren Retter trieben ihrem Untergange entgegen. Ein Schrei des Entsetzens ertönte vom Ufer. Plötzlich mitten in der wild aufgeregten Flut stand das dem Verderben geweihte Canoe still! Zaidi, in der Felspalte an das kurze Kabel sich anklammernd, wirkte wie ein Wurfanker, der das Canoe gegen die Felseninsel trieb. Uledi und Marzuk sprangen hinaus und waren so glücklich, auch Zaidi aus dem Wasserfalle herauszuhelfen. Selbst das Canoe waren sie imstande auf die kleine Felseninsel zu ziehen.

Ein lautes Hurra vom Ufer her lohnte ihre Anstrengung. Aber war nicht ihr Untergang nur auf eine kurze Zeit hinausgeschoben? Wie konnte ihnen geholfen werden? Zwischen ihnen und dem Festlande lag eine 45 m breite, wilde Wogen schlagende Strömung, zu ihrer Rechten ein Wasserfall von 400 Schritt Breite! Und stromabwärts folgten eine Viertelmeile weit Wasserfälle und Stromschnellen mit heftigen Strudeln und Wellen, die sich wie kleine Hügel mitten aus dem schrecklichen Strome erhoben!

Wie konnte man den drei Unglücklichen inmitten des Wasserfalles Hilfe bringen? Ein Stein wurde an eine lange Peitschenschnur gebunden und hinübergeworfen. Bei dem zwanzigsten Versuche endlich gelang es ihnen, die Schnur zu fassen. An das Ende derselben knüpften sie das Zeltseil, welches vorher gerissen war; dies wurde an das Ufer gezogen, und dann an diesem ein derbes Tau aus Palmried nach der Insel gezogen, dort straff angeholt und an einen Felsen geknüpft.





So war mit einer Überbrückung des Stromes der Anfang gemacht. Aber der Einbruch der Nacht zwang die Fortsetzung des Rettungswerkes bis zum nächsten Morgen aufzuschieben.

Die drei Schiffbrüchigen hielten die Nacht auf ihrem wild umbrandeten Felsen wacker aus. Kaum dämmerte der Morgen, so winkte Stanley ihnen Grüße zu, um sie zu ermutigen. Dann sandte er sofort unter einer Eskorte von 30 Mann 30 Wangwana in den Wald, um Rotang und Palmvied zu holen. Aus diesen und anderen Schlingpflanzen wurde ein sehr starkes Seil geflochten, und als Brückenkabel von Uledi und seinen Freunden nach der Insel hinübergezogen zugleich mit leichteren Seilen, welche sich die Männer um den Leib binden sollten.

Nun wurde Uledi das Zeichen gegeben, den Anfang zu machen. Fest um seinen Leib band er ein Kabel, dessen anderes Ende am Ufer zehn Mann in den Händen hielten. Dann hob er seine Hände zum Himmel empor, winkte nach dem Ufer hinüber und sprang in die wilde Flut, indem er im Fallen das Brückenkabel mit den Händen ergriff. Bald tauchte er wieder empor; wacker arbeitete er sich an dem Brückenkabel fort, obgleich die Wellen ihm über das Gesicht fuhren und bisweilen über seinen Kopf emporstiegen, sodaß er kaum noch atmen konnte. Allein mit gewaltigem Ruck wurde er dann vom Ufer her emporgezogen, sodaß er das Tauchen in den Wellen anhalten und endlich in die Nähe des Ufers gelangen konnte, wo ein Duzend Freundeshände warteten, um den halb erstickten Mann aus dem Wasser auf das rettende Land zu heben.

Zaidi folgte zunächst. Jedoch war nach den erstaunlichen Beweisen, die er von seinem Mute und der Festigkeit seines Griffes gegeben hatte, die Sorge um seine Rettung geringer. Bald war auch er ans Land geschafft, um wegen seiner zweimaligen Errettung aus dem Rachen des Todes herzlich beglückwünscht zu werden.

Marzuk, der jüngste, fast noch ein Knabe, war der letzte. Würde der brave Junge die Kraft haben, um sich dem Griffes des Todes zu entwinden? Alle hielten vor Angst um ihn den Atem an. Da, während er noch mitten im Strome war, wurde die Wucht des gegen ihn andrängenden Wassers so groß, daß er das Brückentau fahren ließ. Entsetzt schriegen die Leute auf vor Angst, er möchte auch das letzte Rettungskabel loslassen. Aber Stanley rief ihm mit barschem Nachdruck zu: „Reiß dich heran, du Narr;

sei doch ein Mann!“ Das wirkte, er riß sich empor und war nach wenigen kräftigen Zügen im Bereiche der ihm entgegengestreckten Hände, um von allen umarmt und belobt zu werden, während in einem lauten Freudengeschrei die Mannschaft von der um die Gefährten ausgestandenen Angst sich Luft machte. —

Unterhalb der Insel Mtunduru vereinigten sich die Flußarme und stürmten hinein in einen ungeheuren, sprudelnden und wallenden Kessel, aus dem sich die Fluten in prächtigen Wasserwällen erhoben, um etwas weiter stromab mit entsetzlichem Getöse in sich zusammenzustürzen.

961788 — 931923

Um diese schreckensvolle Stelle neben dem Strome hin zu umgehen, war es notwendig, eine drei Viertelmeilen lange Straße durch Stechgras und Klettenstauden bis zu einem kleinen Bache des linken Ufers zu bahnen. Die Leute stellten sich in Reich' und Glied und schlugen, mit Stöcken bewaffnet, langsam vorrückend, alle Gewächse vor sich nieder zu einer Bahn für die Fahrzeuge.

Zwar erhoben die Wilden auf den weiter abwärts gelegenen Inseln, sobald die Canoes der Expedition wieder in den Strom einliefen, sofort gewaltigen Kriegslärm. Aber Stanley schickte ihnen mit einer Anzahl Flintenträger, indem er selbst in der Front angriff, Manwa Sera in den Rücken, welcher in zwei hinterwärts gelegenen Dörfern viele Gefangene machte, auch eine große Herde Ziegen und Schafe erbeutete. Da bequerten sich denn, um diese wieder zu erlangen, die Wilden zum Frieden.

Nach dem Abschlusse desselben fand sich eine Schar von Insulanern unbewaffnet in Stanleys Lager zum Besuche ein und erstattete ihm bereitwillig auf seine Fragen nach der Geographie des Landes Auskunft, während die Leute der Expedition sorglos die Insel durchstreiften. Allenthalben fanden sie als Verzierung der Dorfstraßen Menschenschädel angebracht, auf den Kehrichthaufen lagen Schenkelfnochen, Rippen und Rückenwirbel, die gebleichten Beweise des schrecklichen Kannibalismus der Dorfbewohner.

Man schied durchaus in Freundschaft von einander. Auf Befehl ihres Häuptlings brachten die Insulaner zum Abschiedsgeschenke so viele Bananen herbei, daß die abfahrenden Canoes tief ins Wasser einsanken.

Weiter ging die Fahrt immer grade nach Norden. War der gewaltige Strom doch am Ende — wie Livingstone gemeint hatte — der Nil?

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde an dem rechten

Ufer gelandet und auf einem öden Marktplatz im Schatten mächtiger Bäume das Lager aufgeschlagen. Vor Sonnenaufgang, bevor die Marktbesucher sich einfänden, gedachte man schon wieder unterwegs zu sein. Stanley glaubte, die Sitten der Wilden hinlänglich zu kennen, um ihren Schlichen begegnen zu können. Allein immer neue Erfahrungen sollte er machen.

Am Morgen kam einer der Leute gelaufen und meldete mit erschrockener Miene, das Lager wäre in einem Netze gefangen. „In einem Netze?“ fragte Stanley ungläubig; „was willst du damit sagen?“

„Es ist wirklich so, Meister“, war die Antwort, „es ist ein großes, hohes Netz rund um das Lager von oben bis unten aufgestellt, und das Netz ist aus Seilen verfertigt.“

„Nun, wenn ein Netz da ist, so müssen auch Jäger dahinter lauern, um das Wild mit Speeren zu töten“, meinte Stanley und befahl Manwa Sera mit 30 Mann den Strom eine Strecke hinaufzufahren, dann in die Waldung einzudringen und sich in der Nähe eines der nach dem Marktplatz führenden Pfade in den Hinterhalt zu legen.

Eine Weile danach wurde dann im Lager das Horn sehr laut, als ginge es zum Aufbruche, geblasen, eine Anzahl Musketiere und Speerträger kampfbereit aufgestellt und vier Männern befohlen, das Netz zu zerschneiden. Sofort kamen einzelne schwere Speere aus dem Gebüsch geflogen. Eine Salve frachte aufser geratewohl in die Gebüsch hinein, und die Verteidiger drangen in raschem Anlaufe vor. Man sah einige Gestalten durch den Wald hastig davonlaufen, aber zugleich schrieen einige der vorstürmenden Leute heftig auf: „Haltet euch fern von dem Pfad! Macht, daß ihr von der Straße wegkommt!“

Die Wilden hatten die Pfade mit spitzen Splintern des Niedergases besteckt, welche den Leuten tief in die Füße eingedrungen waren, sodas sie blutend und hinkend zum Lager zurückkamen.

Nun kam auch Manwa Sera herbei. Er hatte, ohne einen Schuß abzufeuern, acht von den ihm entgegenflüchtenden Wilden gefangen genommen.

Stanley unterwarf sie einem Verhör. Sie gestanden ein, daß sie auf der Lauer gelegen hätten in der Hoffnung, Menschenfleisch zu erbeuten. Sie äßen jeden Fremden, den sie im Walde fingen, ebenso auf wie ihre eigenen alten Männer und Weiber.

Ihre gefährlichsten Feinde wären die Bakumu, nicht schwarz wie sie selber, sondern von heller Hautfarbe, wie ein hellfarbiger Eingeborner aus Zanzibar, auf den sie hinwiesen. In vierstündiger Fahrt, setzten sie hinzu, würden die Canoes wieder auf einen Wasserfall stoßen.

Stanley nahm sie daher als Führer mit. Nach einer reizend schnellen Fahrt von einigen Stunden vernahm man das dumpfe Brausen der Wasserfälle aus der Ferne. Sofort mahnten die Kannibalenführer Stanley, sich ja dicht an das rechte Ufer zu halten. Stanley folgte ihrem Rate und schlug einer Insel gegenüber das Lager auf. Dann gab er den Gefangenen die Freiheit. Augenblicklich liefen sie in schleunigster Flucht längs des Stromes von dannen: denn das Lager lag schon in dem Gebiete der äußerst gefürchteten, streitbaren Bakumu.

Es dauerte denn auch nicht lange, so kündigten Hörner und Trommeln und laute Kriegsbrufe das Herannahen der stets zu wütenden Angriffen bereiten Bakumu an. Ein hitziges Gefecht entspann sich. Doch wurden sie nach einer Stunde zum Rückzuge genötigt und bis in ihr nächstes Dorf verfolgt.

Kaum waren jedoch Stanleys Leute wieder in das Lager zurückgekehrt, als auch schon neue Feinde auf dem Plan erschienen. Die Bewohner der gegenüber liegenden Insel, mit Aufsätzen von Papageienfedern und kleinen Fellschmühen geschmückt, setzten in großer Zahl über den Flußarm. Mit tollkühner Siegesgewißheit rannten sie ungestüm gegen die Verschanzung des Lagers an, wurden aber energisch zurückgewiesen und Schritt für Schritt bis zu einem kleinen Flusse gedrängt, in den sie sich stürzten, um schwimmend zu ihrer Insel zurückzukehren.

Der Wasserfall, nun schon der sechste, wurde durch eine breite, grünliche Schiefermasse hervorgebracht, welche wallartig von dem steilen Ufer der linken Seite in den Strom vorsprang. Zahlreiche Spalten und Klüfte hatte die Strömung in die Schichten des Gesteins hineingerissen, durch welche die Fluten hinabtohten. Nach dem rechten Ufer zu nahm der Katarakt mehr den Charakter wilder Stromschnellen an, welche über eine Reihe niedriger Terrassenstufen ihre Wasser hinab ergossen.

Wiederum mußte eine Bahn ausgeholt werden, um die Canoes zu Lande nach dem Flüsschen zu schaffen, welches die fliehenden Insulaner Stanley gezeigt hatten. Dann setzte die Expedition

nach der Insel über, welche ihre Bewohner inzwischen verlassen hatten, und erfreute sich dort einige Stunden hindurch einer ehrlich verdienten Ruhe, bevor sie zur Weiterfahrt sich wieder einschiffte.

Der Strom begann jetzt aus seiner nördlichen Richtung ein wenig nach Westen hin abzulenken. Dann wurde der Äquator überschritten — es war am 23. Januar 1877 — und jetzt wandte sich der Strom, eine Viertelmeile breit, entschieden nach Nordwest zum West.

Die Flotille fuhr in einen Kanal ein, welcher von dem rechten Ufer eine langgestreckte, malerische Insel schied. Ruhig strömte das Wasser dahin. Andere Inseln folgten, als plötzlich wieder das tiefe Brausen eines Wasserfalles den Erschrockten entgegenbröhte. Und vom Lande her erklang zugleich das helle Gerassel von Kriegstrommeln, welches alle Eingebornen zum Kampfe gegen die nahenden Fremdlinge zusammenrief.

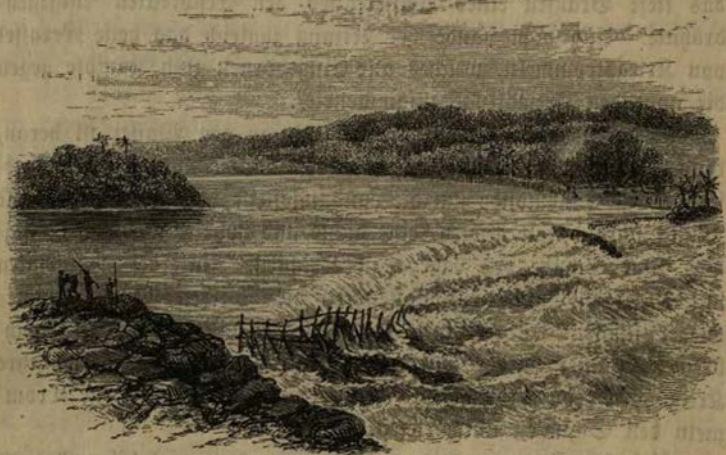
Stanley fuhr so nahe wie möglich an den Wasserfall heran, landete dann am rechten Ufer in dichtem Walde und stellte Scharfschützen im Halbmonde um die Landungsstelle herum, während alle Mann sonst daran gingen, eine dichte und hohe Wand von Reisigholz zum Schutze des Lagers zu errichten. Unterdessen stürmten mit Hestigkeit und Entschlossenheit die Wilden heran; immer wieder suchten sie die Linie der versteckten Musketiere zu durchbrechen, immer wieder wurden sie zurückgewiesen, während ihre Kriegshörner durch den Wald heulten, und aus der Ferne Trommeln den Signalen antworteten.

Erst bei Sonnenuntergang gaben sie den erfolglosen Angriff auf. Um jedoch vor einer nächtlichen Überrumpelung sicher zu sein, ließ Stanley den Wall um das Lager noch mehr verstärken und alle Fahrzeuge aufs Land ziehen.

Doch die Nacht verging ruhig. Am frühen Morgen des nächsten Tages rekonoscirte Stanley die Gegend. Er fand, daß die Ansiedelungen der Wilden auf einer Landspitze lagen, welche durch einen seichten Flußarm von dem Festlande abgetrennt wurde. Mit großer Vorsicht setzte er nach der Insel über und schickte Kundschafter durch das Buschholz, um Gewißheit darüber zu erlangen, was die Feinde vorhätten. Innerhalb einer Stunde kehrten jene mit der Meldung zurück, daß von den Wilden nichts zu hören und zu sehen wäre: sie hatten während der Nacht ihre Insel verlassen. Aber auf dem entgegengesetzten Ufer hatten die Ein-

gebornen jeden Felsen besetzt, um dem Treiben der Fremden in vollkommener Sicherheit zuzugaffen.

Die Insel nahm mehr als die Hälfte der Strombreite ein. Der Strom, schon von oberhalb her durch jähe Ufer eingengt, schoß mit rasender Geschwindigkeit zwischen dem linken Ufer und der Insel durch sein nur 450 m breites Bett dahin und stürzte sich dann mit seiner ganzen Wassermasse 3 m tief in einen schäumenden, wild erregten Schlund hinab, in welchem ganze Reihen brauner Wogen manneshoch empor sprangen und in fürchterlicher Wut auf und gegen einander stürmten.



Der siebente der Stanley-Jälle.

Was wollte der Wasserfall, welchen der Victoria-Nil bei seinem Austritt aus dem Nyanza in gleicher Breite bildet, ein malerisches Schauspiel, gegen dieses wild lärmende Hinabstürzen, dieses ungestüme Vorwärtstürmen der zehnmal so großen Wassermasse des Livingstone sagen!

Von den Seiten her hatten die Eingebornen in die Felskante des Wasserfalles starke Pfähle eingeschlagen, an denen große Fischreusen mit Tauen von Palmriedfasern festgebunden waren. So reichlich war die Ausbeute, welche diese gewährten, daß aus wenigen Reusen 28 große Fische, darunter ein Hecht von Meterlänge, von Stanleys Leuten gesammelt wurden.

Am Ufer lagen große Haufen von Pfählen, welche die Eingebornen für solche Zwecke zurechtgeschnitten hatten. Sie wurden jetzt als Transportbahn über die Felsen von dem Stromufer bis zu einem unterhalb des Wasserfalles mündenden Bache hingelegt, und dann das Boot wie die sämtlichen Canoes darüberhin geschoben.

Zwar wagten die Wilden nochmals, während die Flotille den Bach hinabschwamm, einen Angriff, mußten jedoch mit Sonnenuntergang sich zurückziehen, sodaß am nächsten Morgen die Expedition unbehelligt wieder auf den Strom hinausfahren konnte.

Damit war denn auch der letzte in dieser Reihe von Wasserfällen — Stanley-Fälle nannte sie ihr hart geprüfter Entdecker — überwunden. Zweiundzwanzig Tage hatte man in verzweifelter Anstrengung mit dem gewaltigen Strome kämpfen müssen: bot er nunmehr dem Sieger eine freie Bahn? —



Haus in Ikondu.

Sechzehntes Kapitel.

224 Meilen Stromfahrt.

Veränderte Scenerie. — Plagegeister. — Das Gefecht im Aruwimi. — Immer neue Kämpfe. — In Rubunga. — „Ikutu ya Kongo!“ — Die Barangi. — Strominseln. — Im Sankuru. — Angriff der Bangala. — Not um Lebensmittel. — Auf der Rastinsel bei Ilengo. — Steinschloßgewehre. — Aminos Tod. — Der König von Tschumbiri. — Unruhige Nacht. — Das letzte Gefecht. — Der Stanley-Pool. — Mantoneh. — König Izi von Ntamo.

Ruhig glitt auf den breiten, graubraunen Wogen des mächtigen Stromes die Flotille dahin. Die Bootjungen stimmten einen munteren Gesang an, in dessen Refrain die ganze Mannschaft mit erhobener Stimme einfiel. Denn alle fühlten sich freudig angeregt durch den Gedanken an die überstandenen Mühsale und Gefahren.

Der Strom hielt im ganzen eine nordwestliche Richtung inne. Allmählich wurden seine Ufer niedriger, und zugleich wuchs seine Breite bis auf fast eine halbe Meile. Zahlreiche Inseln, bald einzeln, bald in Gruppen neben und hinter einander liegend, durchtheilten ihn, einige bewaldet, andere niedrig und mit Graswuchs bedeckt.

So änderte sich allmählich die Scenerie. Nur die Anwohner bewahrten die gleiche Feindseligkeit gegen die Fremden. Fort und fort erdröhnten aus den Dörfern die Kriegstrommeln und die Elfenbeinhörner, die Bewohner zum Kampfe aufrufend, sodaß kaum ein Tag verging, an welchem die Mannschaft sich nicht auf dem Ströme oder am Ufer wütender Angriffe zu erwehren hatte. Ein Gefühl der Verbitterung bemächtigte sich daher allmählich der

Mannschaft, wie sie so sich täglich gehezt und gequält sah von dem wütenden Haffe und der Mordgier der Wilden. Zur Nachtzeit aber zu fahren war auf dem unbekanntem Strome unmöglich.

Eines Morgens — es war am 1. Februar — bekam die Flotille einen Marktplatz zu Gesicht, in dessen Nähe sich viele Duzende kleiner Canoes befanden. Die Männer bestiegen dieselben sofort in größter Hast und umringten die fremden Fahrzeuge von allen Seiten. Mit großer Langmut ließ die Mannschaft eine Weile alles über sich ergehen. Dies machte die Wilden aber nur frech und herausfordernd: ein Häuptling kommandierte „Mutti!“*, und alle auf einmal schleuderten ihre Speere auf die Ankömmlinge. Als aber nun ihnen einige Flintenschüsse antworteten, zogen sie sich eiligst zurück, jedoch nur um sich etwas weiter stromabwärts wieder zu sammeln.

Trommeln und Kriegshörner alarmierten mit betäubendem Getöse das ganze Land. Einige Rähne folgten hartnäckig der weiterfahrenden Flotille noch eine lange Strecke nach.

Nach 2 Stunden gelangte Stanley an einen anderen Marktgrasplatz. Auch hier lagen Krieger bereit, und wiederum schwärmten die kleinen Canoes wie Wespen um die Expedition, sodaß sie durch einige Schüsse verscheucht werden mußten. Sie stießen laute Drohungen aus: „Ihr sollt uns doch noch heute frisches Fleisch geben!“ und verschwanden stromab, während die Krieger auf dem Lande sich in die Wälder stürzten.

Langsam ließ sich Stanley, von den Plagegeistern befreit, von der Strömung stromab treiben. Da tauchten sie — eine Stunde mochte etwa vergangen sein — wieder vor der Flotille auf, während andere unter Hörnerklang mit größter Geschwindigkeit quer über den Fluß ihr entgegentamen. Ein höhnisches, troziges Zauchzen und Drohen schallte herüber, als die Fremden, unbekümmert um das Geheul, unter dem Schutzbache des dicht bewaldeten rechten Ufers ruhig ihre Fahrt fortsetzten.

Die Mündung eines großen Nebenflusses, des Aruwimi**

* Stöcke.

** Stanley hält diesen für den Welle, einen Fluß, welchen der deutsche Reisende Schweinfurth, vom Nil her kommend, unter 3° n. Br. 1869 entdeckt hatte: gewiß mit Unrecht, da Dr. Potagos festgestellt hat, daß der Vere, welcher ohne Zweifel mit dem Welle identisch ist, bis 23° ö. l. Greenw. eine westliche Richtung verfolgt.

unterbrach wohl eine Viertelmeile breit die Wälder der Küste. Die Flotille kam hervor in das offene Wasser: ein wildes Sauchzen erhob sich aus den feindlichen Canoes; ja ihre freudige Aufregung schien sich noch zu steigern, als Stanley in den Nebenstrom einbiegen ließ. Hier lag eine Gruppe kleiner Inseln mitten im Strome, an welchen zahlreiche Canoes unruhig hin- und herfuhrten. Ihre Mannschaft steht auf, wie sie der Fremden ansichtig wird, und bricht in ein lautes Geschrei aus. Hell ertönen die Hörner.

Frisch rudert jetzt Stanley's Mannschaft vorwärts, sie blickt stromauf: ein Schauspiel bietet sich ihr dar, das alle Herzen aufregen, aber auch mit den lebhaftesten Befürchtungen erfüllen muß. Eine Flotte riesig großer Canoes, 45 an Zahl, kommt gerade auf sie losgefahren!

Sofort ordnet Stanley seine Schiffe in Linie und läßt die Anker auswerfen. Die früher erbeuteten Schilde werden ringsum zum Schutze aufgerichtet und hinter diesen die Flinten zur Schlacht zurechtgelegt. Frank kommandiert den rechten Flügel, Mamwa Sera den linken, die Lady Alice nimmt Stellung vor der Front.

Ein ungeheuer großes Canoe der Feinde fährt heran. Zu beiden Seiten desselben stehen je 40 Ruderer aufrecht, welche unter einem immer lauter anschwellenden Chorgesänge mit gleichmäßigem Ruderchlage ihr Schiff vorwärts treiben. Am Bug auf einer Art Plattform stehen zehn auserwählte junge Krieger, die Köpfe mit roten und grauen Papageienfedern geschmückt. Auf dem Hinterteil steuern acht Männer mit langen Rudern, deren Knause Elfenbeinkugeln bilden. Zehn Häuptlinge springen, ordnend und antreibend, vom Bug bis zum Stern hin und her. Dicke Franzen von langen, weißen Palmfasern flattern als Schmuck von dem Bug des Canoes herab. Dazu dröhnen die Trommeln, schmetternd die Elfenbeinhörner, und tausend Stimmen erheben gellend einen Kriegesgesang.

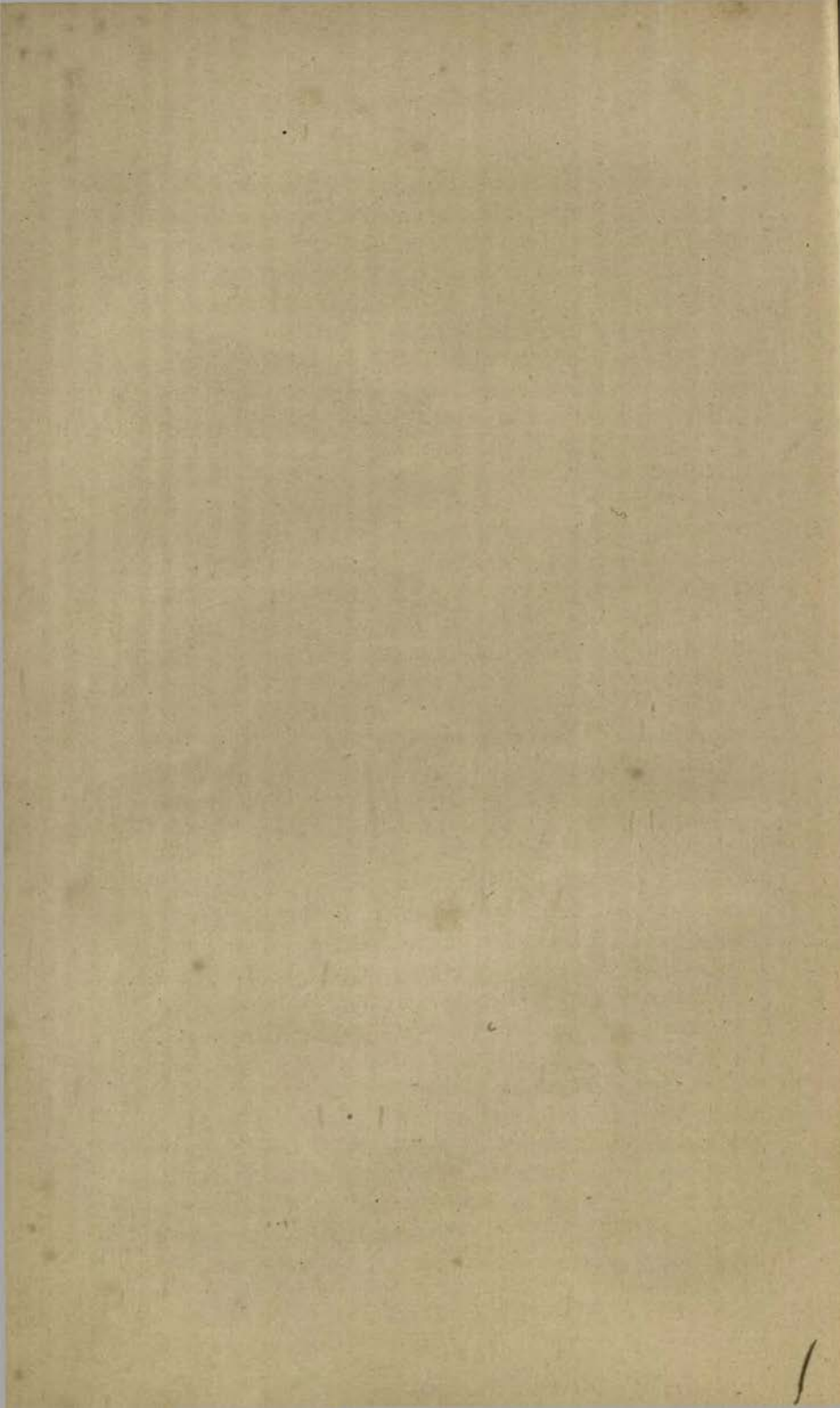
Mit Ungestüm fährt das Canoe heran; schäumend rauscht das Wasser um seinen Bug.

Stanley wirft einen letzten Blick auf seine Leute. „Kameraden“, so ruft er, „seid so fest wie Eisen. Wartet, bis ihr den ersten Speer seht, und dann zielt gut. Feuert nicht alle auf einmal. Zielt kaltblütig solange, bis ihr euren Mann sicher aufs Korn genommen habt. Denkt nicht an eine Möglichkeit der Flucht, denn nur eure Flinten können euch retten!“

Das feindliche Canoe nimmt seine Richtung gerade auf die



Gesicht im Aruimi.



Lady Alice los, als wenn es das kleine Boot in den Grund bohren wollte. Plötzlich aber macht es eine Schwenkung, und aus nächster Nähe schleudern die Krieger im Vordertheile ihre Speere. Jetzt krachen und knattern die Gewehrsalven. Fünf Minuten lang übertönen sie jedes andere Geräusch. Pulverdampf umhüllt Freund und Feind. Als er sich verzieht, sieht Stanley den Gegner schon 300 Schritt von dem Boote entfernt.

Jetzt lichtet die ganze Flotille Stanley's die Anker und verfolgt die Kannibalen stromaufwärts, bis hinter einer Landspitze die Dörfer des Feindes in Sicht kommen. Stanley fährt gradewegs auf das Gestade los und setzt das Gefecht in den Dorfstraßen mit den Wilden, welche gelandet sind, fort und läßt erst, nachdem die Feinde bis in ihre Wälder hineingejagt sind, zum Rückzuge blasen.

Es war Abend geworden, als die Mannschaft sich wieder einschiffte. Während nun die Canoes den Strom hinabfuhren, stellten sich die Wilden in langen Reihen an den Ufern auf, schlugen ihre Trommeln, erhoben ihr Kriegsgeschrei und führten — zur Belustigung für die siegreich von dannen rudernde Flotille — alle Exercitien einer Schlacht zwischen Eingebornen auf.

Nach der Aufnahme des Aruwimi dehnte sich der Strom zu einer ungeheuren Breite aus. Mehrere Reihen von Inseln, welche sich, meist dicht bewaldet, neben einander hinzogen, teilten ihn fortwährend in mehrere Arme, die einen fortlaufenden, ziemlich versteckten Weg zur Weiterfahrt gewährten.

Dennoch bekamen am nächsten Tage die Uferbewohner die Flotille wieder zu Gesicht. Augenblicklich riefen sie ihre Leute mit entsetzlichem Trommelgerassel zum Kriege herbei, und etwa funfzehn große Canoes stießen vom Ufer ab und eilten den ruhig Dahinrudern den entgegen. Aber im Vergleich mit der Aruwimi-Flotte war diese Zahl verächtlich. Leicht wurden sie vertrieben, bis in ihre Dörfer verfolgt und schließlich gezwungen, in ihren Wäldern Schutz zu suchen. Darauf gab Stanley den Befehl, daß sich ein jeder mit Bananen und Cassava versehen sollte. Dies geschah und man schiffte sich wieder ein.

Bevor jedoch noch die Canoes wieder in die sichern Kanäle hineingelangen konnten, hatten andere Dörfer sie entdeckt. Wieder erhob sich ein schrecklicher Lärm, welcher selbst Fischerknaben zur Schaustellung einer wilden Tapferkeit begeisterte. Man störte

sie durchaus nicht, diese Leistungen bis zum Ausdruck der äußersten Wut, deren sie nur fähig waren, zu steigern. So oft sie jedoch drohten, ihre Speere zu schleudern, genügte vonseiten der Fremden eine drohende Demonstration mit den langen Rudern, um die Wilden zu veranlassen, mit größter Hast in ihren kleinen Canoes sich eine Strecke zurückzuziehen. Immer aber nahmen sie die Verfolgung wieder auf, von Zeit zu Zeit laute Klage erhebend, daß das „Fleisch“ ihnen entwische, bis sie nach einer Meile Weges ganz zurückblieben.

Die Fahrt durch die Kanäle zwischen den Inseln gewährte ziemliche Sicherheit. Nur hie und da wurde ein träges Krokodil aufgeschreckt, oder ein Flusspferd begrüßte die Vorüberfahrenden mit unwilligem Gebrüll. Aber dasjenige gewährten sie nicht, dessen die Expedition nach wenigen Tagen mit unausweichlicher Dringlichkeit bedurfte: Lebensmittel. Spät in der Nacht kamen die Führer zu Stanley und erklärten, sie müßten Nahrung für die Leute haben. Stanley bot ihnen die drei Reitesel an. Allein diese zu schlachten lehnten die Leute mit aller Entschiedenheit ab: eher wollten sie sterben, als diese treuen Reisegenossen, welche sie so weit begleitet hätten, anrühren. So blieb denn nichts anderes übrig, als bei dem nächsten Dorfe, das man andern Tags zu Gesicht bekäme, zu landen und Lebensmittel zu verlangen.

Am linken Ufer zunächst lag das Dorf Rubunga. Gegen Mittag war es erreicht. Stanley ermahnte seine Leute, alle Waffen bereit zu halten, doch aber alles zu vermeiden, was die Eingebornen zu Feindseligkeiten veranlassen könnte. Dann befahl er Frank, mit den Canoes sich einen halben Kilometer zurückzuhalten, und ruderte mit dem Boote allein direkt auf das Dorf los. Die prunkendsten Waren waren zurechtgelegt; die Bootsmannschaft zog die Ruder ein und ließ das Boot langsam auf die Küste zu treiben.

Sofort kamen drei Canoes der Wilden ihm entgegen, doch ohne die gewöhnlichen wilden Angriffsdrohungen. „Sen — nen — neh!“ wurde in sanften Tönen ihnen zugerufen. Sie eilten wieder davon. Stanley ließ den Steinanker auswerfen, kaum 50 Schritt von der Küste entfernt.

Im Vorderteile seines Bootes stand Stanley aufrecht, den Strohhut weit zurückgeschoben, damit die Wilden sein Gesicht genau sehen könnten. In der einen Hand hielt er eine Banane und

deutete damit ausdrucksvoll auf den Mund, mit der andern Hand bot er den zahlreich versammelten Eingebornen glänzende Kupferarmbänder, lange Halsbänder von bunten Perlen und polierte Gewinde von Messingdraht dar. Eine Pause trat ein. Endlich stieg ein alter Häuptling an dem hohen Uferstrand herab zu dem niedrigen, neben einigen Felsen liegenden Landungsplatz. Einige Älteste, Mützen von Leopardenfell auf dem Kopfe, folgten ihm. Alle setzten sich nieder. Der alte Häuptling nickte mit dem Kopfe. Die Lady Alice lichtete den Anker und lag nach einigen kräftigen Ruderschlägen am Ufer. Stanley und Uledi sprangen ans Land. In freudiger Bewegung ergriff Stanley die Hand des greisen Häuptlings, Uledi, eben noch aufgebracht über das vorsichtige Zaudern des Alten, umarmte ihn jetzt mit Wärme. Sein Bruder Schumari und Saywa und Murabo, stets leicht entzündlich wie Zunder, ergriffen die Hände der Ältesten und waren bemüht, durch ein heiteres, ungezwungenes Benehmen die letzten Reste des mürrischen Wesens der Wilden zu beseitigen. Es gelang so gut, daß alsbald der Abschluß eines Bruderbundes die neue Freundschaft besiegelte.

Der alte Häuptling wies mit dem Finger auf Franks Gesicht, das sich grell von den dunkelfarbigem Körpern seiner Kameraden abhob. Auch Frank wurde eingeladen, die soeben gewonnenen Freunde zu begrüßen. Geschenke wurden an jeden der Eingebornen ausgeteilt, und als Gegengabe empfing Stanley große Büschel mürber Bananen und eine Menge Fische.

Eine Verständigung mit dem Häuptlinge war nicht leicht. Stanley bot alles auf, was er irgend an Kiswahili, Kinjamwezi, Kibschidschi und Kiregga wußte, und legte in diesem sonderbaren Sprachgemenge ihm die Frage vor, wie der große Strom da hieße. Es dauerte natürlich eine Weile, bis der Alte den Sinn der Frage ganz gefaßt hatte; dann antwortete er mit hellklingender Stimme: „Kutu na Kongo!“

Kongo! So war denn die Bestätigung gegeben, daß der große Strom, dessen Laufe die Expedition folgte, wirklich der Kongo war, wenn auch Stanley, seit der Strom sich mehr und mehr westwärts gewandt hatte, kaum noch daran hatte zweifeln können.

Bald war ein reger Verkehr mit den Eingebornen eingeleitet, welcher auch zur Entdeckung von vier alten portugiesischen Mus-

keten im Dorfe führte. Die Bootsmannschaft erhob bei dem Anblicke derselben ein lautes Freudengeschrei: durften doch die Gewehre als ein Beweis ihr gelten, daß die Expedition die richtige Straße nicht verfehlt hätte, und daß der Strom wirklich die See erreichen und zu den Freunden ihres Herrn und Meisters, wie er es ihnen versprochen, sie hinführen würde. Stanley fragte die Dorfbewohner, wo sie die Musketen herbekommen hätten. Sie erzählten ihm, jährlich einmal kämen in Canoes schwarze Händler den Strom heraufgefahren, um Elfenbein einzukaufen. Diese hätten die Gewehre zu ihnen gebracht. Von weißen Männern oder von Arabern hatten sie nie etwas gehört.

Die Nacht — so wurde mit dem alten Häuptling mehr durch Zeichen als durch Worte verabredet — brachte die Expedition auf einem dem Dorfe gegenüber liegenden Inselchen zu. Wie wohl that allen das Gefühl der Sicherheit, das nach so langer Zeit sie hier einmal wieder hegen durften! Und neu gestärkt, mit munteren Morgengrüßen begrüßten anderen Tags die Reisegefährten sich unter einander.

Als bald erschienen auch in leichten, schnellen Canoes die Eingebornen von Kubunga und mit ihnen, durch die große Markttrommel eingeladen, die Nachbarn von beiden Ufern. Sie brachten zum Verkaufe, was nur irgend hüben und drüben producirt wurde: frische und getrocknete Fische, Schnecken, Austern, Muscheln, getrocknetes Hundefleisch, lebendige Hunde und Ziegen, Bananen, Pflanzfrüchte, Mehl, Brot, so fest wie alter Matrosen-Zwieback, Kleider von Graszeug, eiserne Waffen und Geräte, sodaß ein jeder leicht einkaufen konnte, was er begehrte. Und am nächsten Morgen, als es zur Weiterfahrt ging, sandten sie ein Canoe mit fünf Ruderern, um die Expedition bis zur nächsten Ortschaft zu geleiten und friedlich dort einzuführen.

Allem Streite vorzubeugen, blieb Stanley wieder auf einer Insel, dem Dorfe gegenüber. Allein mit lärmendem Willkommen empfingen auch hier die Eingebornen ihre Gäste und drängten sich in großer Menge an sie heran. Allenthalben herrschte Frohsinn und Vertrauen. Sorglos saß Stanley inmitten einer Gruppe tätowirter Menschen, welche blanke Messer und Schwerter in ihren Händen hielten, mit denen sie ihn hätten in Stücke hauen können, bevor er von ihrer Absicht auch nur das geringste merken konnte.

Allmählich aber erhob sich bald hier bald dort ein Murren,

und schließlich war das ganze Lager in der größten Aufregung. Ein Ngwana führte Klage, daß ihm seine Matte, ein anderer, daß ihm sein Messer oder sein Perlenvorrat gestohlen wäre. Dann waren wieder Speere verschwunden, endlich gar zwei Flinten. Zum Glück indessen wurden die Diebe ergriffen, bevor sie ihre Beute in Sicherheit bringen konnten. Wieder einmal erkannte Stanley, was er freilich schon oft erkannt hatte, daß ein echter Wilder nur so lange zuverlässig und vertrauenswert ist, als er sich scharf beobachtet weiß. Es wurde deswegen eine Umpfählung um das Lager herumgezogen, und allen Eingebornen der Eintritt in dasselbe versagt.

Am Nachmittage kündigten die tamtamähnlichen Klänge großer eiserner Doppelglocken das Erscheinen des Häuptlings von Urangi, des Landesherrn, an. Er wurde mit besonderer Aufmerksamkeit im Lager aufgenommen und mit Geschenken angemessen bedacht, die er befriedigt entgegennahm, ohne sie jedoch irgendwie zu erwidern. Kaum war er wieder fort, so steigerte sich die Unruhe unter seinen Unterthanen, den Barangi, sichtlich; Duzende von Canoes schwärmten unstät an der Lagerfront auf und nieder und verabschiedeten sich erst mit Sonnenuntergang, quer über den Fluß ihren Dörfern zurückernd.

Nicht lange danach, so hörte Stanley drüben bei den Barangi lautes Trommeln; auch mehrere Flintenschüsse schallten herüber. Er hatte etwa ein Duzend Flinten in ihren Händen bemerkt, und glaubte nun, daß die Dörfler, überfröhlich beim Palmwein und Tanze, Freudenschüsse abfeuerten. Bisweilen jedoch trat drüben gänzliche Stille ein; dann konnte er deutlich die Stimme eines einzelnen Mannes vernehmen, der den anderen Anweisungen zu geben schien; die Worte jedoch waren nicht zu verstehen.

Um Sonnenaufgang rüstete die Expedition sich zur Weiterreise. Die Führer, welche sie von Rubunga nach Urangi geleitet hatten, erschienen ihrem Versprechen gemäß, um auch noch weiter stromab sie zu führen, während mehrere Duzende von Canoes von Urangi her über den breiten Stromarm, welcher ihre Dörfer von der Lagerinsel trennte, allmählich näher kamen. Das schien so natürlich, daß Stanley kaum darauf achtgab.

Sanft und angenehm glitt Stanleys Flotille den Strom hinunter. Da fiel plötzlich ein Schuß, und dicht am Boote vorüber hörte Stanley die Kugel pfeifen. Er wandte sich um und sah,

wie der Pulverdampf von einem Canoe der Eingebornen wegtrieb. Zugleich aber rief ihm einer von seinen Leuten zu: „Meister, einer unserer Gefährten ist getötet. Die Schurken feuern auf uns.“ Waren wirklich die Barangi mit einem Male zu Feinden geworden? War es wirklich auf einen Überfall abgesehen? Stanley verlangte Aufschluß von den Führern: allein diese hatten sich schon eiligst davongemacht.

Die Eingebornen rückten in tapferer Haltung gegen die Flotille Stanleys vor, feuerten ihre schwer geladenen Gewehre ab und zogen sich dann sehr schnell zurück, um wieder zu laden, während aus andern Canoes hölzerne Speere mit wunderbarer Geschicklichkeit geschleudert wurden, und die Canoes wie fliegende Fische mit erstaunender Beweglichkeit in überraschenden Schwenkungen hin und her eilten. Allein das sehr wirkungsvolle Feuer, welches Stanleys Leute, durch die Schildbrustwehren gedeckt, auf die Feinde eröffneten, erlaubte diesen nicht näher heranzukommen. Sie verfolgten jedoch die von dannen Rudernden mit der größten Hartnäckigkeit, auch aus den Nachbardörfern durch ihre Schüsse noch Verbündete herbeirufend, bis ein enger Kanal zwischen mehreren Flußinseln die fremden Canoes endlich ihnen entzog.

Diese Strominseln, welche, während die Breite des Stromes sich allmählich mehr und mehr bis auf fast zwei Meilen steigerte, immer zahlreicher wurden, ragten nur wenige Meter über die Stromfläche hervor. Bei Hochwasser Überschwemmungen ausgesetzt, enthielten sie viele sumpfige Stellen, in welchen Rotang und junge Palmen in dichten Massen üppig wucherten. Wahre Wunder der Vegetation darbietend, bestanden sie doch nur aus angeschwemmtem Sande, ein Lieblingsaufenthalt der Flamingos, der weißen Reiher, der Ibisse, Schnepfen und ganzer Flüge von wilden Enten. An dem niedrigen Ufer von weißglänzendem Sande sonnten sich dick aufgedunsene Krokodile, welche, wenn das Geräusch des Ruderschlages sie aufschreckte, watschelnd dem Wasser zueilten. Auf den größeren Inseln nahm man selbst Elefanten und Herden von roten Büffeln wahr.

Vor Stanleys Büchse waren diese vollkommen sicher. Denn an Tagen war hier nicht zu denken, wo jeder Schuß sofort Hunderte von wutschnaubenden Wilden herbeirufen konnte, die gerade zu vermeiden Stanleys unausgesetzte Sorge war. Und doch wollte es bei aller Vorsicht nicht immer gelingen.

Von Süden her ergießt sich in den Kongo der Sankuru, ein Nebenfluß, so bedeutend, daß Cameron in Njangwe seinen Namen hörte, und man dort bald als See* bald als Fluß ihn bezeichnete. In die breite Mündung dieses Flusses hinein geriet in dem Glauben, einem Inselfanale zu folgen, Stanleys Flotille und befand sich plötzlich, um eine Krümmung herumbiegend, dicht vor einer Menge von Dörfern. Zum Rückzuge war es zu spät. Denn schon hallte der dumpfe Donner der Kriegstrommeln und der helle Klang der Hörner durch den Wald. Sofort wurde den Weibern und Kindern befohlen, sich in den Canoes platt auf den Boden zu legen, und den Speerträgern, die Schilde aufzustellen, um die Scharfschützen zu decken. Zugleich zog sich die Flotille nach der Mitte des Flusses zurück und ruderte in geschlossener Linie, das Boot voran, langsam stromab.

Wie ein Bienenschwarm fuhren in leichten Canoes die Wilden auf die Fremden los, indem sie ihr Schlachtgeschrei „Hähä — hä — hä“, als ahnten sie einem Rudel wieherender Hengste nach, gellend ausstießen. Allein, die Hände an den Flintenschlössern, griffen sie doch nicht an. Es war, als wenn der Anblick weißer Menschen sie mit abergläubischer Scheu erfülle. Eine halbe Meile glitten so Verfolger und Verfolgte mit einander stillschweigend den Fluß hinab, als ein schwarzer Bösewicht aus den Reihen der Eingebornen feuerte und Nehani, einen von Stanleys Getreuen, tot niederstreckte. Sofort ruderte jetzt das Boot auf die Angreifer los und eröffnete ein so nachdrückliches Gewehrfeuer, daß sie sich nach einer halben Stunde, obgleich sie fast doppelt so viel Musketen hatten, als Stanley zur Verfügung standen, in eine respektvolle Entfernung zurückzogen und sich endlich, ohne eine Erneuerung des Angriffs zu versuchen, nach ihren Dörfern heimwandten.

In Urangi hatte man Stanley von dem Stamme der Bangala erzählt, welche bis dorthin zu Handelszwecken den Strom hinaufgefahren kämen. Sie waren ihm als sehr stolze Leute geschildert worden, welche sich erlaubten, ohne Unterschied auf alles zu schießen, was sie irgend ärgere.

* Cameron, Quer durch Afrika, II, S. 10: „Ich erfuhr, daß das Lager dicht am Lomami, einem bedeutenden südlichen Nebenflusse des Lualaba, stehe, 14—15 Tagemärsche von dem See entfernt, in den dieser Fluß sich ergießt“, und daß „einige von Tipo-tipos (Tippu-Tibs) Leuten an diesem See, dem Sankorra, gewesen seien und dort Händler mit großen Booten angetroffen hätten.“

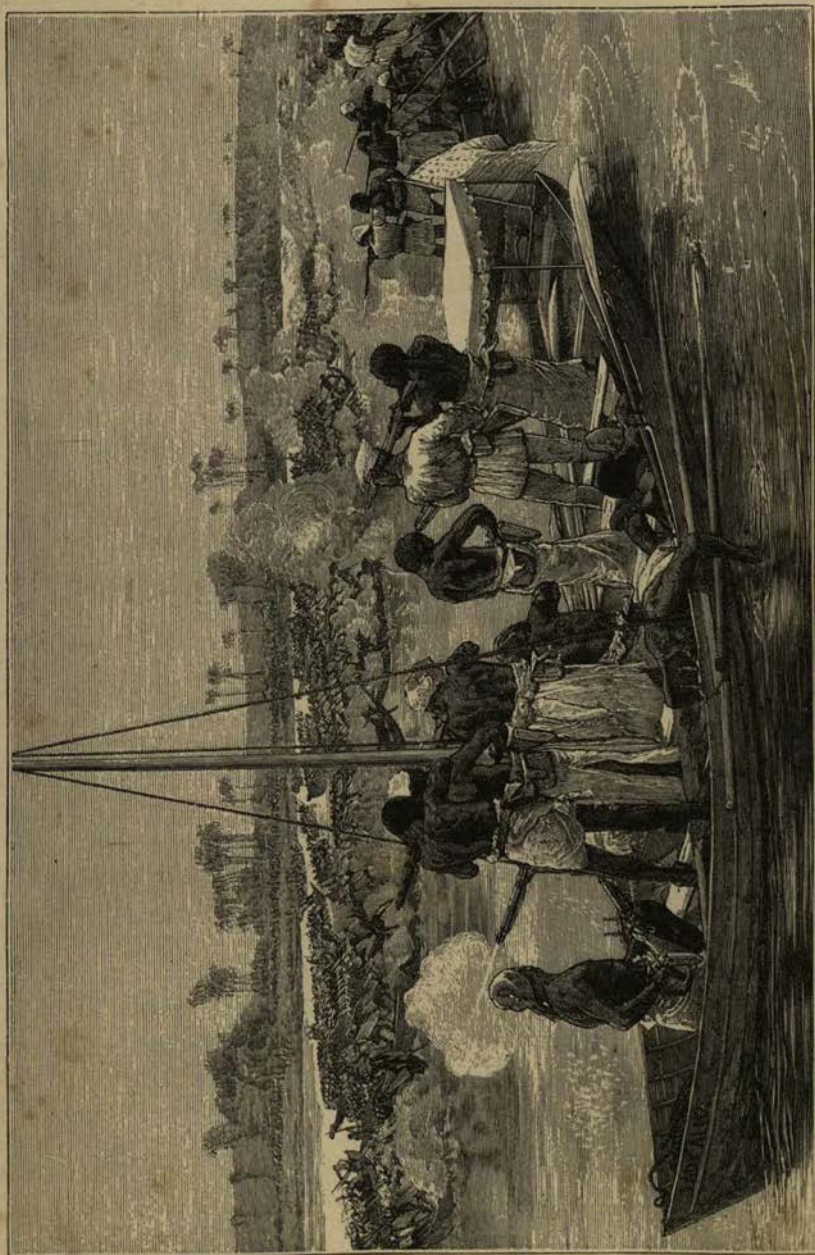
Mit dem lauten Kampfesruf „Zähä — hä — hä, Zä Bangala! Zä Bangala! Zähä — hä — hä!“ kündigten sie am folgenden Tage schon sich Stanley an. Dreiundseshzig Canoes stark rückten sie vom rechten Ufer her gegen die ruhig dahinfahrenden Fremden vor, während ein Höllenlärm von Trommeln und Pauken aus ihren Dörfern herüberschallte.

Stanley mahnte seine Leute, sich zur Verteidigung bereit zu halten; doch hegte er dabei die Hoffnung, daß es möglich sein werde, den Frieden von diesem Volke, das ja Handel treibe, durch Geschenke zu erkaufen. Er ließ daher seine Canoes mit eingezogenen Rudern stromab treiben und nur das Boot den Anrückenden entgegen rudern, indem er ihnen mit der einen Hand ein Stück rotes Zeug, mit der andern ein Gewinde Messingdraht darbot.

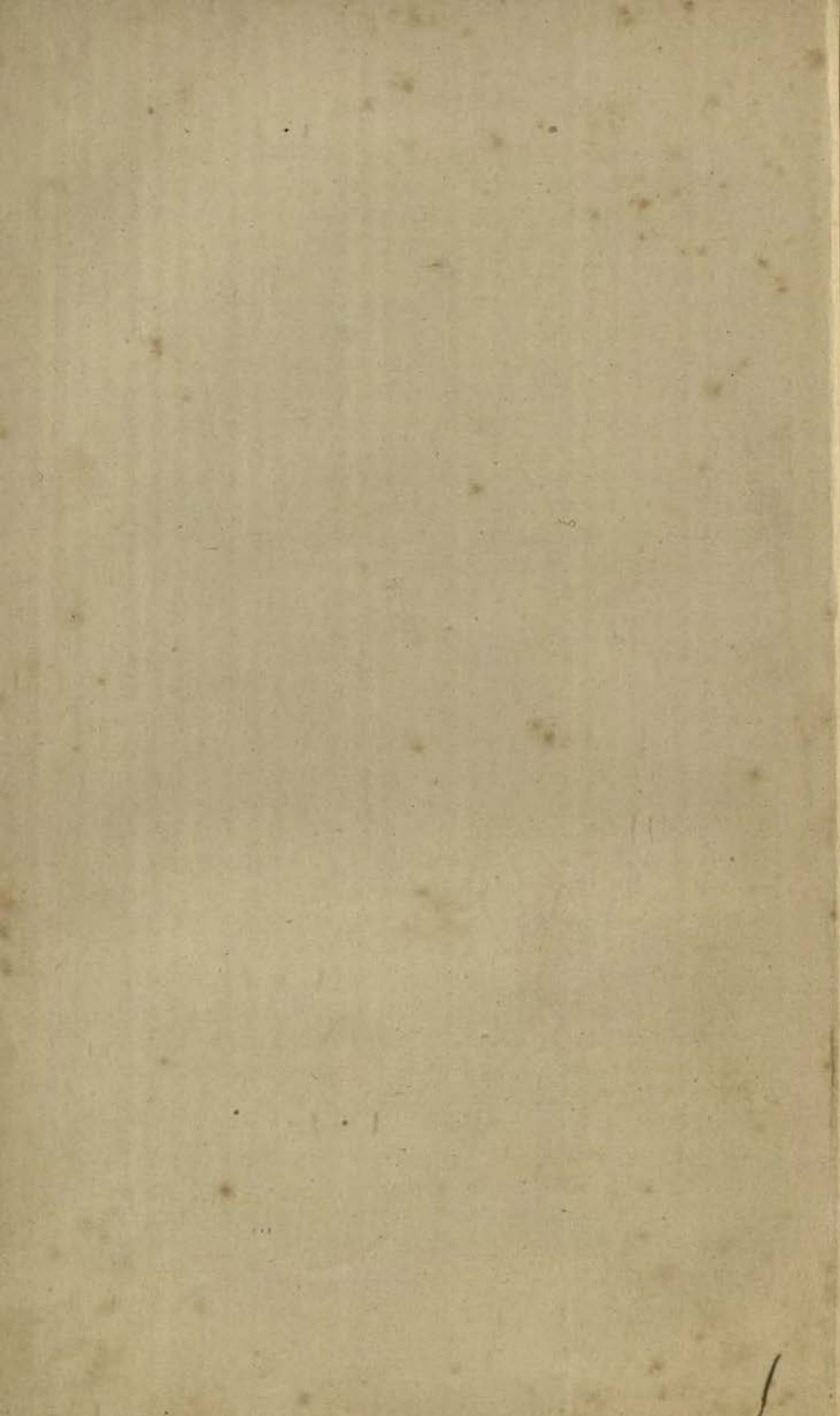
Auf Stanleys Friedensgruß gaben die Wilden keine Antwort. Dennoch beharrte er in der ausdrucksvollen Gebärdensprache, welche sich in Kubunga so erfolgreich erwiesen hatte. Unterdes aber näherten sich mehrere der feindlichen Fahrzeuge dem Canoe, in welchem sich Frank befand, in höchst bedrohlicher Weise. Dieser stand auf und bedrohte sie mit seiner Waffe. Stanley mißbilligte diese Übereilung durchaus, rief Frank zu, er möchte sich niedersetzen und von den feindlichen Canoes wegsehen, und hob nochmals Zeug und Draht empor, um sie demjenigen darzureichen, der zuerst sie annehmen würde. Statt aller Antwort gaben die Wilden, welche Frank bedroht hatten, Feuer und verwundeten drei Leute von der Besatzung der Lady Alice und zwei in dem Canoe Franks. Da mußte denn Stanley die Friedensgedanken aufgeben und der Kampf begann.

Die Schilde bewährten sich als vortrefflicher Schutz. Denn die Stücke ausgezackten Eisens und Kupfers, mit denen die Wilden schossen, waren selten imstande, die Schilde zu durchbohren. In der Hitze des Gefechts jedoch standen alle auf, den Schutz verächtlich schmähend.

Ein Canoe, dessen Mannschaft offenbar betrunken war, kam in bramarbasierender Weise auf die Lady Alice zugefahren und feuerte auf dieselbe aus einer Entfernung von noch nicht 30 Metern. Augenblicklich machte das Boot Jagd auf das dreiste Fahrzeug und nahm es. Aber die Mannschaft desselben sprang in den Strom und rettete sich durch geschicktes Schwimmen in die andern Canoes.



Angriff der Bangala.



Die Uebermacht der Feinde war fast erdrückend. Denn auf jedes ihrer 63 Canoes kamen im Durchschnitt 5 Flinten. Und diesen 315 Schützen hatte Stanley nicht mehr als im ganzen 44 entgegenzustellen. Aber die Kugeln seiner Leute hatten eine ganz andere Gewalt und Tragweite als die Metallstücke der Feinde, sodaß nur die kühnsten derselben sich auf weniger als 100 Meter zu nähern wagten. Vor allen jedoch zeichnete sich ein junger Häuptling aus. Er unterschied sich von den andern Kriegerern durch seinen Kopfschmuck und einen kurzen Mantel aus Ziegenfell. Um Hals, Arme und Beine trug er Gewinde von so dickem Messingdraht, daß sie diese Körperteile unverwundbar machten, und seine ganze Erscheinung zeigte, daß er eine bedeutende Persönlichkeit war. Er hatte zehn Gefährten auf seinem Canoe, und sein Steuermann lenkte das Schiff mit solcher Gewandtheit, daß, so oft der Häuptling und seine Genossen ihre Gewehre abgefeuert hatten, sofort das Canoe eine Wendung machte und nur das Vordertheil und eine schmale Linie aufrechtstehender Personen den gegnerischen Schüssen als Ziel bot. Bei seinen Angriffen, welche sichtlich seine Landsleute zur Macheiferung anfeuerten, überschüttete der junge Häuptling jedesmal die Lady Alice mit einer vollen, jedoch unschädlichen Salve, denn seine Geschosse gingen stets fast alle entweder zu hoch oder zu niedrig. So hatte er dem Boote sich nach und nach bis auf 50 Meter genähert: da traf ihn Manwa Sera mit einer Kugel in den Schenkel. Kaltblütig nahm der Tapfere vor aller Augen ein Stück Zeug, legte sich bedächtig einen Verband an und zog sich dann ruhig nach dem Ufer zurück. Sein ganzes Benehmen hatte etwas so Achtungsgebietendes, daß Stanley befahl, ihn auf seinem Rückzuge nicht weiter zu belästigen.

Nach seinem Weggange wurde das Feuer der Feinde unbeständig und hörte bald ganz auf. Die Wilden zogen sich zurück. Stanleys Leute aber erhoben ein dreimaliges, laut jauchzendes Freudengeschrei, froh des Sieges über den hartnäckigen Feind, der so viele Stunden hindurch entschlossen ihnen standgehalten hatte.

Von der Einmündung des Sankuru an hatte der Kongo mehr und mehr eine südwestliche Richtung eingeschlagen; jetzt wandte der Strom sich entschieden nach Süden. Am 18. Februar überschritt die Expedition zum zweiten Male auf ihrer Stromfahrt den Äquator. Wohl wäre dieser Umstand geeignet gewesen, die Gemüther mit der Hoffnung auf Gelingen ihres großen Werkes zu erfüllen, wenn nicht der Mangel an Lebensmitteln alle auf das ernstlichste bedroht hätte.

Wo aber sollte man Nahrungsmittel hernehmen, wenn die Eingebornen beim Anblicke der Fremden sofort von Mordgier entbrannt? Wenn auf die Bitten der Hungernden sofort mit tödlichen Geschossen geantwortet wurde? „Wohin, o wohin gehen wir?“ hörte man wohl die Bekümmerten klagen. „Ach, wie wird dies alles enden?“

Der größte Nebenfluß, welchen der Kongo von der linken Seite her empfängt, dem Sankuru bedeutend überlegen, ist der Ikelamba, welcher über einen Kilometer breit mit starker Strömung seine schwärzlichen Wasser in den bräunlichweiß flutenden Kongo ergießt.

Auf einer kleinen Insel, dicht unterhalb des Zusammenflusses der beiden Ströme, dem Dorfe Kengo gegenüber, landete Stanley, entschlossen den Seinen, wie auch immer es sei, Nahrungsmittel zu verschaffen. Denn alle litten schon seit mehreren Tagen Hunger, da die Eingebornen alle Annäherungsversuche stets mit dem Kriegsgeschrei „Jähä — hä — hä!“ beantwortet hatten. Jetzt bestimmte Verzweiflung die Entschlüsse. Doch über Erwarten hinaus gedieh alles zum guten.

Sobald die Wilden die Lagerarbeiten der Fremden auf der Insel bemerkten, kam ein Canoe mit sieben Männern schnell über den Strom herangefahren. Ohne Zaudern legten diese ihr Fahrzeug neben die Rähne der Expedition. Sie wurden von Stanley herzlich willkommen geheißen und freigebig beschenkt, sodaß sie sich leicht entschlossen, Blutsbrüderschaft mit den Gästen ihres Landes zu schließen.

Nach einer Stunde kehrten sie heim, ließen jedoch einen jungen Burschen als Pfand ihrer guten Gesinnungen in Stanleys Lager zurück.

Bald nach ihnen langten zwei Canoes bei der Insel mit zwei Häuptlingen an. Ganz im Gegensatz zu den ersten Besuchern benahmen sich diese unverschämt und herausfordernd; sie waren betrunken. Stanley bot alle seine Geduld und Liebenswürdigeit ihnen gegenüber auf, und erreichte auch endlich, zumal ihr Rausch sich mehr und mehr verflüchtigte, daß sie seinen Bitten um Lebensmittel allmählich ein geneigtes Ohr liehen. Sie ließen einige Körbe voll Bananen, Kaffava-Knollen und Pisangfrüchten aus ihren Dörfern holen, die sie Stanley schenkten, und versprachen, am andern Tage mit ganzen Canoe Ladungen voll Proviant zurückzukehren und den freundschaftlichen Verkehr mit den Fremden zu erneuern.

Sie hielten Wort. Ein Markt wurde auf der Insel eröffnet,

dem es an reichlicher Zufuhr von Ziegen, Schafen, schwarzen Ferkeln, Fischen, Bananen, Pflanzfrüchten, Brot, Mehl und Mais nicht fehlte. Den ganzen Tag über herrschte ein fröhliches Leben auf der Insel, und freundschaftlicher Verkehr wurde mit den Eingebornen gepflegt, welche, obgleich fast durchgehends mit alten Steinschloßgewehren bewaffnet, doch niemals daran dachten, sich unhöflich oder gar feindselig zu benehmen.

Allein kaum hatte die Flotille die Rastinsel und die friedfertigen Dorfbewohner verlassen, als auch alsbald wieder die alten Leiden begannen. Mit unglaublicher Frechheit griffen die Stromanoohner die ruhig Dahinrudierenden an. Einmal stürzte ein einzelnes Canoe, mit nur vier Männern bemannt, hinter einer Insel hervor und feuerte aus geringer Entfernung auf das Boot Stanleys. Ein andermal wartete eine ganze Bande auf einer sandigen Landspitze, auf den Knien liegend und die Gewehre im Anschlag, auf das Herannahen der fremden Canoes und überschüttete sie, obgleich sie schleunig weit auswichen, mit einer ganzen Ladung unschädlich niederfallender Metallstücke, sodaß der stets zu Scherzen aufgelegte Baraka sich nicht enthalten konnte zu bemerken, die Heiden gäben den Wangwana mehr eiserne als Getreidekörner zu essen.

In diesen Tagen der Not und Verfolgung traf die Expedition ein Verlust, der keins ihrer Mitglieder ungerührt ließ. Amina, die Frau Katschetjches, starb. Stanley begab sich, als ihm gemeldet wurde, ihre letzte Stunde nahe, zu ihr. „Ach, Meister“, sprach sie, schon sehr schwach, „ich werde das Meer nie wiedersehen. Dein Kind Amina liegt im Sterben. Ich habe so heiß gewünscht, die Kokosnüsse und die Mangobäume wiederzusehen; doch nein, Amina muß sterben, sterben in einem Heidenlande. Sie wird Zanzibar nie wiedersehen. Der Meister ist gut gewesen gegen seine Kinder, und Amina ist dessen eingedenk. Es ist eine schlechte Welt, Meister, und du hast in ihr deinen Weg verloren. Lebe wohl, Meister, vergiß die arme, kleine Amina nicht.“

Bei Sonnenuntergang wurde die Treue in die Tiefe des stillen Flusses hinabgesenkt.

Zehn Tage waren so seit den Rasttagen in Ikingo vergangen, als die Not um Lebensmittel es wieder notwendig machte, den Eingebornen die Stirn zu bieten. Indes schien es, als wenn nicht ganz die wilde Gefinnung sie beherrsche, welche weiter stromaufwärts fast täglich den Fremden gegenüber sich offenbart hatte.

Hinter einer Felspitze waren drei Eingeborne beschäftigt, mit Handnetzen zu fischen. Stanley rief sie an. Sie antworteten ruhig und unbefangen, ja sie zeigten sogar Neigung auf die Freundschaftsanträge einzugehen, welche Stanley ihnen machte, und nahmen die dargebotenen Geschenke an. Zwei von ihnen fuhren nach dem Dorfe Tschumbiri über den Strom hinüber, um ihrem Könige zu melden, daß friedfertige Fremde angelangt wären, welche Freundschaft mit ihm zu schließen wünschten.



Der König von Tschumbiri.

Infolge dessen erschienen bald drei Canoes unter der Leitung von drei Söhnen des Königs, welche mit einem herzlichen Willkommen als Geschenke ihres Vaters eine Ziege, ein Hühnchen, Palmwein und Bananen überbrachten und den Besuch desselben für den nächsten Tag ankündigten.

Am nächsten Vormittage langte denn auch der König selbst mit allem Pompe im Lager an. Fünf mit flintenträgenden Kriegern besetzte Canoes bildeten seine Eskorte.

Der König war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren mit kleinen Augen, dünnen Lippen und glattgerupftem Kinne. Seine Stimme war sanft, sein Benehmen ruhig, jedoch ceremoniös. Auf dem Kopfe hatte er einen sonderbaren Hut, aus Palmfasern geflochten; an einem Bandelier trug er ein Schwert von sichelartiger Gestalt. Über seiner Schulter stand ein borstiger Elefantenschwanz aufrecht empor, während er einen Büffelschwanz als Fliegenwedel in der Hand hielt. An seinem Handgelenke waren allerhand Zaubermittel befestigt, sowie ein kleiner Kürbis mit Schnupftabak und ein Bündel Tabakblätter. Alle Augenblicke stopfte er unmäßig große Prisen, drückend und quetschend, in seine Nase hinein und that jedesmal sofort danach einige Züge

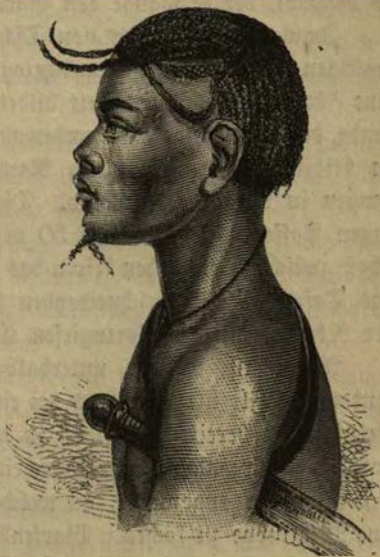
aus einer sechs Fuß langen Pfeife, deren Rauch er gegen seine Talismane blies. Dann gab er, mit den Fingern ein Schnippchen schlagend, die Pfeife an seine Söhne weiter, die sie mit den gleichen Ceremonien unter sich kreisen ließen.

Er lud Stanley ein, in seinem Dorfe Quartier zu nehmen. Die Einladung wurde angenommen, und die Flotille setzte über den Strom, indem Trommeln und Doppelglocken ihr Nahen den Bewohnern Tschumbiris ankündigten. Es wurde ein großer Markt abgehalten, auf welchem die Mannschaft nach den Entbehrungen der letzten Tage mit sorglosester Nichtbeachtung der Folgen ihre Rationsgelder vergeudete: eine Stimmung, die niemand geneigter war gehörig auszunutzen, als der arglistige König von Tschumbiri. Durch tausend Versprechungen überdies, die er mit sanftester Stimme Stanley machte, wußte er auf Kosten seines Gastes sich schamlos zu bereichern. Und nicht nur, daß er keine einzige derselben hielt, sondern er brachte auch nach wenigen Tagen Stanley zu der Überzeugung, daß der milde und gütige König von Tschumbiri der ärgste Schurke wäre, dem er je in Afrika begegnet.

Eine Eskorte von 45 Mann unter der Anführung des ältesten Sohnes des Königs geleitete die Expedition weiter stromab. Mit Befriedigung hörte die Mannschaft nachts ihre Begleiter mit lauter Stimme zu den Fetischen beten, daß sie die Freunde ihres Königs unverlezt von Lager zu Lager führen möchten.

Allein schon am Morgen blieb nach kurzer Fahrt die Eskorte zurück: Stanley möchte nur ruhig seine Reise fortsetzen, meinten die Geleiter, sie würden ihn schon wieder einholen.

Der Abend kam: nirgends ließen sie sich blicken. In einem dichten Gebüsch wurde das Lager aufgeschlagen. Sehr unruhig



Der Sohn des Königs von Tschumbiri.

verließ die Nacht. Etwa eine Stunde, nachdem sich alles zur Ruhe begeben hatte, wurde das Lager durch das kreischende Angstgeschrei eines Knaben alarmiert, den eine Riesenschlange bedrohte. Sobald jedoch Leute zu seiner Rettung herbeieilten, verschwand die Schlange im Walde. Nach einer halben Stunde indes kehrte sie in das Lager zurück — oder war es eine andere? — und wurde in dem Augenblicke entdeckt, wo sie ein Weib umschlingen wollte. Das ganze Lager war in der größten Aufregung. Doch gelang es diesmal, der Schlange den Garaus zu machen.

Immer stärker hatte von Tschumbiri an die Breite des gewaltigen Kongo sich zusammengezogen. Jetzt betrug sie kaum noch eine Fünftelmeile. Sein Bett bildete eine tiefe Kluft in dem Tafellande, dessen Abhänge meist unbewohnt waren, während auf der Höhe zu beiden Seiten neben dem Rande Dörfer und Bananenpflanzungen in Menge sich folgten. Die Tiefe des Stromes in dieser engen Passage stieg bis auf 50 m; mit reißender Geschwindigkeit schoß zwischen den hohen Ufern das Wasser dahin. Durch einen in das Tafelland tief einschneidenden Spalt ergoß sich in den Strom der Kutu, den die Portugiesen Coango oder Kwango nennen.

Ungefähr halb Meilen unterhalb der Einmündung des Kutu landete die Flotille Stanleys bei einem dichten Haine, um sich ein Frühstück zu bereiten, zugleich in der Hoffnung, daß ihre Führer mittlerweile irgendwie zum Vorschein kommen würden. Verschiedene Feuer wurden angezündet, an welchen die Weiber beschäftigt waren, eine Mehlsuppe zu kochen. Wartend lagerten ringsum die Männer. Plötzlich knallten einige Flintenschüsse: erschreckt sprangen alle auf; sechs von den Männern waren verwundet. Ein verzweifelter Kampf begann. Erst nach einer Stunde zogen sich die Angreifer zurück. Das war das zweiunddreißigste, aber zum Glück auch letzte Gefecht, das die Expedition während ihrer langen Stromfahrt zu bestehen hatte.

Am Nachmittage erschien denn auch endlich die lange vermiste Eskorte von Tschumbiri. Doch zeigten die Leute sich verdrossen und einer Unterredung abgeneigt. Am folgenden Tage jedoch hatten sie sich anders besonnen: sie begannen sich sehr eifrig zu entschuldigen, daß sie Stanley nicht vor der blutigierigen Dorfbande gewarnt hätten, welche am vorigen Tage im Dickicht ihn überfallen und so empfindliche Verluste ihm zugefügt hätte. Und doch, konnte ernstlich bezweifelt werden, daß sie um den Überfall gewußt, wohl

gar daran teilgenommen hatten — natürlich auf Anstiften ihres Königs?!

Nach zwei Tagen nahm der Strom ein ganz verändertes Ansehen an: er erweiterte sich mit einem Male zu einem bedeutenden See. Sandige Inseln lagen darin, wie Meeresstrand anzusehen. Zur Rechten türmte sich weißschimmernd eine lange Reihe von Klippen auf, denen von Dover sehr ähnlich.

Frank bestieg mit einem Fernglase eine Sanddüne. „Ich behaupte“, berichtete er danach Stanley, „daß dies Wasserbecken ganz einem Pool (Teiche) gleicht; es ist gerade so breit wie lang. Berge umgeben es von allen Seiten, und es erscheint mir fast kreisrund.“

„Nun gut, Frank, wenn es ein besonderer großer Pool ist, so müssen wir es auch mit irgend einem Namen bezeichnen. Gib mir einen passenden Namen dafür an.“

„Warum sollten wir es nicht «Stanley-Pool» und jene Felsen da die «Dover-Klippen» nennen? Denn ein jeder Reisende, der später hierher kommen mag, wird mit Hülfe dieses Namens die Klippen leicht wieder erkennen.“

Am rechten Ufer des Stanley-Pools wohnte der wilde Stamm der Bateke, die ringsum in üblem Rufe standen. Stanley fand jedoch in ihrem Häuptling Mankoneh einen zwar derben, aber gutherzigen und heiteren Mann. Es bereite ihm, sagte Mankoneh, unendliches Vergnügen die Expedition zu sehen, und er erbiete sich, sie weiter zu führen bis an die Wasserfälle, zu denen sie binnen kurzem gelangen würde. Zugleich versuchten seine Begleiter das Geräusch der Fälle in Tönen wiederzugeben, so drollig, daß alle Hörer in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Wirklich vernahm Stanley, sobald sich die Ufer des Sees mit scharfer Wendung wieder zusammenzogen, zwar noch leise, den Unheil ankündigenden, dumpfen Donner eines Katarakts.

Mankoneh warnte vor dem Weiterfahren. Es wurde gelandet und ein kunstloses Lager hergestellt. Gegenüber lag das Dorf Ntamo, von dessen Häuptling Itfi und seiner großen Macht Mankoneh mit sichtlicher Ehrerbietung sprach. So sah Stanley mit einer gewissen Erwartung dem Besuche des großen Mannes entgegen.

Am nächsten Vormittage sah man ein stattliches Canoe mit zwei Begleitfähnen über den Strom setzen. Sechzig Mann, aufrecht stehend, ruderten mit sehr langen Rudern jenes, indem sie im

Chore nach dem Takte, den eine Trommel angab, dazu sangen. König Itsi erschien mit einem Gefolge von fast zweihundert Personen: ein junger Mann, von dessen Schultern ein langes Stück Zeug gewürfelten Musters herabhing, während er an einer Art Bandelier mehrere kleine Kürbisse mit Schnupftabak und Zaubermitteln trug. Geschenke wurden vonseiten des Königs überreicht, doch verweigerte er durchaus die Annahme von Gegengeschenken.

„Ich verlange nur“, erwiderte er auf Stanley's etwas verwunderte Frage, „jene dicke Ziege, wenn Ihr mir diese gebt, so werde ich gar nichts weiter verlangen.“

Es war eine Ziege, die letzte von sechs Paaren, welche Stanley aus Uregga mitgebracht hatte. Das Tier hatte sich innig an die Mannschaft angeschlossen und war allen während der langen Reise lieb geworden. Daher schlug Stanley die Bitte ab. Als jedoch Itsi mit verdrießlicher Beharrlichkeit auf seinem Verlangen bestand, blieb Stanley schließlich nichts anderes übrig, als nachzugeben. Und Itsi nahm die Ziege mit nach Atamo, so stolz, als wenn er in den Besitz eines neuen Wundertieres gelangt wäre.

Anderntags erschien er wieder mit noch reicheren Geschenken. Ein Bruderbund wurde mit ihm abgeschlossen, verbunden mit dem Austausch von Zaubermitteln. Itsi übergab Stanley als ein Schutzmittel für sein ganzes Leben einen kleinen Kürbis mit einem etwas salzig schmeckenden Zauberpulver, wofür ihm Stanley als des weißen Mannes wunderkräftiges Mittel gegen jedes Übel eine Flasche mit einer halben Unze Magnesia überreichte.

Die Wilden nahmen Abschied. Die Expedition blieb allein. Es galt sich zu rüsten zur Überwindung des Wasserfalls, dessen Donner dumpf dröhnend bis in das Lager herauf hallte.



Eiserne Doppelglocken in Urangi.

Siebzehntes Kapitel.

Die Livingstone-Fälle.

Der Stromlauf. — „Der Vater“. — Kalulus Tod. — Sudis seltsame Abenteuer. — Methode des Vorrückens. — Frank ein Goi-Goi. — Todesgefahr. — Die Lady Alice-Fälle. — „Den Berg hinauf!“ — Neue Canoes. — Diebereien. — Der Mowa. — Uledi vor Gericht. — Shakespeare verbrannt. — Der eingepresste Strom. — „Sugiliz, Francis, Dytische oder Portugase?“ — Franks Unbesonnenheit. — Der Jason in den Massassa-Fällen. — Frank Pocock ertrinkt. — Adalas Trost. — Meuterei und Desertionen. — Salaam Mäh's Tod. — Noch einmal gerettet! — Bedrohliche Stimmung der Eingebornen. — Der Sjangila-Fall. — Das Ziel ist erreicht.

Wieder begann der Kampf mit dem Strome. Nirgends setzte sich mehr die Bevölkerung, durch den Handelsverkehr in ihrer Wildheit etwas gezähmt, dem Vorwärtsgen der Expedition entgegen; die Zeit der wütenden Angriffe auf die Fremden war vorüber; es war der Strom selbst, der jetzt dem Vordringen der Kühnen halt zu gebieten schien.

Durch einen viele Meilen langen Schlund, von Felsklippen eingefasst, schleudert der Strom mit unbeschreiblicher Wut seine schäumenden Wellen über zahllose Absätze hinab, sobald er sich anschiebt, das Hochland von Inner-Afrika zu verlassen. Auf 31 Meilen überwindet der Kongo mehr als 300 Meter Gefälle, bevor er in seinen Unterlauf eintritt; zahllos sind die Wasserfälle und Stromschnellen, jeder einer Stufe gleich, über welche der Strom zu der Stelle hinabstürmt, an welcher 61 Jahre vor Stanley,

von der Küste her kommend, Kapitän Tuckey umgekehrt war. Diese Stelle stromab zu erreichen und damit den ganzen Lauf des Kongo klar zu legen, war das Ziel Stanleys. Er glaubte es um so sicherer erreichen zu können, als alle Karten — freilich nur nach Hörensagen — eine lange Strecke ruhigen Stromlaufes oberhalb von Tuckeys fernstem Punkte zeichneten, und auch die Eingebornen nur von wenig Wasserfällen ihm zu sagen wußten. Das war der Grund, weswegen er an den Strom sich fortwährend beharrlich hielt und auch von seinen Canoes sich nicht glaubte trennen zu dürfen.

Katarakte wären drei im ganzen vorhanden, hatte Itfi von Ntamo berichtet, „das Kind, die Mutter und der Vater“. So machte sich denn Stanley getrost an die Aufgabe, diese zu überwinden. Es ergab sich, daß „das Kind“ und „die Mutter“ nur läche Stromschnellen waren, welche mit Vorsicht glücklich passiert wurden. Aber „der Vater“ übertraf an Wildheit alles, was Stanley bisher von Wasserfällen gesehen hatte. Das Wasser rauschte auf einer schiefen Ebene in einen ungeheuren Trog hinunter und hob sich dann bloß durch die Wucht des Druckes steil empor, bis es, zu einem förmlichen Bergrücken angesammelt, 6—9 m hoch emporgeschleudert wurde und dann in Schaum und Flugwasser jäh zusammenstürzte. In diesem wilden Aufruhr der ungestümen Brandung war der Uferrand zu beiden Seiten, lange Reihen hoch aufgetürmter, riesiger Felsblöcke, ganz vergraben. Der Lärm der sich emporhebenden und zurückprallenden Wasserwälle war fürchterlich, dem donnernden Brausen eines Schnellzuges, der durch einen Felsentunnel dahinjagt, etwa vergleichbar. Wollte man seinem Nachbar sich verständlich machen, so mußte man ihm ins Ohr hineinschreien.

Eine Reifsigbahn wurde gebaut und in dreitägiger Anstrengung die Canoes auf dieser um den Wasserfall herum geschoben. Doch war, als der Strom wieder erreicht war, das Wasser in demselben noch viel zu stürmisch bewegt, als daß es eine Canoesfahrt zugelassen hätte. Wieder begann daher der Landtransport der Rähne. Eine breite Felspitze lag im Wege. Die Fahrzeuge wurden mit unsäglicher Mühe hinaufgeschleppt.

Die Felsen waren glatt und sehr schlüpfrig. Bald stürzte ein Mann nieder und zerschlug sich das Bein, ein anderer rentte sich die Schulter aus, ein dritter erlitt eine schwere Kontusion am

Kopfe. Stanley selbst fiel in eine 9 m tiefe Felsklüft hinab; doch kam er mit einigen Quetschungen davon.

Nun folgte wieder eine befahrbare Stromstrecke, in welcher der Strom mit glatter Oberfläche in reißender Strömung dahinstürmte, um sich dann wieder jäh in einen Abgrund schäumend hinabzustürzen.

Stanley befahl den Canoes, dem voranfahrenden Boote genau zu folgen, sich ganz dicht an das rechte Ufer zu halten und unter keiner Bedingung sich mitten in den Strom mit seiner reißenden Strömung hineinzuwagen. In einem der Canoes, dem „Krokodil“,



Transport der Canoes über die Fels Spitze.

stand Kalulu, der sonst seinen Platz in Stanleys Nähe hatte. Er fragte den Knaben, was er in dem Canoe wolle. „Ich kann rudern, Herr Stanley, sehen Sie nur“, erwiderte Kalulu lächelnd, aber nicht ohne einige Empfindlichkeit.

Stanley stand im Vorderteile des Bootes, mit der Hand Uledi am Steuer Winke erteilend. Ganz dicht an der klippenreichen Küste ging es stromab. Das Boot bog um eine Landspitze und landete an einer sandigen Uferstelle dahinter, dicht vor dem brausenden Wasserfall. Drei Canoes folgten ihm auf dem Fuße. Da erblickte Stanley plötzlich mit Entsetzen das „Krokodil“ mitten im Strome, wie es über das verräterisch glatte Wasser mit der Schnelligkeit eines Pfeiles auf die Fälle zuschoß. Noch

einen Moment, und es jagte mit seinen fünf Insassen in die schäumende Flut hinab. Drei- oder viermal wurde es herumgewirbelt und dann in die Tiefe hinabgerissen. Noch einmal tauchte es auf, das Hinterteil aufwärts gerichtet: es war leer. Kalulu und seine Gefährten waren dahin. Zum Gedächtnisse seines Liebling* nannte Stanley die Schreckensstätte „die Kalulu-Fälle“.

Unmittelbar nach dieser schrecklichen Katastrophe schoß ein anderes Canoe mit zwei Mann bei der Landspitze vorbei: unwider-



Kalulus Tod.

stehlich wurde es auf dem glatten, aber reißend schnellen Strome seinem Untergange entgegengeführt. Indes wunderbar genug gelang es dem Steuermanne das Fahrzeug pfeilschnell über den Wasserfall hinabzubringen und eine weite Strecke stromab das linke Ufer zu gewinnen und zu landen. Die beiden Geretteten kletterten über die Felsen, versuchten vergebens über den brausenden und tosenden Strom hinweg ihren Freunden sich verständlich zu machen und setzten sich endlich in resigniertem Schweigen nieder, den Blick starr auf das andere Ufer gerichtet. Wie war ihnen zu helfen?

* Vgl. S. 205.

In diesem Augenblicke schoß ein drittes Canoe rettungslos den Wasserfällen zu. Ein einzelner Mann saß in dem kleinen Fahrzeug. Es war der brave, junge Sudi. Den menchlerischen Speeren der Wilden im Walde von Binjata war er glücklich entronnen*: jetzt erhob er verzweifelt die Hände, rief laut: „*Ra il Allah il Allah!***“ Ich bin verloren, Meister!“ und stürzte in den wild schäumenden Abgrund hinab. — Einige Sekunden vergingen, da tauchte er aus dem Schatten des Falles wieder empor, glitt von einer Stufe des Katarakts zur andern hinab, bald gewaltsam hinabgeschleudert, bald wild herumgewirbelt, von schweren Wogen ergriffen, welche ihn nach rechts und links schwenkten und wie toll über ihn herfielen. Dennoch sank das Canoe nicht, sondern schoß schnell mit ihm dahin, bis es in der Ferne verschwand, und nächtliches Dunkel über den wilden Strom sich legte. — —

Welche Überraschung und Freude zugleich, als am nächsten Nachmittage Sudi unverfehrt mit den beiden Schiffbrüchigen vom linken Ufer vor Stanley erschien! Er hatte seltsame Abenteuer erlebt: „Als ich wie im Fluge“, erzählte er, „über die Wasserfälle fortgeführt und dabei so oft im Kreise herumgedreht wurde, wurde ich ganz verwirrt im Kopfe. Indem ich mich aber fest an mein Canoe angeklammert hielt, trug mich der wilde Strom immer weiter hinab, immer tiefer und tiefer, ohne Raft von Ort zu Ort, bisweilen dicht an einen Felsen, dann wieder in die Mitte hinein, bis eine Stunde, nachdem es dunkel geworden war. Da sah ich aber einen Felsen ganz in meiner Nähe; ich sprang hinauf, und es gelang mir auch, mein Canoe zu erfassen und an das Ufer zu ziehen. Ich war kaum damit fertig, als meine Arme ergriffen, und ich von zwei Männern gefesselt wurde, welche mit mir zu dem Gipfel der Uferhöhe hinauf und danach eine Stunde über die Hochfläche liefen, bis wir in ein Dorf kamen. Sie stießen mich dann in ein Haus, wo sie ein Feuer anzündeten, und als es hell geworden war, zogen sie mir die Kleider aus und untersuchten mich genau. Obgleich ich sie natürlich nicht verstehen konnte, merkte ich doch so viel, daß sie auf ihren Fang stolz waren. Sie sprachen freundlich mit mir und gaben mir vollauf zu essen, und

* Vgl. S. 28.

** „Nur Gott ist Gott“ — das Grundbekenntnis des Islam.

während der eine von ihnen schlief, bewachte mich der andere scharf, damit ich nicht davonlaufen möchte. Am Morgen verbreitete sich das Gerücht im Dorfe, daß ein hübscher, fremder Sklave gefangen worden wäre, und viele Leute kamen, um mich zu betrachten, unter diesen auch einer, welcher mich in Ntamo gesehen hatte und mich wiedererkannte. Dieser Mann beschuldigte die beiden Männer sofort des Diebstahls, den sie an einem der Leute des weißen Mannes verübt hätten, und er entwarf ein solches Gemälde von Euch, Meister, als von einem Manne mit großen, feurigen Augen und langem Haar, der eine Flinte besäße, die den ganzen Tag über schösse, daß alle Welt in großen Schrecken geriet und die beiden Männer nötigte, mich wieder nach der Stelle zurückzuführen, wo sie mich gefunden hätten. Sie gaben mir nun sogleich meine Kleider wieder und brachten mich an den Ort zurück, wo ich mein Canoe angebunden hatte. Dann sagten sie: «Geh zu deinem Könige; hier ist Speise für dich, und erzähle ihm nicht, was wir dir gethan haben; erzähle ihm aber, du hättest Freunde angetroffen, welche dich gerettet hätten, und das wird für uns gut sein!» und damit ließen sie mich frei.“

Die beiden Schiffbrüchigen nun hatten bei ihrer ängstlichen Umschau nach Mitteln und Wegen, um über den Strom zurückzukommen, den bei seinem Canoe sitzenden Sudi getroffen. Denn er fühlte sich allein zu schwach, die Stromfahrt zu wagen. Das glückliche Zusammentreffen aber ermutigte alle, sich lieber dem Strome anzuvertrauen, als noch länger in dem fremden Lande ihre Todesangst zu ertragen. Mit dem Mute der Verzweiflung bestiegen sie das Canoe. Der Strom war reißend, aber doch gelang es ihnen, eine Viertelmeile abwärts von ihrer Abfahrtsstelle glücklich das rechte Ufer zu erreichen und zu Stanley zurückzukehren.

Wohl bedurfte Stanley einer solchen Ermunterung, wie für ihn die Rückkehr der drei schon aufgegebenen Männer war, denn seine Lage war überaus schwierig.

Sowie ein Wasserfall überwunden war, zeigte sich gleich dahinter auch schon ein neuer; aber immer meinten die Eingebornen, dieser wäre der letzte. So wich Tuckeys Katarakt immer weiter vor Stanley zurück.

Die Art und Weise, in der Stanley vorrückte, blieb von Wasserfall zu Wasserfall ziemlich dieselbe. An jedem Tage begann

zunächst Frank, die Expedition auf dem Lande nach dem innersten Winkel irgend einer Einfahrt, einer Bucht oder eines Seitenthales in der Nähe der Fälle oder Stromschnellen zu führen, wo er mit Hülfe der ältern Männer, der Weiber und Kinder ein Lager her richtete. Die zu der schweren Arbeit bestimmte Abteilung, die jüngeren Männer, kehrte darauf zu Stanley zurück, um bei dem Transport der Canoes nach dem neuen Lager behülflich zu sein. Fand sich bei genauer Untersuchung der Stromstelle, daß ein Wassertransport möglich war, so wurden an die großen Canoes acht Rotangtaue, an die kleinen entsprechend weniger angebunden; jedes Tau hielten fünf Männer und ließen, langsam nachgebend, die Fahrzeuge auf dem Wasser hinabgleiten. War jedoch der Strom ganz unpassierbar, so wurde über die vorspringenden Bergspitzen hinweg die kürzeste und sicherste Straßenlinie festgestellt und in hinreichender Breite mit Reisig belegt. Darüberhin wurden dann die Canoes mit gemeinsamer Anstrengung gezogen und geschoben, bis man das Lager erreichte, in welchem die Erschöpften eine Mahlzeit erwartete, wie sie das Land eben bot. Meist war diese mehr als einfach. Denn je weiter man vorrückte und damit der Küste sich näherte, um so mehr sanken natürlich die Waren, welche die Expedition zum Einkaufe von Lebensmitteln mit sich führte, im Preise. Fand doch Stanley schon bei den Babwende, deren Gebiet stromabwärts auf das der Bateke folgte, Messerschmiedewaren aus Birmingham, Delfter Steingut und englisches Topfgeschirr vor, welches von den europäischen Ansiedlungen an der Küste her ihnen zugeführt war und nun auf den Märkten der Eingebornen neben ihren eigenen Landesprodukten feil gehalten wurde. Überdies waren Stanleys Vorräte schon so sehr zusammengeschnitten, daß sie nicht bloß die größte Sparsamkeit und Genügsamkeit, sondern auch ein möglichst schnelles Vorwärtstreben geboten. Wenn ein Huhn vier Ellen starke Leinwand kostete, wie bald mußte da der letzte Ballen ausgegeben sein! Daher bildeten die gewöhnliche Nahrung der Leute Bananen, Erdnüsse, in glühender Asche geröstet, und Kassavaknollen, welche in Scheiben gedörst, dann zerrieben und zu einer Suppe zerkoht wurden. Selbst den Weißen wurde nur selten einmal eine Abwechslung. Vom Thee war das letzte Blättchen verbraucht, Zucker gar und Kaffee längst für sie zur Sage geworden.

Schwerer noch als dies wurde ihnen jedoch der Mangel an

Schuhwerk zu ertragen. Stanleys letztes Paar Schuhe war durchlöchert und zerfetzt; Frank trug schon Sandalen oder Pantoffeln, die er aus dem Leder eines Mantelsackes sich zurecht geschnitten hatte. Und doch war es durchaus notwendig, die Füße gehörig zu sichern, da nicht nur die Angriffe gefährlicher Insekten sie bedrohten, sondern auch die geringste Hautverletzung in der Regel bössartige Geschwüre und Entzündungen in diesem Klima zur Folge hatte. Bald zeigten sich denn auch bei Frank die Folgen: er wurde lahm und war mit seinen unwickelten Füßen fast außer Stande, zu Lande weiter zu wandern. Den Patienten und Invaliden der Expedition hatte Baraka, der Witibold, den Namen „Goi-Goi“ gegeben, welcher ihre gänzliche Hülflosigkeit und Untauglichkeit bezeichnete. Mit einem gutmütigen Grinsen auf seinem breiten Gesichte wandte er sich zu Frank. „Ah, ist unser Kleinmeister“, meinte er, auf Franks Füße deutend, „nun auch ein Goi-Goi geworden? Bei Allah! wir werden noch alle Goi-Goi werden, wenn unsere Meister auf die Liste kommen.“ —

Höher erhoben sich, je weiter die Expedition vorrückte, zu beiden Seiten des eng zusammengedrängten Stromes die Felsen: das rechte Ufer bildete eine senkrechte Mauer von gewaltigen Felsblöcken, welche in einer schmalen, etwa 90 m hohen Terrasse endigte, hinter der die wild und rauh geformten Berge bis zu einer Höhe von 400 m aufstiegen als Rand der Hochebene des Innern. Das linke Ufer erschien als eine langhingestreckte Reihe großartiger Felsklippen, über deren Gipfel ein breiter Waldgürtel sich hinzog.

Zäh stürzte der Strom durch das nur 370 m breite Felsenthor. Von mehreren Rotangkabeln gehalten, wurde das Boot auf dem wild erregten Wasser hinabgelassen. Mit fünf erprobten Leuten der Bootsmannschaft saß Stanley darin. Da wurde das Sternkabel unvorsichtig nachgelassen: und mit einem heftigen Ruck riß die Strömung das Boot aus den Händen der Leute am Ufer. Ein Mann wurde über Bord geschleudert. Kaum daß Stanley ihm noch die Hand reichen und ihm wieder in das Boot hinein helfen konnte. Fort schoß das Boot der Mitte des zornig aufschäumenden, wild wogenden Stromes zu.

„Ergreift die Ruder, meine Zungen, und seid wacker! Uledi, an das Steuer!“ schrie Stanley der entsetzten Mannschaft zu. Dann trat er auf den Bug, dem Bootsführer mit der Hand zu-



Die Lady Alice im Wasserfall.

winkend, wie er steuern sollte. Denn der Donner des wütenden Stromes ließ die menschliche Stimme völlig machtlos erscheinen.

Mit rasender Geschwindigkeit schoß das Boot an den schroffen Felsen vorüber. Die schäumenden Wogen wirbelten es herum wie einen Kreisel, schwenkten es auf die Seite, stürzten es in die plötzlich einsinkenden Wellenthäler hinab und schleuderten es wieder auf weißen, zischenden Schaumkämmen empor. „La il Allah il Allah!“ schrie der junge Mabruki, „wir sind verloren! ja, wir sind verloren!“

Eine halbe Meile war im Fluge durchjagt. Der starke Strom spottete aller Anstrengungen zu landen. Plötzlich erhob sich donnernd und rauschend der ganze Strom, wie wenn ein Vulkan ungeheure Wassermassen ausspöc. Hinauf auf den Gipfel dieses Wasserwalles wurde das Boot getrieben: im nächsten Momente mußte er zusammenstürzen und alle verschlingen. „Rudert, Leute!“ schrie Stanley mit verzweifelter Anstrengung, „es gilt euer Leben!“ Einige rasche, energische Ruderschläge trieben die Lady Alice noch rechtzeitig über den Wasserwall hinaus, bevor er in einen verhängnisvollen Malström sich verwandelte. Ein paarmal schleuderte der Strom das Boot wie im Spott auf die Seite und drehte es verächtlich herum, als wenn er das Schifflein für zu unbedeutend hielt, um es zu zerschellen: dann kam ein ruhiger Moment. Die Ruder setzten sofort ein, das stillere Wasser zur Seite wurde gewonnen und eine Strecke abwärts an einer sandigen Strandstelle gelandet.

Alle Leute von der Expedition meinten, daß das Boot mit all seinen Insassen in den „Lady Alice-Fällen“, wie man sie nannte, seinen Untergang gefunden; behaupteten doch die Eingebornen, sie hätten es in dem Strudel versinken sehen. Um so größer war die allgemeine Freude, um so herzlicher die fast leidenschaftlichen Begrüßungen, als die Landabteilung unter des treuherzigen Frank Führung bei den so wunderbar Geretteten anlangte. In 15 Minuten war das Boot drei Viertelmeilen über die Wasserfälle hinabgejagt: vier Tage Arbeit kostete es, die Canoes an Rotangkabeln denselben Weg in dem ruhigeren Seitenwasser hinabzulassen. So groß waren die Schwierigkeiten, daß die Expedition in 37 Tagen nur erst 8½ Meile Wegs zurückgelegt hatte! Mehrere Canoes waren unterwegs verloren gegangen, und mehr als ein Mann ein Opfer des Kampfes mit dem Strome geworden.

Nunmehr aber schien es ganz unmöglich weiter vorzurücken. Gegen 400 m hoch erhoben sich an beiden Seiten des Stromes steile Bergwände, zwischen denen mit hochaußspritzenden Wogen im wildesten Taumel die Fluten des Kongo dahinschossen.

Von ihren Dörfern auf der Hochfläche kamen die Babwende herabgestiegen, begierig zu erfahren, was Stanley zu thun beabsichtige. Er untersuchte zweimal genau das Terrain. „Ich werde“, erklärte er seinen Leuten, „meine Canoes den Berg hinaufschleppen und eine Strecke weit über das Hochland gehen, da ich mich jetzt, wo ich dem Laufe dieses Stromes so weit gefolgt bin, an denselben bis an das Ende gleichsam anklammern muß.“

Sprachlos vor Bestürzung starrten die Wangwana ihn an. „Den Berg hinauf!“ riefen die Babwende, indem sie mit einem unaussprechlichen Ausdrucke des Schreckens zu der jäh sich aufstürmenden Höhe empor schauten. Dann klangen sie, ohne ein Wort zu sagen, an der steilen Bergwand empor, brachten ihre Ziegen und schwarzen Ferkel in ihren Häusern in Sicherheit und verbreiteten weit und breit das Gerücht, der weiße Mann beabsichtige mit seinen Canoes über die Berge zu fliegen. So ungeheuerlich erschien ihnen dieses Unterfangen.

Stanley aber ging rüstig ans Werk. Ein Lager wurde auf der Höhe erbaut, ein Pfad geebnet und mit Buschwerk belegt, und am nächsten Tage war schon glücklich das Boot und ein kleines Canoe zu der Höhe des Tafellandes hinaufgeschafft. Das machte auf die Häuptlinge der Babwende einen großen Eindruck: sie waren voll Erstaunens und bewunderten laut Stanleys Erfindungsgabe. Ja, endlich ließen sie für ein ansehnliches Geschenk sich bereit finden, 600 Mann aus ihren Dörfern zusammenzubringen, um bei dem Transporte der großen und schweren Canoes hülfreiche Hand zu leisten.

Dieser Transport gebot der Expedition für längere Zeit voraussichtlich halt. Es galt die Zwischenzeit in möglichst zweckmäßiger Weise auszunutzen. Vor allem nötig erschien der Ersatz der in den Wasserfällen verloren gegangenen Canoes, da der Expedition nicht mehr als neun jetzt noch zur Verfügung standen. Zu diesem Zwecke beschloß Stanley, die Aufsicht über den Canoetransport Manwa Sera zu übertragen, selbst aber mit der Bootsmannschaft und den Weibern und Kindern voranzugehen und weiter stromab an derjenigen Uferstelle, wo die Canoes wieder in den Strom

hinabgelassen werden könnten, ein zweites Lager aufzuschlagen. Er wählte für dasselbe einen Platz am Strome, etwa drei Viertelmeilen von dem ersten Lager entfernt, wo der bewaldete Abhang des Tafellandes Bäume in Menge von solchem Umfang bot, daß aus ihnen Canoes gearbeitet werden konnten.



Ansicht des Tafellandes.

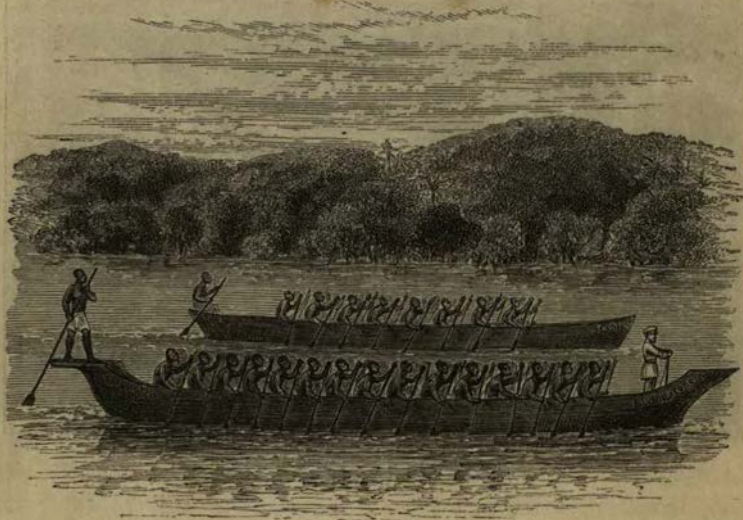
Durch eine besondere Botschaft ließ er den Häuptling der Gegend zu einem Besuche einladen, um die nötigen Stämme von ihm zu kaufen. Der Häuptling, ein munterer, alter Mann mit kahlem Kopfe, erteilte bereitwillig Stanley die Erlaubnis, sich beliebig viele von den größten Bäumen in seinem Lande für seine Zwecke auszuwählen.

961788 — 931923

Am 1. Mai schlug Uledi mit dem Rufe „Bismillah“! seine Art in den zunächst zur Verarbeitung bestimmten Baumstamm. Als der Riese am Boden lag, wurde einem jeden der Bootsleute, welche nun in Schiffszimmerleute verwandelt worden waren, ein

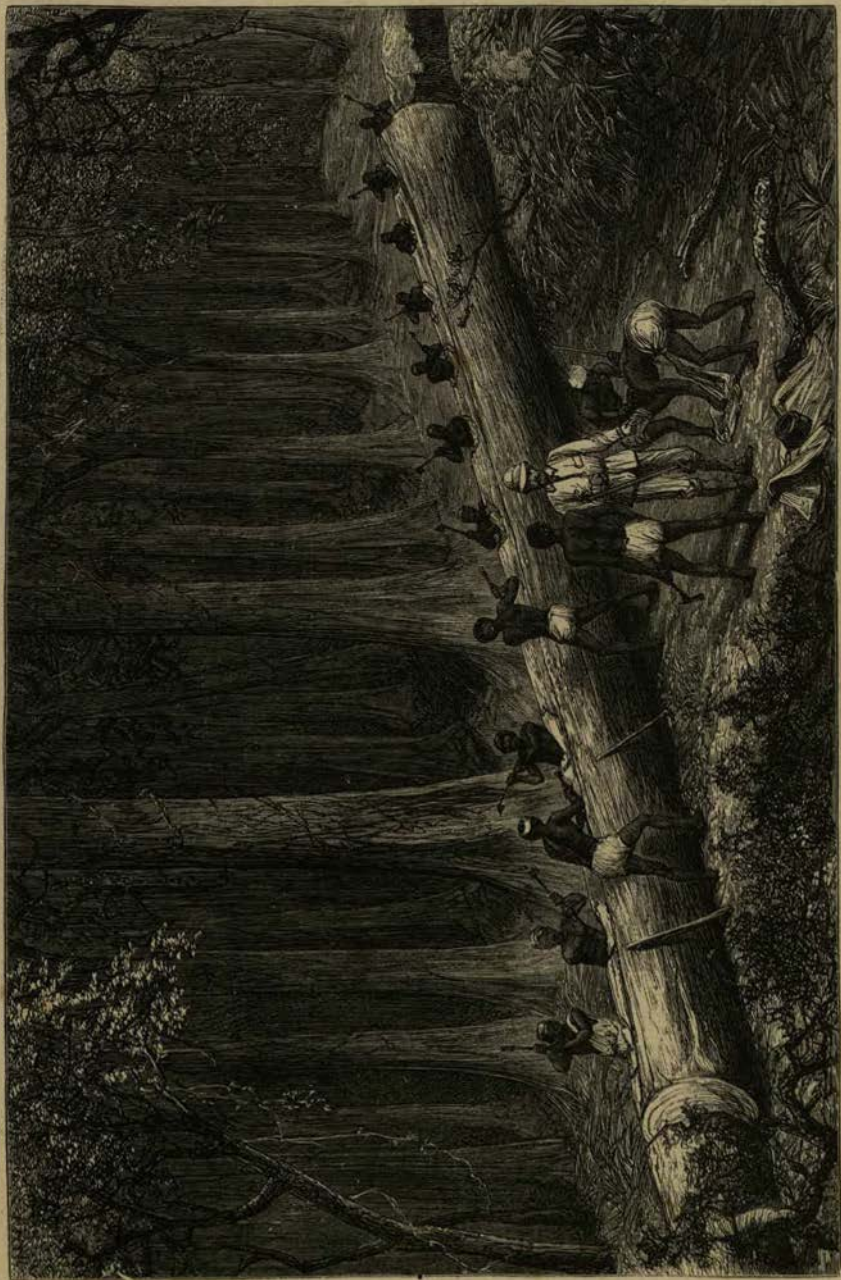
* Im Namen Gottes!

meterlanges Stück zum Bearbeiten zugewiesen und zugleich eine je nach Eifer und Geschicklichkeit zu bemessende Belohnung versprochen. Stundenlang täglich standen die Bahwende herum und sahen mit Staunen dem rüstigen Fortschreiten der Arbeit zu; zu meist aber erregte Uledi ihre Bewunderung, der mit wahrer Begeisterung, durch sein Beispiel alle anfeuernd, seine Art schwang. Nach acht Tagen war das Canoe fertig, nur daß der Schiffszimmermann der Expedition, Salaam Allah, noch hier und da seine nachbessernde Hand daran anlegte, und in weiteren acht Tagen war ein zweites gezimmert.

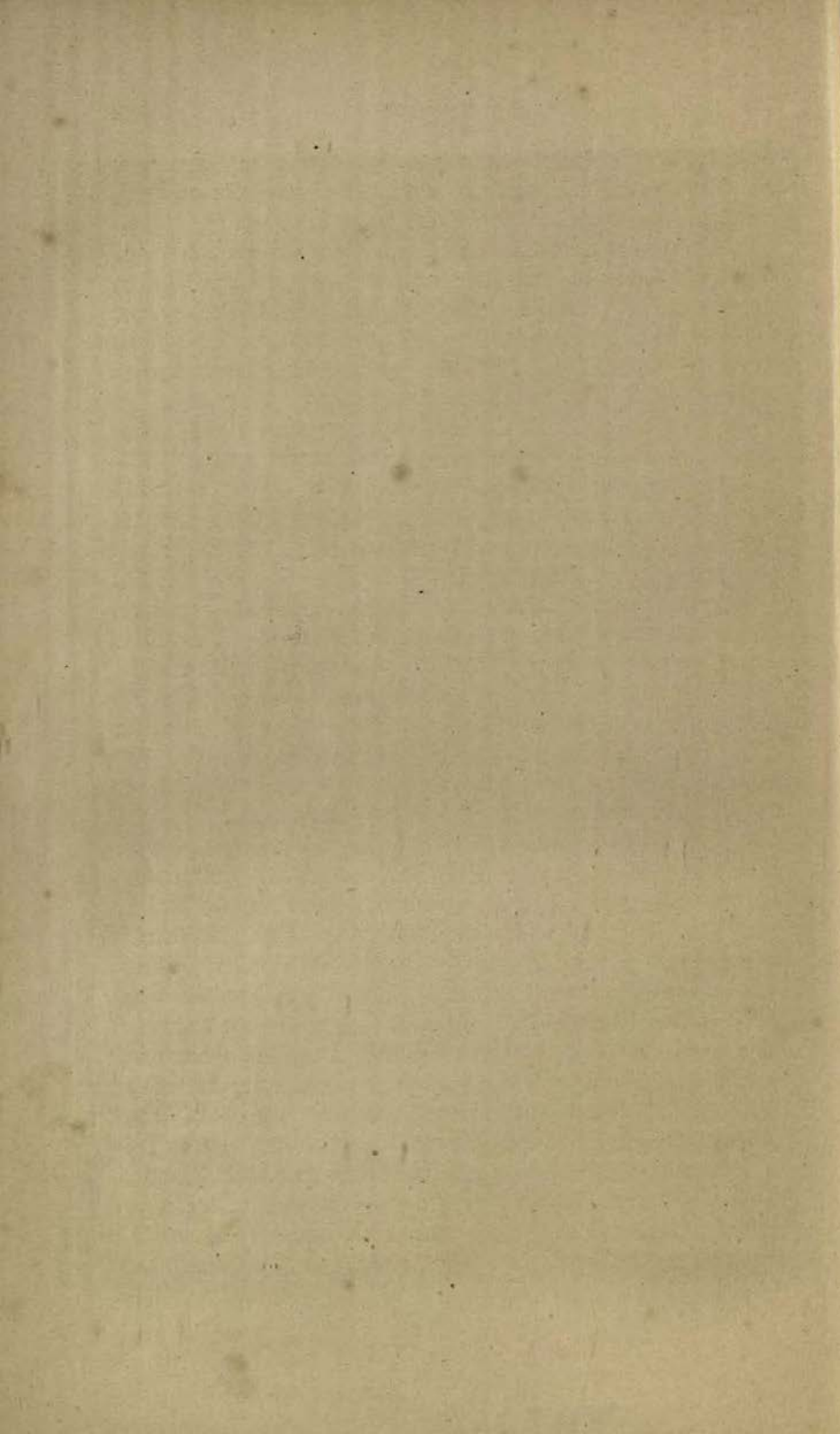


Die neuen Canoes.

Mittlerweile war Manwa Sera beständig vorwärts gerückt, täglich 450—700 m, je nach den Schwierigkeiten, welche der Boden dem Canoetransport entgegenstellte. So streng er es mit der Ausführung des mühseligen Unternehmens nahm, so war doch auffällig, wie schnell die Leute der Expedition die sittliche Haltung verloren, sobald nicht Stanley selbst sie fortwährend unter Augen hatte. Verschiedentlich klagten die Eingebornen über Hühnerdiebstähle und Ausplünderung ihrer Gärten, und nahmen endlich einen der Leute, Saburi Rehani, den sie auf frischer That ertappten, fest, um ihn nach Zug und Recht in die Sklaverei zu verkaufen.



Ein der neuen Canots.



Einen ganzen Tag verbrachte Stanley mit Unterhandlungen wegen der Freilassung des Diebes und mußte sich endlich entschließen, ihn für Zeug im Werte von 600 Mark loszukaufen, eine so empfindliche Verringerung der mit ängstlicher Sorgfalt geschonten Mittel der Expedition dieses Lösegeld auch war. Aber konnte er einen der Seinen, die so wacker alle Mühsal und Gefahr bisher mit ihm geteilt hatten, im Stiche lassen? Doch kündigte er allen seinen Leuten noch einmal, vielleicht schon zum fünfzigsten Male an, daß er von jetzt an jeden, der wegen Diebstahls von den Eingebornen festgenommen werden würde, ohne Gnade in deren Händen lassen würde und mußte. Das schien zu wirken, jedoch mußte er nimmehr die Erfahrung machen, daß seine eigenen Warenballen auf ihrem Transporte von Lager zu Lager reisend schnell abnahmen. War es möglich, daß er von seinen eigenen Leuten bestohlen wurde? Und wer war der Dieb?

Endlich war der Transport der Canoes über das Hochland hin drei Viertelsmeilen weit beendet, und alle einen steilen Abhang hinab, 400 m tief, in eine Schlucht geschleppt und endlich wieder in den Strom hinabgelassen. Allein nach den ungeheuren Anstrengungen, welche das alles erforderte, war es notwendig, den abgematteten Leuten einige Ruhetage zu gewähren. Diese Rast wurde ausgenutzt, um noch ein drittes Canoe, größer als die andern, zu zimmern.

Nach kurzer Stromfahrt aber stellte schon wieder ein Hindernis den vorwärts Drängenden sich entgegen. Es war der Mowa, eine vorstehende Leiste vulkanischer Felsen, welche sich etwa 6 m über das Wasser erhob und das Strombett zu drei Vierteln der Breite durchstekte. Enge Spalten durchbrachen das Gestein, durch welches Wasserströme in die unten davor liegende Bucht hinabstürzten, während am linken Ufer der zusammengedrückte Strom zwischen den senkrechten Uferklippen und den Stromfelsen mit schreckenerregendem Rauschen in Wirbeln und wallenden Wogen dahinschoß. Dicht am rechten Ufer wurden die Canoes mit größter Vorsicht in dem Strome weiter hinabgelassen und langten alle wohlbehalten im Lager unterhalb der Mowa-Fälle an.

In derselben Stunde noch gestaltete der stille Lagerplatz sich zum Tribunal.

Es war Abend. Der junge Madschwara meldete Stanley, daß unterwegs ein Sack mit Perlen aufgeschnitten und eine große

Menge Perlen daraus gestohlen wäre. Ein Diebstahl in einer Zeit, wo das Leben so vieler Menschen von der ängstlichsten Sparsamkeit abhing, wo Stanley sich selbst die strengste Enthaltbarkeit auferlegt hatte, um nur seine Leute ernähren zu können!

„Wer ist der Dieb?“ fragte Stanley in begreiflicher Aufregung den Knaben. „Sprich, Madschwara, ich will ein Exempel an ihm statuieren.“

„Ich meine, Meister, es muß Uledi gewesen sein.“

„Uledi? Doch nicht der Bootführer?“

„Ja!“ erwiderte Madschwara schüchtern.

Uledi, der bis zu diesem Tage dreizehn Menschen vom sicheren Tode des Ertrinkens aus den Fluten des Kongo gerettet hatte, der oftmals hochherzig sein Leben für Geschöpfe gewagt hatte, welche das ihrige niemals für ihn würden aufs Spiel gesetzt haben, der mit Begeisterung sich stets der Erfüllung seiner Pflichten hingeeben hatte, der mit sichtlicher Zuneigung seinem Herrn ergeben war: Uledi ein Dieb! Es schien ganz unglaublich.

Er wurde gerufen und aufgefordert zu gestehen, ob er irgendwelche Perlen besäße, auf die er kein Recht hätte. Er verneinte es. Ratschetsche öffnete auf Stanleys Befehl die Matte Uledis und fand darin mehr als fünf Pfund Sami Sami-Perlen, welche für eine zweitägige Verproviantierung der ganzen Expedition würden ausgereicht haben. Uledi war überführt und wurde einer Wache übergeben.

Stanley ließ nun alle Mitglieder der Expedition, Männer, Weiber und Kinder, zusammentreten und hielt eine ernst eindringliche Ansprache an sie, in welcher er auf die große Gefahr hinwies, die sie alle durch die Unredlichkeit eines Menschen bedrohe, und schloß mit der Frage, was nun mit dem Schuldigen geschehen solle.

Nach vielem Drängen entschloß sich Manwa Sera, seine Meinung zuerst zu sagen. Der Fall sei dadurch sehr schlimm, urteilte er, daß es grade Uledi wäre, der gestohlen hätte. Wäre es einer der Goi-Goi, für die man sich monatelang gemüht hätte, ohne daß sie vom Morgen bis zum Abend sich in den Katarakten abgequält hätten, so würde es am besten sein, dem Verbrecher einen großen Stein an den Hals zu hängen und ihn kopfüber in den Fluß zu stürzen. Da es nun aber grade Uledi wäre, so schläge er vor, ihm eine harte Tracht Schläge zu geben, um andere von der Nachahmung eines solchen Verbrechens abzuschrecken.

Diesem Vorschlage schlossen sich die Stimmen der Führer sämtlich an, und drei Viertel der Versammlung schrieen laut, daß Uledi eine Prügelstrafe zuerkannt werden solle.

Stanley wandte sich an die Bootsmannschaft: „Nun, ihr Jungen, die ihr Uledi so gut kennt und ihm wie Kinder durch hundert Gefahren gefolgt seid, sprecht, was soll mit ihm geschehen?“

Mpwapwa, der Bootswächter, ein sehr ehrenfester und zuverlässiger Mann, entgegnete: „Fürwahr, Meister, dies ist eine höchst schwierige Frage. Uledi ist wie unser Bruder, und unsere Stimme für seine Bestrafung abgeben, würde ebenso viel bedeuten, als Euch um unsere Bestrafung bitten. Aber die Väter des Volkes haben gefordert, daß er Schläge erhalten soll, und ich gleiche nur einem Knaben unter ihnen. Dennoch, Meister, laßt ihn unsertwegen nur ein bißchen schlagen. Mpwapwa hat gesprochen.“

„Und du, Marzuk“, fragte Stanley weiter, „der du Uledis Gefährte auf dem Felsen am vierten Katarakt der Stanley-Fälle warst, was sagst du?“

„Wahrhaftig, Meister, Mpwapwa hat genau das gesagt, was meine Zunge ausgesprochen haben würde, doch möchte ich noch einmal sagen, bedenke, daß es Uledi ist.“

„Und du, Schumari, der du Uledis Bruder bist, welche Strafe soll ich über diesen Dieb verhängen, der uns alle verhungern lassen wollte, auch dich und mich?“

„Ach, teurer Meister, deine Worte sind wie Blei. Schone ihn! Es ist ja wahr, daß Uledi gestohlen hat, und er hat daran sehr unrecht gethan. Er hat immer einen Hang zum Stehlen gehabt, und ich habe ihn deshalb oft ausgescholten. Ich habe nie gestohlen. Niemand kann mich verklagen, daß ich etwas mir nicht Gehörendes genommen hätte, und ich bin doch nur ein Knabe, und Uledi ist viel älter als ich; aber bitte, Meister, da die Führer sagen, daß er Schläge erhalten muß, seid so gut und laßt mir die Hälfte davon geben, und da ich weiß, daß ich sie für Uledi erhalte, so werde ich nichts davon fühlen.“

„Nun, Saywa, du bist sein Vetter, was sagst du? Sollte nicht Uledi die schwerste Strafe erhalten, um andere vom Stehlen abzuschrecken?“

„Will der Herr seinem Sklaven die Erlaubnis geben, frei zu reden?“

„Ja, Sahwa, sage nur alles, was du auf dem Herzen hast.“

Der junge Sahwa warf sich vor Stanley auf die Kniee, umklammerte dessen Füße und sprach: „Der Meister ist weise. Alles, was geschieht, schreibt er in ein Buch. Jeden Tag wird etwas geschrieben. Wir Schwarzen wissen nichts und haben auch gar kein Gedächtnis. Was wir gestern sahen, ist heute vergessen. Aber der Meister vergißt nichts. Vielleicht wird er, wenn er in seine Bücher blickt, darin etwas über Uledi sehen, wie sich Uledi auf dem Ukerewe-See benahm, wie er Zaidi dem Katarakt entriß, wie er viele Männer aus dem Flusse rettete, wie er an den Canoes angestrengter arbeitete, als irgend drei Mann zusammen, wie er stets zuerst auf deine Stimme gehört hat, wie er der Vater der Bootjungen und noch viel anderes gewesen ist. Mit Uledi zusammen sind die Bootjungen gut und bereitwillig, ohne ihn, Meister, sind sie nichts. Uledi ist Schumari's Bruder: wenn Uledi schlecht ist, so ist Schumari gut. Uledi ist mein Vetter: wenn Uledi, wie die Führer sagen, bestraft werden muß, und Schumari sagt, daß er die Hälfte der Strafe auf sich nehmen will, so gieb Sahwa die andere Hälfte und laß Uledi frei. Sahwa hat gesprochen.“

„Sehr gut“, sagte Stanley, „Uledi ist durch die Stimme des Volkes verurteilt. Da aber Schumari und Sahwa versprochen haben, die Strafe auf sich nehmen zu wollen, so wird Uledi in Freiheit gesetzt, Schumari aber und Sahwa werden — begnadigt.“

Sogleich wurde Uledi freigelassen. Dankbar trat er vor und sagte: „Meister, nicht Uledi hat gestohlen; es war der Teufel, der in sein Herz drang. Uledi wird in Zukunft gut sein, und wenn er seinem Herrn früher Genüge gethan hat, so will er ihm in den zukünftigen Zeiten noch weit mehr Genüge thun.“

So löste sich das Schauri zu allseitiger Befriedigung auf.

Täglich erhielt das Lager Besuche von den benachbarten Eingebornen. Die Häuptlinge erschienen mit kleinen Geschenken an Palmwein und Kassavabrot, natürlich in der Hoffnung, reichliche Gegengeschenke zu erhalten. Sie hielten Stanley für einen Kaufmann, denn manche von ihnen waren schon am Meere oder wenigstens in den europäischen Faktoreien in Boma am untern Kongo gewesen. Sie zeigten deshalb eine gewisse Umgänglichkeit und Höflichkeit gegen Fremde, obgleich sie doch wieder dadurch als echte

Neger sich bewährten, daß die geringfügigste Veranlassung genügte, um sie zur Kampfeswut und zum Abfeuern ihrer schwer geladenen Flinten zu reizen. Ja, nur fremdartig brauchte ihnen eine Handlung zu erscheinen, um sie zu Feindseligkeiten aufzustacheln.

Stanley saß am dritten Tage seines Aufenthaltes in Mowa mit einer Anzahl dieser Babwende in ruhigem Gespräche zusammen und trug sich die Namen für mancherlei Gegenstände in sein Notizbuch ein zur Bereicherung seiner Sammlung central-afrikanischer Wörter. Kaum nahmen dies die Babwende wahr, als eine sonderbare Aufregung sich des ganzen Haufens, der Stanley umdrängte, bemächtigte. Alle verließen hastig das Lager und stiegen zu der Hochfläche empor. Kurze Zeit darauf ertönte Kriegsgeschrei laut und gellend über die Hochebene, und alsbald stieg eine lange Reihe mit Musketen bewaffneter Krieger, 500 oder noch mehr, von dem Tafellande herab und rückte gegen das Lager vor.

Die Situation war kritisch. Das Lager war kaum verteidigungsfähig. Was bezweckte die Demonstration? Stanley sah nirgends eine Ursache zu Feindseligkeiten. Er winkte daher Safeni und ging mit diesem den Feinden entgegen, welche etwa 150 Schritte vor dem Lager halt gemacht hatten. Halbwegs setzte er sich nieder, als wüßte er ein Schauri. Bald kamen auch mehrere Babwende auf ihn zu.

„Was giebt es denn, meine Freunde?“ rief er ihnen entgegen. „Warum kommt ihr mit Flinten in euren Händen in solcher Zahl, als wenn ihr zu einem Kampfe kämet? Kampf! Ein Kampf mit uns, euren Freunden? Fort damit! Das ist ganz gewiß ein arges Mißverständnis!“

Ein lang aufgeschossener Krieger, durch seinen dicken Zottelkopf lebhaft an Saramba, den Mjukuma, erinnernd, trat vor.

„Mundele*“, sprach er, „unsere Leute haben Euch vorhin gewisse Zeichen auf etwas Tara=Tara** malen sehen. Das ist sehr böse. Unser Land wird wüßt werden, unsere Ziegen werden sterben, unsere Bananen werden verkauft und unsere Weiber verkrüppeln. Was haben wir Euch gethan, daß Ihr uns zu töten trachtet? Wir haben an Euch Nahrungsmittel verkauft, wir haben Euch Wein gebracht. Euren Leuten wurde es erlaubt, überallhin

* Kaufmann.

** Papier.

zu wandern, wohin es ihnen nur beliebte, ohne irgend eine Störung. Warum ist nun der Mundele ein solcher Böfewicht? Wir haben uns zusammengeschart, um mit Euch zu kämpfen, wenn Ihr nicht jenes Tara-Tara jetzt vor unsern Augen verbrennt. Wenn Ihr es verbrennt, so gehen wir hinweg, und wir werden wie zuvor Freunde sein.“

Stanley antwortete, sie möchten dableiben, er ginge, um das Tara-Tara zu holen; unterdes ließe er Safeni als Bürgen in ihren Händen.

Natürlich war es nicht seine Absicht, sein Notizbuch ihrem unsinnigen Aberglauben preiszugeben; enthielt es doch eine Fülle ganz unerseßlicher Angaben, die er während des Verlaufes der Reise darin eingetragen hatte. Glücklicherweise fand er, als er seine Bücherkiste nach einem einigermaßen passenden Erfasse durchstöberte, einen Band Shakspeare darin, sehr abgenutzt und abgegriffen, aber in Größe und Einband dem Notizbuche ziemlich ähnlich. Den war er gern bereit, obgleich er in mancher langen Nachtstunde unterwegs Erquickung aus ihm geschöpft hatte, jetzt daran zu geben.

„Ist dies das Tara-Tara, Freunde, dessen Verbrennung ihr wünscht?“ fragte er, den Shakspeare hoch haltend.

„Ja, ja! Das ist es!“

„Nun gut, so nehmt es und verbrennt es oder behaltet es, wie ihr wollt!“

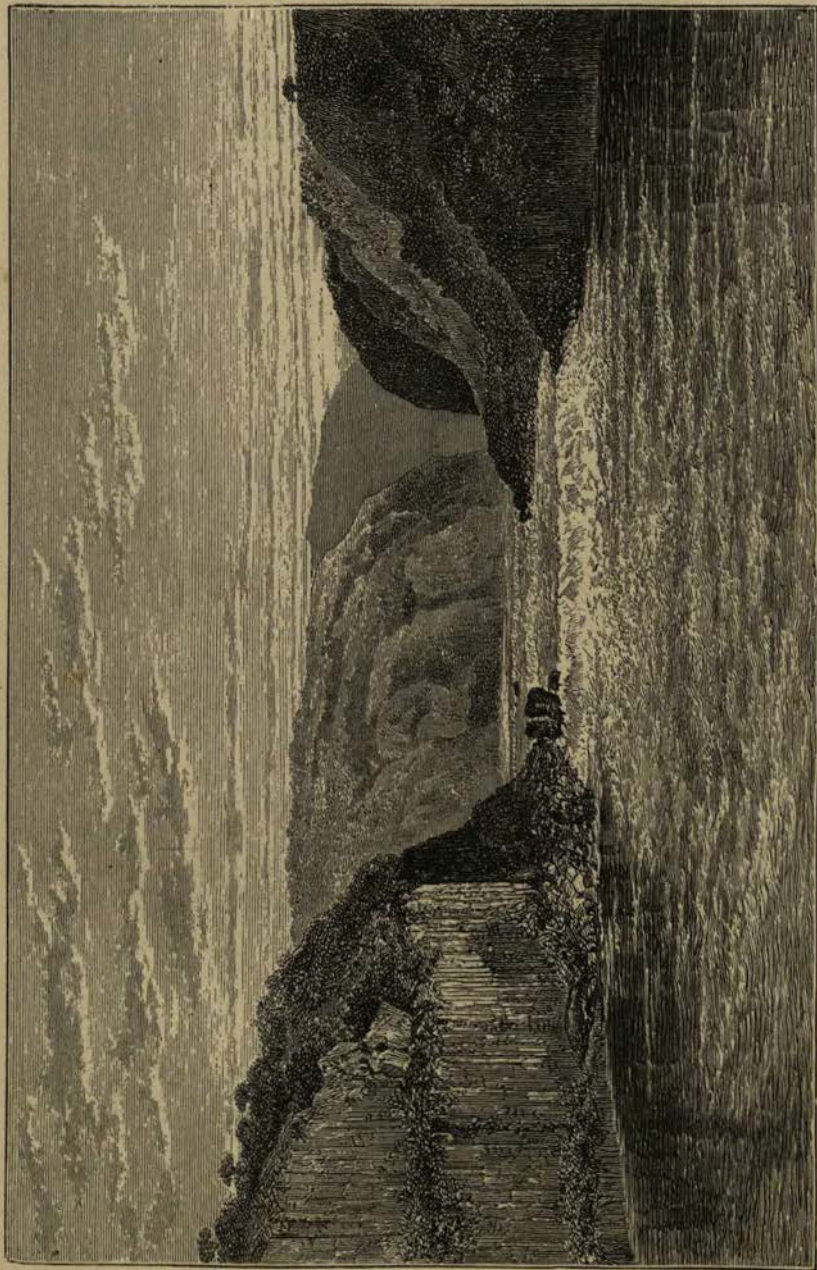
„M—m, nein, nein, nein! Wir wollen es nicht anrühren. Es ist behext. Ihr müßt es verbrennen.“

„Ich? Gut, so mag auch das geschehen. Ich will meinen guten Freunden in Mowa alles zu Gefallen thun.“

Sie gingen zusammen zum nächsten Feuer. Mit ernster Miene übergab Stanley den unschuldigen Shakspeare, den alten Freund, den Flammen.

„Ah—h—h!“ atmeten die Eingebornen erleichtert auf, froh der Erlösung aus ganz schrecklichen Gefahren. „Der Mundele ist gut, er ist sehr gut. Er liebt seine Freunde in Mowa. Jetzt giebt es keine Beschwerde mehr, Mundele. Die Bewohner von Mowa sind nicht schlecht.“ Laut jauchzten sie dazu auf, und der Friede war gewahrt.

Bis zum 3. Juni dauerte die Rast in dem gastlichen Mowa. Bei Mowa noch 1650 m breit, stürzt sich die ganze Wasser-



Die Massassa-Fälle.

masse des Kongo durch einen engen Schlund zwischen steilen Felswänden, auf ein Viertel ihrer Breite zusammengedrängt, vorwärts, um eine halbe Meile unterhalb Mowa die brausenden Katarakte von Zinga zu bilden. Bei der Massassa-Spitze endigt diese Schlucht. Hier stürmt der reißend schnelle Strom gegen hervorragende Felsmauern an und hebt sich auf beiden Seiten zu sich kräuselnden Wellen, welche sich weiter unterhalb mitten im Strome begegnen. Ein Wogenkamm schlägt hier über den andern weg, sie ringen mit einander, sinken dann scheinbar ermattet zusammen, um sich gleich wieder in tiefbraunem Schwallen mit laut klatschenden Gipfeln hoch aufzubauen. So stürmen in wildem Tumulte tobend und schäumend die Fluten hinaus aus dem engen Schlunde, bilden die Massassa-Fälle und breiten sich dann in einem ziemlich ruhigen Bassin aus, das die Eingebornen Bolo—bolo* nennen. Sobald aber der Strom dies Bassin verläßt, stürzt er sich jäh über eine breite Stufe schäumend und donnernd hinab: das sind die Zinga-Fälle.

Am letzten Abend in Mowa saß Frank fröhlich und wohlgenut bei Stanley und sang mit seiner hübschen Stimme gar manches Lied, wie er es in der Heimat gewohnt gewesen war. Sein Fußleiden hatte sich zwar so sehr verschlimmert, daß er nicht mehr gehen konnte, dennoch wußte er in gar mannigfacher Art sich nützlich zu machen. Nur der eine Gedanke quälte ihn, daß er, wenn die Stromfahrt nicht möglich sein sollte, die Weiterreise in einer Hängematte würde machen müssen: er fürchtete dadurch in den Augen der Wangwana sowohl wie der Eingebornen lächerlich zu werden.

Für Stanley war es wichtig, vor seinen Leuten in Zinga anzulangen, um die Eingebornen dort auf das Eintreffen der Expedition vorzubereiten und ein freundschaftliches Verhältnis mit ihnen anzubahnen. Er gab daher Uledi den Auftrag, in einem Canoe nach der Massassa-Spitze zu fahren und dann zu sehen, ob die übrigen Fahrzeuge auf dem Strome nach Zinga gebracht werden könnten, oder ob sie zu Lande würden weiter geschafft werden müssen, Frank aber versprach er, sobald in Zinga alles Nötige mit den Häuptlingen in Ordnung gebracht sein würde, ihn sofort nachholen zu lassen.

* Ruhig — ruhig.

In Zinga versammelten sich, sobald Stanley dort ankam, alsbald Hunderte von Eingebornen voll Neugierde, den Mundele zu sehen, und begrüßten ihn mit etwas geräuschvoller Gastlichkeit. Ein junges Bürschchen machte sich an Stanley und fragte ihn zu seinem höchsten Erstaunen: „Mundele, bist du ein Ingiliz, Franzis, Dytische oder ein Portigase?“ Lazala — so hieß der vorwizige Frager — war an der Küste gewesen und benutzte die Gelegenheit, vor Stanley mit ergößlicher Geläufigkeit seine Kenntnisse von den Sitten der Weißen an der See auszukramen und ihm zu versichern, die Brandung der See wäre grade so wie „die dicken Wogen des Zinga“.

Unterdessen schiffte sich in Mowa Uledi mit neun Gefährten in dem Canoe Jason ein, um den Auftrag seines Herrn auszuführen. Da kam auf Händen und Knieen Frank zu dem Strome herabgekrochen, um die Fahrt mitzumachen. Uledi weigerte sich ihn mitzunehmen, da der Meister nichts davon gesagt hatte, und auch Manwa Sera kam herbeigelaufen und bat Frank auf das dringendste, von einem so gewagten Unternehmen abzustehen. Allein mit der Ungebuld eines Kranken setzte Frank seinen Willen durch.

In rascher Fahrt gelangte das Canoe zu der Massassa-Spitze. Das furchtbare Brausen des Katarakts machte Uledi doch so bedenklich, daß er sich nicht eher heranwagen wollte, als bis er den Wasserfall sich angesehen hätte. Er fuhr daher an die Felsklippen des Ufers heran, an denen die Mannschaft den Kahn festhielt, während er selbst zu den Felsen über dem Wasserfalle emporkletterte. Mit einem Blicke überschaute er die Gefahr: „Kleinmeister, es ist unmöglich, über die Fälle hinabzufahren; kein Canoe oder Boot kann dies ausführen, ohne zu Grunde zu gehen.“

„Bah!“ antwortete Frank ihm verächtlich, „sah ich nicht, als wir herunterfahren, einen Streifen von ruhigem Wasser auf der linken Seite? Diesen könnten wir doch leicht erreichen, wenn wir kräftig quer über den Strom rudern.“

„Aber, Kleinmeister, der Kamm dieses Wasserfalls geht nicht grade über den Fluß, sondern schräg. Der untere Teil zur Linken liegt viel weiter ab, als der hier zu unserer Rechten, der ganz in unserer Nähe den Wasserlauf unterbricht. Ich sage Ihnen die Wahrheit“, fuhr er fort, als Frank zweifelnd mit dem Kopfe schüttelte, „Kleinmeister, ich habe mir den ganzen Wasserfall an-

gesehen, und ich kann zu Wasser keinen Weg entdecken: es wird unser Tod sein, wenn wir den Versuch machen.“

„Nun gut“, sagte Frank, „was sollen wir aber machen?“

„Wir müssen Leute zum Meister schicken und ihm sagen lassen, daß wir unser Canoe nach Massassa gebracht haben. Mittlerweile können wir unser Canoe hier anbinden, bis er kommt.“

„Und was soll mit mir werden?“ fragte Frank.

„Wir wollen nicht lange fortbleiben und dann eine Hängematte mitbringen, und Sie werden das Lager in Zinga noch vor der Nacht erreichen.“

„Wie? Mich im Lande umhertragen lassen wie einen nichtsnützigen Goi-Goi?!“ rief Frank aufgeregt aus. „Alle Eingebornen werden mich angaffen. Nein, wahrhaftig nicht! Jedermann zur Zielscheibe des Spottes werden?! Ich glaube überhaupt nicht, daß dieser Wasserfall so gefährlich ist, wie du sagst. Ich bin überzeugt, wenn ich nur hingehen und ihn mir genau ansehen könnte, würde ich bald einen Weg auffinden.“

„Nun gut, wenn Sie in meine Angaben Zweifel setzen, so schicken Sie Mpwapwa und Schumari und Marzuk hin, und wenn diese sagen, daß irgend eine fahrbare Straße da ist, so will ich die Fahrt versuchen, wenn Sie mir das befehlen.“

Darauf sandte Frank zwei von den Leuten zur genauen Besichtigung ab; allein sehr bald kehrten diese zurück und erklärten es für undenkbar, auf dem Wasser weiterzufahren.

Frank lachte bitter: „Ich wußte im voraus, was ihr sagen würdet. Die Wangwana sind immer Memmen auf dem Wasser; das geringste Wellengekräusel vergrößern sie zu einem mächtigen Wogenschlag. Wenn ich nur vier Weiße bei mir hätte, ich wollte euch schon zeigen, ob wir darüber fahren können oder nicht.“

Frank, von Beruf ein Flußschiffer, wegen seiner Gewandtheit im Schwimmen und Tauchen oft bewundert, war sonst der ruhigste und bescheidenste Mensch von der Welt. Nur seine Krankheit machte ihn reizbar und legte ihm so unfreundliche Worte in den Mund.

„Kleinmeister“, erwiderte Uledi ernst, durch Franks Worte tief gekränkt, „weder weiße noch schwarze Männer können diesen Strom hier lebend hinunterfahren, und ich halte es nicht für recht, daß Sie uns feig und furchtsam schelten. Was mich betrifft, so sollte ich doch glauben, daß Sie mich besser kennen. Seht her!

Ich strecke beide Hände aus, und alle meine Finger reichen noch nicht aus für die Zahl von Menschen, deren Leben ich aus diesem Strome gerettet habe. Wie können Sie da sagen, daß ich Furcht zeige?“

„Gut denn, wenn du es nicht thust, so thun es die anderen.“

„Furcht kennen weder sie noch ich. Wir glauben, daß der Strom hier in einem Canoe nicht zu befahren ist. Ich habe meinen Leuten nur einen Wink zu geben, und sie werden mir folgen bis in den Tod. Diesen Katarakt hinabfahren ist aber soviel wie sicherer Tod. Wir sind jetzt bereit, von Ihnen den Befehl zur Fahrt zu hören, aber wir verlangen Ihr Versprechen, daß Sie, wenn irgend ein Unglück geschieht, und unser Meister fragt: «Warum habt ihr es gethan?» alle Schuld auf sich nehmen wollen.“

„Nein, ich will es euch nicht befehlen. Ich will nichts damit zu thun haben. Du bist der Befehlshaber auf diesem Canoe, Uledi. Wenn es euch beliebt zu fahren, so fahrt, und ich werde sagen, ihr seid Männer und fürchtet euch nicht vor dem Wasser. Wollt ihr nicht, so bleibt hier und ich werde dann wissen, daß ihr hier bleibt, weil ihr furchtsam seid. Mir selbst erscheint es leicht genug: ich sehe nicht ein, was dabei passieren könnte.“

Uledi wandte sich an die Mannschaft: „Zungen, unser Kleinmeister sagt, daß wir uns vor dem Tode fürchten. Ich weiß, daß der Tod uns in diesem Katarakte droht, aber wohlun, laßt uns ihm zeigen, daß schwarze Menschen den Tod ebenso wenig fürchten wie weiße. Was sagt ihr?“

„Ja, der Mensch kann nur einmal sterben“, rief einer. „Wer kann mit seinem Schicksal streiten?“ ein anderer. „Unser Geschick liegt in Gottes Hand!“ ein dritter.

„Genug, nehmt eure Sitze ein!“ erwiderte Uledi.

„Ihr seid Männer!“ rief Frank hocherfreut.

„Bismillah! laßt die Felsen los und stoßt ab!“ befahl der Bootführer.

„Bismillah!“ wiederholte die Mannschaft und trieb den Kahn hinaus in die feindlichen Fluten.

Dem Räte Franks folgend steuerte Uledi das Fahrzeug auf die linke Seite des Flusses zu. Es wurde aber bald klar, daß man dieselbe nicht erreichen konnte. Die reißende Strömung riß das Canoe, und noch dazu mit der Breitseite, unaufhaltsam auf die Fälle zu. Als Uledi dies bemerkte, wandte er das Vordertheil

nach dem Falle hin und richtete den Kahn kühn auf die Mitte zu. Von seinem Sitze durch den zunehmenden Donner der fürchterlichen Wasserfluten aufgeschreckt, sprang Frank jetzt auf: mit einem Male erkannte er die ganze Gefahr seiner Lage.

„Haltet euch an dem Canoe fest, Männer! Ein jeder ergreife ein Tau!“ rief er und versuchte rasch sein Flanellhemd herunterzureißen. Aber zu spät! Die wilden Fluten schlugen in das Fahrzeug hinein, drehten es wie um eine Angel herum, rissen es in den Abgrund hinunter — und Flugwasser und Wirbel schlossen sich schäumend darüber.

Nach kurzer Weile indes wallte aus der Tiefe des Strudels eine ungeheure Wassermasse wieder empor: das Canoe wurde in das helle Sonnenlicht mit dieser wieder hinausgeworfen; mehrere Menschen klammerten sich, nach Luft ringend, daran fest. Aber kein weißes Gesicht war darunter. Gleich darauf entsteht ein neuer Tumult in den Gewässern, wiederum heben sie sich hoch empor, und mit ihnen kommt Frank's Gestalt, regungslos, aber laut ächzend, zutage. Uledi, sowie er ihn sieht, des Todes uneingedenk, läßt sofort das Canoe los und stürzt sich mit weit ausgebreiteten Armen auf Frank zu: aber der Strudel zieht ihn in die Tiefe, bevor er den Kleinmeister erreichen kann, und über beiden schließen sich die Wellen. Noch einmal taucht der brave Bootführer empor, schwach und matt ringend — jedoch den weißen Mann giebt die Tiefe nicht wieder zurück. —

Weiter stromab auf einem Felsen oberhalb der Zinga-Fälle stand Stanley und schaute nicht ohne Sorge nach der Massassa-Spize, nach Uledi aus. Er sah etwas Langes und Dunkles in den schäumenden Wellen des Massassa-Falles sich herumwälzen und forttreiben und erkannte durch sein Fernrohr mit Schrecken das umgestürzte Canoe und die Gestalten mehrerer Menschen, die sich an dasselbe anklammerten.

Das Canoe schwamm durch das Bolo—bolo-Becken dahin auf die donnernden Zinga-Fälle zu. Immer wieder vergebens mühte die Mannschaft sich ab, es aufzurichten. Endlich schwangen die Leute sich auf den Kiel und ruderten, der ihnen drohenden Gefahr sichtlich sich bewußt, mit den Händen aus Leibeskräften, von der Stromrichtung etwas unterstützt, auf das Ufer zu. In dem Momente aber, wo das treibende Canoe seine Richtung nach dem Wasserfalle hin nahm, sprangen sie alle von dem Brack ins Wasser

— und eine Minute später flog das Canoe den tobenden Wasserfall zerschmetterert hinab.

Schon stand Katschetsche mit einer Anzahl von Leuten, von Stanley gesandt, am Ufer zur Rettung bereit: den Schiffbrüchigen wurden, während sie dem Lande zuschwammen, Rohrseile entgegen geworfen, und alle glücklich ans Land gezogen.

Atemlos vor Eile und ganz entfärbt vor Schrecken kam Katschetsche zu Stanley. „Elf Mann“, meldete er, „haben sich in Mowa in dem Jason eingeschifft, Meister, aber nur acht sind gerettet. Drei sind verloren — und einer von ihnen ist der Kleinmeister!“

„Der Kleinmeister, Katschetsche?“ rief Stanley, außer sich vor Bestürzung. „Doch sicherlich nicht der Kleinmeister?“

„Ja, er ist dahin, Meister!“

„Aber wie ist er in das Canoe gekommen?“ fragte Stanley, sich an Uledi und dessen triefende Gefährten wendend, welche eben zu dem Felsen heraufkamen. „Sprich, Uledi, wie kam er dazu, sich in das Canoe hineinzuwagen?“

Uledi gab seinen Bericht. „Unser Schicksal liegt in Gottes Hand!“ schloß er müde mit düsterem Ernste.

Schnell verbreitete sich die Trauerkunde über ganz Zinga und Mowa. Von Mitgefühl getrieben erschienen die Eingebornen bei Stanley in ganzen Scharen, um ihn zu trösten. Ndala, der freundliche Häuptling von Zinga, meinte, der böse Fetisch des Massassa-Volkes habe allein das ganze Unglück angerichtet; man müsse es am besten dafür ganz und gar vertilgen. Plötzlich unterbrach er sich: „Sage, Mundele“, fragte er, „wo ist dein weißer Bruder hingegangen?“

„In die Heimat.“

„Wirst du ihn nicht wiedersehen?“

„Darauf hoffe ich.“

„Wo?“

„Dort oben, wie ich hoffe.“

„Ach, wir haben gehört, daß die weißen Männer an der See von oben gekommen sind. Solltest du ihn wiedersehen, so sag' ihm, daß Ndala betrübt ist, und daß er auf Massassa böse ist, weil es ihn dir weggenommen hat. Wir haben von den Leuten aus Mowa gehört, daß er ein guter, freundlicher Mann war, und ganz Zinga soll um ihn trauern. Trink den Wein unserer

Palmen, Mundele, und vergiß es. Die Palmen von Zinga sind in allen Ländern der Babwende bekannt und auf unsern Märkten drängen sich die Käufer. Der Zinga-Wein wird dich trösten, und du wirst von deinem Grame nicht mehr gequält werden.“

Ganz anders wirkte der Tod Franks auf die Wangwana. Ein mürrisches und grämliches Wesen bemächtigte sich ihrer, niederdrückender Hoffnungslosigkeit überließen sich die meisten. Bei der geringsten Unpäßlichkeit erwarteten sie nun auch ihren Tod, lehnten sich matt an die Felsen oder hockten in stummer Verzweiflung um die Feuer.

Als Stanley die niedergeschlagenen Mienen seiner Diener sah, als er sein leeres Zelt erblickte, ergriff ihn ein erstickendes Gefühl unjünglichen Kummers. Er hatte nicht einen Gefährten, er hatte in Frank den treuherzigen Freund verloren, der niemals müde geworden war, in allem Ungemach ihn zu trösten und mit freundlichen Worten aufzurichten. Bis tief in die Nacht saß er, als der Mond über den Massassa-Fällen emporstieg, auf dem Felsen, den Blick starr auf die Unglücksstätte gerichtet, nach Fassung, nach Ergebung ringend, bis ein unüberwindlicher Schauer vor dem Strome ihn wegtrieb.

Allein er mußte sich emporringen. Noch lag die Verantwortung für alle die Männer, Weiber und Kinder, die bis hierher ihm gefolgt waren, auf seiner Seele. Und sie forderten mehr als je seine Sorge.

Unter derjenigen Abteilung der Expedition, welche noch in Mowa unter Manwa Sera zurückgeblieben war, brach eine Meuterei aus; die Leute weigerten sich zu arbeiten. Denn der Tod aller, meinten sie, würde doch nur von des Meisters Reise das Ende sein. Zum Widerstande zeigte niemand weder Kraft noch Mut. Auf das tiefste niedergeschlagen saßen sie da, ganz in Verzweiflung versunken, als Stanley zu ihnen trat, um sie zu überzeugen, daß es trotz allem das Beste wäre, durch alle Widerwärtigkeiten sich weiter hindurchzukämpfen.

Allmählich indes schienen sie sich etwas zu ermannen; allein das Feuer der Unzufriedenheit glimmte unter der Asche fort. Über die Felsecke von Massassa legten sie wohl noch mit Hand an, die Canoes hinwegzuschaffen, als aber einige Tage später dieselbe mühselige Arbeit vorgenommen werden sollte, um den furchtbaren Zinga-Fall zu umgehen, da zeigten sie sich so auffällig matt und ver-

drossen, daß Stanley die Mürrischen fragte, was es denn wieder gäbe. Einer von ihnen drehte sich lässig um und sagte frech: „Wir sind müde und haben's satt: das giebt es!“ Und viele stimmten ihm zu.

Stanley berief ein Schauri und forderte sie auf, alle Beschwerden und alles Unrecht, was ihnen angethan wäre, vorzubringen. Sie konnten nichts weiter angeben, als daß sie ermüdet wären und keine Lust mehr hätten, sich so abzumühen. Der Tod laure in dem Strome; schreckliche Mühsale erwarteten sie täglich auf den Felsen; ihr Magen wäre hungrig, und sie hätten keine Kraft.

„Und ich habe auch keine, meine Freunde“, erwiderte ihnen Stanley, „das kann ich euch versichern. Ich bin ebenso hungrig wie irgend einer von euch. Ich könnte mir Fleisch verschaffen, um mich zu stärken, aber dadurch würde ich euch zu berauben meinen. Ich bin so ermüdet und so betrübt, daß ich mich lächelnd zum Sterben niederlegen könnte. Mein weißer Bruder, welcher jüngst seinen Tod gefunden hat, ist weit glücklicher als ich. Wenn ihr mich alle verlaßt, so bin ich frei, und keine Verantwortlichkeit ruht mehr auf mir. Ich habe mein Boot, und es schwimmt auf dem Strome. Die Strömung ist reizend schnell, der Wasserfall nur wenige Schritte entfernt. Mein Messer kann das Seil zerschneiden, und ich werde dann auf ewig schlafen gehen. Da sind die Perlen, nehmt sie, thut, was ihr wollt. Solange ihr bei mir ausharrt, werde ich diesem Strome folgen, bis ich zu dem Punkte gelange, wo er bekannt ist. Wenn ihr nicht bei mir bleibt, werde ich mich doch immer an ihn festklammern und werde in ihm sterben.“

Damit verließ Stanley das Schauri. Die mißvergnügte Schar fragte Safeni, den Bootsführer bei dem Überfalle auf Dumbireh, was jetzt zu thun wäre. „Laßt uns unsere Sachen zusammenpacken und fortgehen“, meinte er. „Wir müssen nun einmal sterben, mögen wir hier bleiben, oder mögen wir weiter wandern.“

Sie zögerten nicht lange, diesem verderblichen Rate zu folgen und stiegen in einer langen Reihe — es waren ihrer einunddreißig — auf dem steilen Wege zu der Hochebene empor.

Stanley, eben noch ganz resigniert, faßte neue Hoffnung, als er sah, daß bei weitem nicht alle seine Leute von dem Miß

vergnügen angesteckt waren. Konnte er es dulden, daß durch eine solche Schwächung der Arbeitskräfte die ganze Expedition in Frage gestellt wurde? Konnte er die ihm treu gebliebenen Gefährten in so große Gefahr bringen lassen, zumal die Schar der Meuterer zweifellos in dem fremden Lande ihrem eignen Verderben entgegenging?

Er sandte den Abziehenden Manwa Sera und Katschetsche mit der Aufforderung nach, zu ihm zurückzukehren. Als aber die Treulosen dessen sich weigerten und beharrlich ihren Marsch fortsetzten, bat er die Häuptlinge der benachbarten Distrikte, die Deserteure anzuhalten. Sofort ließen diese nun in den Dörfern die Kriegstrommeln schlagen und die Meuterer in Fesseln legen.

Jetzt bereuten sie ihr Vorhaben, und als nun wieder Manwa Sera und Katschetsche bei ihnen erschienen und sie mit dem Versprechen vollkommener Straßlosigkeit nochmals zur Umkehr aufforderten, da war auch nicht einer unter ihnen, der sich nun noch geweigert hätte, zu seiner Pflicht zurückzukehren.

Nunmehr ging es daran, die Canoes über die Felsen weg um den Zinga-Fall herum zu transportieren. Willig legten die Eingebornen mit Hand an das schwierige Werk. Schon waren 3 Canoes glücklich den jähem, 60 m hohen Abhang hinaufgezogen, und auch das vierte war schon einige Schritt aus dem Wasser. Da rissen plötzlich die Rotangtaue und blitzschnell schoß der schwere Kahn den steilen Abhang hinab. Salaam Allah, der Zimmermann der Expedition, klammerte in der Bestürzung sich fest an das Canoe an in dem Wahne, es aufhalten zu können. Allein seine Kraft reichte dazu bei weitem nicht aus: er wurde mit in den Strom hinabgerissen und kletterte, da er nicht schwimmen konnte, unbesonnenerweise in das Canoe hinein.

Sofort stürzte sich Uledi, der immer bereite, in den Strom und rief Salaam Allah zu: „Springe ins Wasser: ich werde dich retten.“ „Ach, mein Bruder“, antwortete der Unglückselige, „ich kann nicht schwimmen.“

„Springe nur, Freund, ehe es zu spät ist; du fängst schon an, dem Katarakte zuzutreiben!“

„Ich fürchte mich zu sehr.“

„Dann lebe auf ewig wohl, mein Bruder: nichts kann dich retten!“ rief Uledi ihm nach und schwamm traurig an das Ufer zurück.

Noch eine Sekunde — und das Canoe wurde über den wilden Wasserfall hinabgerissen, auf den schäumenden Wogen hin und her geschleudert und in einen tosenden Strudel hinabgetaucht.

Stanley zählte bis 54, da stieg es hoch und aufrecht aus der Tiefe wieder empor — der Mann war noch darin. Nochmals wurde es, sich wild herumdrehend, in die Tiefe hinabgezogen und nach wenig Sekunden zum zweiten Male herausgeworfen — der



Salaam Mah's Tod in den Binga-Fällen.

Mann war noch darin. Ein drittes Mal versank es; als es wieder emportauchte, war der Unglückliche verschwunden. Der leere Kahn schoß hinab, umkreiste blitzschnell fünfmal den Rand eines großen Strudels und verschwand dann auf immer in der Tiefe.

Die Wangwana sahen in diesem verhängnisvollen Ereignis ein neues Anzeichen des allgemeinen Verderbens, das Schritt für Schritt sie alle vernichte. In der Nacht saßen sie traurig um die Lagerfeuer und sammelten den letzten Unglücksfällen nach: einen ganzen Monat hatte die Expedition gebraucht, um drei Viertelmeilen vorzurücken, und auf dieser kurzen Strecke waren vier Menschen dem

grausamen Ströme zum Opfer gefallen! Und immer noch kam kein Ende!

Stanley that alles, um die Leute von dem trüben Nachgrübeln abzulenken. Es wurde getrommelt und Musik gemacht, er kaufte ihnen Wein, so weit nur die dürftigen Mittel der Expedition es gestatten wollten. Allein nichts wirkte. Müde und verdrossen thaten sie ihre Arbeit.

Nach einigen Tagen jedoch erfolgte ein völliger Umschlag.

Die Zinga-Fälle waren umgangen. Aber gleich dahinter bildete zwischen hohen, senkrechten Felsen der eingezwängte Strom einen neuen Katarakt. Sehr vorsichtig, von zwanzig Mann an zwei dicken Rotangkabeln gehalten, fuhr die Lady Alice heran, um den Wasserfall zu untersuchen, als plötzlich das Sternkabel auseinanderging und sofort nun auch durch die Kraft der reißenden Strömung das andere Tau zerrissen wurde. Dahin schoß das Boot. Stanley stand am Bug, sechs Mann ruderten, Uledi saß am Steuer, ruhig und kaltblütig. Vorüber flogen Felsen, Steinblöcke, Klippen. Hinter einer Felseninsel hervor stürzte eine braunschwarze Wasserflut. Zweimal wurde das Boot von dem Strudel herumgedreht und in einen Kessel aufspringender, schäumender Wogen gestürzt. Schräg hinab jagte es mitten durch den Höllenlärm, scharf an der Kante einer Bergklippe vorüber: da erweitern sich die Stromufer, die Strömung wird ruhiger, leicht wird der sandige Strand gewonnen.

Sofort ging Stanley seinen weit stromaufwärts zurückgebliebenen Leuten entgegen. Kaum wollten sie ihren Augen trauen, als sie den rettungslos Verlorenen auf sich zukommen sahen. Wie ein vom Tode Erstandener erschien er ihnen.

„Ja, wir werden, so Gott will, das Meer erreichen“, riefen sie tief bewegt. „Wir sehen jetzt die Hand Gottes. Aber du darfst den verruchten, bösen Strom nicht mehr auf die Probe stellen, Meister. Wir werden das selbst thun. Es ist weit besser, daß wir sterben, als du. Du darfst nicht mehr an den Strom herangehen, als bis wir über die Fälle hinaus sind.“

Als bald schien ein neuer Geist sie zu beselen. Willig nahmen sie jetzt die tägliche Mühsal auf sich.

Endlich dämmerte neue Hoffnung auf. Die enge Klust, in welcher in endlosen Katarakten der eingepreßte Strom sich hinabstürzte, hatte ein Ende. 32 Fälle zählte Stanley auf einer Strecke

von 19 Meilen: die Livingstone-Fälle nannte er sie. 131 Tage waren nötig gewesen, um diese kurze Strecke zurückzulegen. Die Berge traten jetzt in mehr abgerundeten Umrissen mit weniger steilen Abhängen zurück; der Fluß dehnte sich in die Breite und gewann ein sanfteres Aussehen. Nur selten einmal noch unterbrachen Thalengen mit Katarakten oder Stromschnellen seinen Lauf.

Dagegen bedrohten jetzt Gefahren anderer Art die Expedition. Bei den schmalen Rationen, welche Stanley nur noch seinen Leuten gewähren konnte, waren sie auch durch die strengsten Verbote nicht mehr davon abzubringen, die Gärten und Hühnerhöfe der Eingebornen zu bestehlen. Zwei Wangwana, die dabei ergriffen waren, kaufte Stanley noch los, machte sich aber dadurch fast bankrott. Als nun einige Tage später wieder ein Wangwana ergriffen wurde, während er Kaffava-Knollen aus einem Garten stahl, da mußte ihn Stanley wohl oder übel den Geschädigten als Sklaven überlassen. Denn das geforderte Lösegeld betrug das Vierfache der gesamten Vorräte der Expedition. Auch diese Warnung wirkte noch nicht. Den nächsten Dieb verurteilten die Führer der Expedition selbst einstimmig zur Sklaverei.

Überdies gerieten die Eingebornen durch die fortgesetzten Diebereien mehr und mehr in eine feindselig bedrohliche Stimmung.

An der freundlichen Bucht von Kilolo war das Lager aufgeschlagen. Stanley saß inmitten eines Haufens von Eingebornen, welche ihm von den weißen Menschen an der See, die sie gesehen hatten, erzählten, als er Flintenschüsse auf dem Hochlande über sich knallen hörte.

Nach kurzer Zeit erschienen denn auch die hohlängigen, halb verhungerten Sammergestalten der Wangwana, mehrere mit blutenden Wunden. Uledi trug einen der Unglücklichen auf dem Rücken. Mit seiner gewohnten Unerblichkeit hatte er ihn, als diese ihn zum Sklaven machen wollten, aus der Gewalt der Eingebornen befreit. Hastig berichteten die Leute Stanley:

„Mehrere von unsern Leuten sind von den Eingebornen gefangen genommen worden, weil sie Kaffava und Bohnen gestohlen haben.“

„Worum habt ihr das gethan?“

„Wir konnten uns nicht mehr anders helfen“, antworteten sie. „Meister, wir sterben vor Hunger. Wir ließen unsere Per-

len und unser Geld, alles was wir hatten, auf dem Erdboden liegen und fingen an zu essen, und sie fingen an zu schießen.“

Während die Leute noch erzählten, erschien ein starker Trupp der Eingebornen und forderte, zornig mit den geladenen Flinten drohend, Stanley zum Kampfe heraus. Einige von den Führern und Mannschaften stürzten zu ihren Gewehren, um sich zu vertheidigen, allein Stanley hielt sie zurück und begann mit den aufgeregten Wilden zu unterhandeln. Jedoch erst durch zweistündiges,



Vager in Kilolo.

geduldiges Bitten erreichte er es, daß sie ihrer Rachsucht entsagten und sich wieder auf ihre Höhen zurückzogen. Die Musterung, welche er danach über seine Leute hielt, ergab, daß nicht nur sechs verwundet waren, sondern drei überhaupt fehlten. Tiefbekümmert mußte er diese dem schrecklichen Lose der Sklaverei überlassen.

Am zweiten Tage nach den traurigen Vorgängen in Kilolo, nach einer langen, günstigen Stromfahrt gelangte Stanleys Flotille an eine scharfe Krümmung, die der Strom machte. Vorsichtig umfuhr Stanley die vorspringende Felsecke, als ihm der dumpfe Donner eines Wasserfalls entgegentönte und leichte Dunstwolken in der Ferne über dem Strome zu schweben schienen. Sich dicht an

das felsige rechte Ufer haltend, fuhr er bis auf 50 m an den Wasserfall heran und landete in einer kleinen Bucht, um den tobenden Katarakt genauer zu besichtigen.

Auf der linken Seite stieg der Abhang eines Bergrückens jäh empor; das rechte Ufer bildete eine kahle, niedrige Felsterrasse, hinter welcher das Tafelland des Innern mit steilen Abhängen gegen 400 m hoch sich erhob. Sieben rostfarbene Felshöcker lagen mitten im Strome. Auf der rechten Seite bildete der Strom einen schäumenden Wasserfall von 3 m Höhe und gleich dahinter einen zweiten, der nur um ein wenig niedriger war. An der linken dagegen wurde der Strom heftig gegen den Fuß des Felsens geschleudert, von welchem abprallend er in einer Reihe hoch emporschlagender Wellen einen steilen Abhang sich hinabstürzte und mit wildem Ungestüm, durch eine hohe Insel gespalten, eine weite Strecke durchlief, bis er endlich unterhalb dieser Insel in ein weites, mit Sandbänken eingefasstes Bassin hineinragte.

Bald fanden sich neugierige Eingeborne bei Stanley ein. Sie nannten den Katarakt den Bsandshila-Fall und erzählten, daß weiter stromabwärts auf diesen noch ein größerer folge, dem sie den Namen Njongo Bellala gaben.

Es war kein Zweifel, daß dies der erste und zweite Sangalla-Fall des Kapitän Tuckey war.

Das Ziel der langen Reise, Tuckeys fernster Punkt, war erreicht, der Kongo seiner ganzen Länge nach entdeckt!

Stanley kündigte den braven, aber gänzlich erschöpften Wangwana an, daß sie den grausamen Strom jetzt verlassen würden. In lauten und inbrünstigen Ausrufen des Dankes gegen Gott offenbarten sie ihre Freude. Ein vierfaches Rationsgeld wurde einem jeden gewährt, um sich nach der nun glücklich überwundenen Drangsal einen guten Tag zu machen.



Das Canoe Krokobil.

Achtzehntes Kapitel.

Zum glücklichen Ende.

Voma. — Die Lady Alice. — Mirambo, der Reitesel. — „Da ist Num für ihn!“ — Allgemeine Ermattung. — In Msanda. — Stanleys Hülfseruf nach Voma. — Die Boten. — Streit und Versöhnung. — Traurige Raft. — Rückkehr der Boten. — Triumphgesang. — Das Ende der Not. — Unter Weißen. — In Voma. — An der Mündung des Kongo. — Raft in Kabinda. — Eine neue Gefahr. — In San Paulo de Loanda. — Umschlag der Stimmung. — Aufenthalt am Kap. — Rückkehr nach Zanjibar. — Mabruki und seine Mutter. — Das Ende der Expedition. — Abschied von den Getreuen. —
Heimwärts!

Ungefähr zwölf Meilen vom Meere am Unterlaufe des Kongo liegt Voma, seit einem Jahrhunderte der Ort, von dem aus die Europäer zu den Stämmen des Binnenlandes ihre Handelsbeziehungen pflegen. Im Jahre 1877 wohnten 16 Europäer dort, meist Portugiesen, Vertreter verschiedener Handlungshäuser. In einer Reihe am Strome liegen einige holländische, französische und portugiesische Handelsfaktoreien, einige hundert Schritte stromaufwärts von diesen eine englische. Die Häuser sind aus Holz erbaut und mit Zinkplatten gedeckt; ein großer, eingezäunter Hof bei einem jeden dient den Handelsgeschäften. Daneben liegen Obst- und Gemüsegärten; selbst Weinberge haben die Europäer angelegt.

Etwas weiter landeinwärts liegt die Banza oder Königsstadt der Eingebornen, ein Dorf von ungefähr hundert Hochtütten.

Die Gegend ist ringsum öde und traurig. Man sieht nur

grasbedeckte Hügel; selten einmal verleiht ein großer Affenbrotbaum den kahlen Flächen etwas Abwechslung.

Nur fünf Tagereisen weit, erzählten die Eingebornen Stanley, wäre von Iсандschila bis nach Boma. So nahe war die Erlösung.

Lebensmittel zu beschaffen mußte Stanleys nächste Sorge sein. Aber es war eine unfruchtbare, dürre Gegend ringsum, deren Bewohner selbst kaum etwas anderes besaßen als bittere Kaffava, Erdnüsse und allenfalls einige Bananen. Sie wußten zudem die Not der Expedition durch unerhörte Preisforderungen gründlich auszunutzen. Muscheln wurden gar nicht mehr genommen, für ein Perlenhalsband gaben sie ein paar Erdnüsse. Der Ankauf von zwei Ziegen machte Stanley fast völlig bankrott. Was nur irgendwie verwertet werden konnte, gab er willig her, um seine Leute vor dem Hungertode zu sichern, selbst den Inhalt seines Wäschekoffers und 30 zur Not entbehrliche Fläschchen aus der Reiseapotheke. Den ganzen Tag verwandten die Wangwana darauf, Einkäufe zu machen, d. h. von den Eingebornen auf das größlichste sich pressen zu lassen.

Als die Sonne unterging, stieg Stanley mit der Bootsmannschaft zu dem Strome hinab. Sie hoben die Lady Alice, das wackere Boot, aus dem Wasser und trugen sie auf ihren Schultern auf den Gipfel einer hoch über dem Strome aufragenden Felskuppe. Dort wurde sie niedergesetzt, um auf der einsamen Felshöhe ihrem Schicksale nunmehr überlassen zu bleiben. Hier fand das Boot nach einer fast 2000 Meilen langen Reise seine endliche Ruhestatt hoch über dem Iсандschila-Katarakt.

Es war eine abgemattete und von Leiden niedergebeugte Kolonne, die am folgenden Tage — am 1. August 1877 — in einer Reihe von Iсандschila an dem Abhange hinaufstieg, um über das Plateau des Binnenlandes den nächsten Weg nach Boma zu suchen. Viele waren krank an Ruhr, Geschwüren und Skorbut; doch antworteten sie munter und fröhlich auf Stanleys ermutigende Zurufe. Nur einige unter ihnen wollten es noch immer nicht glauben, daß sie nun in wenigen Tagen zu des Meisters weißen Brüdern an den Salzsee gelangen würden: stolz wiesen sie die Zumutung zurück, für so leichtgläubig gehalten zu werden, meinten aber doch, der Meister thue ganz recht daran, seine Leute durch Versprechungen schleuniger Hülfe zu ermutigen.

Inmitten der Kolonne arbeitete sich auch Mirambo, der Reit-

esel, an dem Abhange empor. Aber die Entbehrungen der letzten Zeiten hatten ihn so geschwächt, daß er halbwegs stehen blieb, gänzlich erschöpft und kraftlos. Wehmütig klopfte ihm Stanley auf den Hals: „Lebe wohl, alter Bursche! Lebe wohl, alter Held! Eine böse Zeit ist dies für dich und für uns. Wir müssen endlich von einander scheiden.“ Dann bat er den Häuptling der armeneligen Dorfbewohner, die um den Zug sich gesammelt hatten, das treue Tier mit Kaffava-Blättern und gutem Grase zu füttern, und wandte sich ab. Der Esel, unfähig weiter zu folgen, legte sich auf den Pfad nieder, spitzte die Ohren und rief mit kläglich zitternder Stimme den Davonziehenden nach, als könnte er es nicht begreifen, warum man ihn, den treuen Gefährten langer, schwerer Tage, jetzt in seinem Elende allein lasse.

Die Hochfläche war erreicht. In geringer Ferne zeigte sich ein Dorf. Mit herausfordernder, kreischender Stimme riefen die Bewohner die vorüberziehende Karawane an. Ein alter Häuptling, von einer Schar Flintenträger umgeben, eilte auf Stanley los und setzte sich vor ihm auf einem Schemel mitten auf dem Wege nieder.

„Wißt Ihr“, rief er mit anmaßlichem Tone ihn an, „daß ich der König dieses Landes bin?“

Stanley antwortete ruhig: „Das habe ich nicht gewußt, mein Bruder.“

„Ich bin der König! Wie könnt Ihr durch mein Land ziehen, ohne mich dafür zu bezahlen?“

„Sprich, mein Freund, was kann der Mundele dir geben?“

„Kum! Ich will eine große Flasche Kum haben, und dann mögt Ihr weiterziehen.“

„Kum?“

„Ja, Kum! Denn ich bin der König dieses Landes.“

„Kum?!“ wiederholte Stanley verwundert.

„Kum! Kum ist gut. Ich liebe Kum!“ fügte der Wilde mit verschmitztem Seitenblicke hinzu.

„Was will der alte Mann haben, Meister?“ fragte Uledi, herantretend, mit Ungestüm.

„Er will Kum haben, Uledi. Denke nur!“

„Da ist Kum für ihn!“ sagte Uledi entrüstet und gab dem Häuptling eine so nachdrückliche Ohrfeige, daß er von dem Schemel längelang zu Boden fiel.

Wütend sprang der Getroffene wieder auf und eilte spornstreichs nach seinem Dorfe zurück. Natürlich machte Stanley Uledi Vorwürfe über seine Heftigkeit. Doch schien grade die bewiesene Entschiedenheit alle Schwierigkeiten des Durchzuges gelöst zu haben. Die Karawane zog weiter, ohne abzuwarten, wie die Aufregung unter den Dörflern endigen würde.

Der Weg führte über ein welliges, ödes Land dahin. Das dürre Gras raschelte traurig in dem Steppenwinde. Hier und da ragten Felsen grau und drohend aus der eintönigen Fläche empor. Mitunter durchriß eine tiefe Schlucht die weite Ebene und verstattete einen Blick auf den gewaltigen Strom, der weißschäumend gleichsam durch einen düsteren Hohlweg dem Meere zueilte.

Die allgemeine Ermattung war zu groß, um einen weiten Marsch zu gestatten. Schon um Mittag wurde daher in der Nähe einiger kleiner Dörfer das Lager aufgeschlagen. Sehr bald erschienen die Häuptlinge derselben, in scharlachrote, alte Uniformröcke gekleidet. Stanley bat sie, ihm Nahrungsmittel für Perlen zu verkaufen; er bedürfe derselben dringend, wie sie sähen, für seine Leute.

„Das geht nicht“, war ihre gefühllose Antwort.

„Für Draht?“

„Wir brauchen keinen Draht!“

„Für Kauris?“

„Sind wir Buschmänner?“

„Für Zeug?“

„Ihr müßt drei Tage bis auf den nächsten Markt warten! Wenn ihr Rum bei euch habt, so könnt ihr Lebensmittel in Überfluß bekommen.“ —

Der Morgen weckte die Ermatteten zum Weitermarsche. Dieselben traurigen Flächen weißgebleichten Grases, dieselben grauen Felsen. Hier und da eine schwächliche Baumgruppe auf den Höhen oder in den Hohlwegen. Überall war der Pfad mit scharfkantigem Geröll bestreut, was die Beschwerden des Marschierens sehr vermehrte. Die alten Männer und die Frauen litten sehr. Allein eine innige Zuneigung verband die Leidensgefährten unter einander: je zwei der jüngern Leute standen einem älteren bei, und die Väter hoben ihre Kinder auf die Schultern und führten die Frauen vorsichtig auf dem Wege fort.

Nach zwei Meilen schon mußte halt gemacht werden. In einem unbewohnten Thale wurde das Lager aufgeschlagen.

Am Nachmittage des nächsten Tages wurde das armselige Dorf Njanda erreicht. Schweigend und schwermüthig zog die Karawane hindurch, um jenseits der Dorfhütten sich zu lagern. Noch vor Abend machte der Häuptling Stanley seinen Besuch. Das Gespräch kam auf Boma: oftmals hatte der Häuptling die dortigen Faktoreien besucht und Erdnüsse für Rum dort verkauft. So kam Stanley der Gedanke, ihn zu fragen, ob er wohl einen Brief nach Boma besorgen und drei Leuten von der Expedition gestatten möchte, ihn zu begleiten. Der Häuptling war zu stolz, selbst zu gehen, versprach aber nach langen Bitten den Brief am nächsten Tage durch zwei seiner jungen Leute nach Boma zu senden.

Es war ein Hülfseruf, den Stanley voraus nach Boma an die dortigen Europäer richten wollte; denn seine Leute verschmachteten noch in der zwölften Stunde.

Ein alter Leinwandsegen wurde in etwas Palmbutter getaucht und angezündet. Bei dieser Lampe schrieb er den Brief.

„Dorf Njanda“, den 4. August 1877.

An irgend einen Herrn in Boma, der Englisch versteht.

Gehrter Herr!

Ich bin in diesem Orte von Zanzibar aus angekommen mit 115 Seelen, Männern, Weibern und Kindern. Wir befinden uns jetzt in einem dem Hungertode sehr nahen Zustande. Von den Eingebornen des Landes können wir nichts kaufen, denn sie lachen über unsere Zeug-, Perlen- und Draht-Sorten. Es giebt keinen Proviant im Lande zu kaufen, außer an Markttagen, und verhungerte Menschen sind nicht imstande, tagelang auf diese Märkte zu warten. Ich habe mir daher die Freiheit genommen, drei meiner jungen, aus Zanzibar gebürtigen Leute mit einem Knaben, namens Robert Feruzi, von der englischen Mission in Zanzibar, mit diesem Briefe abzusenden, der Sie um Hülfe anfleht. Ich kenne Sie nicht, aber man hat mir gesagt, daß ein Engländer in Boma wohnt, und da Sie ein Christ und ein Gentleman sind, so beschwöre ich Sie, mein Gesuch nicht unbeachtet zu lassen. Der Knabe Robert wird Ihnen unsere verlassene und hilflose Lage

besser schildern können, als ich es in diesem Briefe vermag. Wir befinden uns in einem Zustande des größten Elends; wenn aber Ihre Lieferungen zu rechter Zeit ankommen, so werde ich Boma in vier Tagen erreichen können. Ich brauche 300 Tücher, je vier Ellen lang und von derjenigen Qualität, welche Sie beim Handel verwenden, und welche von den in unserm Besitz befindlichen Zeugen sehr verschieden ist; aber erwünschter als alles würden 10—15 mit Reis oder Korn beladene Träger sein, damit ich die ganz ausgehungerten Magen meiner Leute sofort füllen könnte, denn selbst nach Empfang von Tüchern würde es erst noch Zeit kosten, Proviant zu kaufen; und die dem Hungertode nahen Leute können nicht warten. Diese Lieferungen müssen innerhalb zweier Tagen ankommen, oder ich werde eine entsetzliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen. Natürlich leiste ich Bürgschaft für jede Ausgabe, die Ihnen durch dieses Geschäft veranlaßt wird. Was wir vor allem brauchen, ist sofortige Hilfe, und ich bitte Sie recht sehr, Ihre äußerste Energie zu deren schnellster Gewährung anzuwenden. Wenn Sie kleine Luxusartikel wie Thee, Kaffee, Zucker und Zwieback zur Hand haben, so bitte ich für mich selbst einen kleinen Vorrat davon, so viel als ein Mann leicht tragen kann, mit zu übersenden und dadurch die große Schuld der Dankbarkeit noch zu vermehren, welche ich Ihnen für die rechtzeitige Ankunft der meine Leute vom Hungertode errettenden Vorräte zollen würde. Inzwischen versichert Sie seiner aufrichtigen Hochachtung

Ihr

ergebener

H. M. Stanley,

Befehlshaber der anglo-amerikanischen Expedition zur Erforschung von Afrika.

P. S. Sie dürften meinen Namen nicht kennen; ich füge deshalb hinzu, daß ich der Reisende bin, welcher 1871 Livingstone auffand. — H. M. S.“

Diesem Briefe fügte Stanley eine Übersetzung in französischer und in spanischer Sprache bei, letztere als einen Nothbehelf für eine portugiesische, da er in Nsanda hörte, daß sich in Boma ein Engländer, ein Franzose und drei Portugiesen befänden.

Hierauf ließ Stanley die Kirangozi und die Bootsmannschaft nach seinem Zelte berufen. Er hätte beschlossen, erklärte er ihnen, mit zwei Führern des Häuptlings von Nsanda vier Voten an die Weißen in Boma zu schicken. Dieselben sollten Briefe dorthin überbringen, in welchen er seine weißen Brüder um schleunige Zusendung von Lebensmitteln bäte. Aber vielleicht würden sich einer so kleinen Anzahl von Leuten mancherlei Hemmungen in den Weg stellen, oder ihre Führer würden unterwegs zaudern und durch ihr Trödeln die Reisezeit so in die Länge ziehen, daß schließlich die Hilfe zu spät kommen würde. „Wer ist aber von euch“, schloß er, „entschlossen, schnell zu reisen und alle Hindernisse zu überwinden?“

Auf der Stelle sprang Uledi auf: „O Meister, kein Wort mehr! Ich bin sofort bereit. Seht, ich will mir nur meinen Gürtel umschnallen, und dann werde ich augenblicklich aufbrechen, und nichts soll mich aufhalten. Ich will die Fährte verfolgen wie ein Leopard.“

„Und ich bin auch da“, sagte Katschetsche. „Laßt uns nur machen, Meister! Wenn es irgend weiße Männer in Boma giebt, so werden wir sie ausfindig machen. Wir wollen gehen und laufen, und wenn wir das nicht mehr können, so wollen wir kriechen.“

„Hört doch nur auf mit eurem Geschwätz“, rief Muini Pembe dazwischen, „und laßt doch auch andere Leute zu Worte kommen. Hört mich an, Meister. Ich bin Euer Diener. Ich will die zwei im Gehen noch übertreffen. Ich will die Makanda* tragen und sie den weißen Männern vor die Augen bringen.“

„Ich will auch mitgehen“, sagte Robert Feruzi.

„Gut“, erwiderte Stanley, „das entspricht ganz meiner Erwartung. Aber, Robert, du kannst diesen Männern nicht folgen. Du wirst zusammenbrechen, mein Knabe.“

„O, wir werden ihn tragen, wenn er zusammenbrechen will“, sagte Uledi. „Nicht wahr, Katschetsche?“

„Bei Gott!“ antwortete Katschetsche in entschiedenem Tone. „Wir müssen Robert bei uns haben, sonst würden die weißen Männer uns nicht verstehen.“

Schon früh am nächsten Tage erschienen die beiden Wegweiser

* Brief.

des Königs. Aber der ganze Morgen wurde mit Versuchen verbracht, sie zur Abreise zu bewegen. Uledi wurde ungeduldig, schnürte sein Bündel und schnallte sein Reisezeug um, wobei er seinen Gürtel so fest um seinen magern Leib zusammenzog, daß es geradezu schmerzlich war, ihn anzusehen. „Gebt uns die Maskanda, Meister“, sagte er, „wir wollen nicht länger auf die Heiden warten. Unsere Leute sterben ja noch, ehe wir ausbrechen. Seht sie nur an, ich bitte Euch! Sie schleichen im Lager umher, als wenn gar kein Leben mehr in ihnen wäre: lauter Goi—Goi!“

Schließlich kam es doch gegen Mittag dazu, daß die Wegweiser und die Boten miteinander ihre Reise antraten.

Unterdessen verteilte Stanley einen Ballen Zeug und einen Sack Perlen und sandte die jüngsten und kräftigsten Leute nach allen Richtungen aus, Lebensmittel dafür einzukaufen. Gegen Abend kehrten sie abgemattet und entmutigt ins Lager zurück; trotz aller Bemühungen hatten sie nur ein paar Bündel Erdnüsse und nur so wenig süße Kartoffeln aufstreifen können, daß jedes Mitglied der Expedition nicht mehr als deren drei erhielt, und doch hatten sie den zwanzigfachen Preis dafür bezahlen müssen. Immerhin fristete das Erlangte den Leuten wenigstens das Leben, und am nächsten Morgen waren sie bereit, ihre müden Glieder der heiß ersehnten Hülfe etwas weiter entgegen zu schleppen.

Die Straße ging an dem Kamme eines Bergrückens hin, stieg hinab in ein enges Thal und wieder hinauf zu den Graswiesen des Hochlandes, endlich führte sie an einer ärmlichen Ansiedlung vorbei. Die Karawane war schon einige hundert Schritt an dieser vorübergewankt, als ein großer Volkshaufe gegen sie heranzog.

„Warum zieht Ihr durch mein Gebiet ohne Bezahlung?“ schrie der Häuptling Stanley an.

„Bezahlung? Bezahlung wofür denn?“ antwortete Stanley. „Sieh dir meine Leute an; sie sind nur noch Haut und Knochen. Sie sterben aus Mangel an Nahrung in deinem Lande. Bruder, bleibe uns vom Leibe, oder diese Leute werden selbst wittern, wo es Nahrung giebt, und ich würde sie von diesem Nachspüren nicht zurückhalten.“

Der Häuptling wurde jetzt beleidigend; er rief nach seiner Flinte. Sein Gefolge bewaffnete sich unter drohenden Gebärden. Die Situation wurde ernst. Unverzüglich stellte Stanley 20 Bewaffnete vorn an der Straße auf, um einem Angriffe zu begegnen,

und 10 hinter der Karawane zum Schutze des Nachtrabes. Dann rief er warnend den feindselig aufgeregten Eingebornen zu: „Ihr werdet besser daran thun, nicht zu schießen. Denn meine Leute sind sehr erzürnt und zugleich ganz verschieden von allen, die ihr bisher gesehen habt. Wenn sie einmal den Kampf begonnen haben, so kann nichts sie mehr aufhalten. Außerdem ist es sehr möglich, daß sie alles Menschenfleisch, das sie hier finden, aufessen werden!“

Diese letzte Drohung übte sichtlich Wirkung aus: auf das wütende Gebaren folgte eine Beratung, zuerst laut, dann immer mehr in ein Geflüster sich verlierend. Endlich sagte der Häuptling: „Genug!“ und kam Stanley entgegen. Beide lachten und schüttelten sich herzlich die Hände, und der Friede war besiegelt.

In diesem Augenblicke kam der König von Nsanda dazu. Als er von den Beleidigungen hörte, welche der ihm untergebene Häuptling dem Mundele zugesügt hatte, bestand er auf einer Sühne. Der Häuptling ließ einen Kürbis, einen Krug und ein Waschbecken voll Palmwein herbeiholen, und ein Trinkgelage bestätigte die junge Freundschaft, bis Stanley mit dem Versprechen schied, aus Boma eine Flasche Rum als Gegengabe übersenden zu wollen.

Ein Marsch von drei Meilen erschöpfte die Kräfte der Abgematteten gänzlich. Mühsam wankten sie am nächsten Morgen weiter, eine Schar kläglicher Gestalten mit aufgebunsenen Gesichtern, scharfkantigen Gliedern, alle in stumme Traurigkeit versenkt, Opfer des Hungers und der Entkräftung. Schon früh um 9 Uhr mußte in einem Thale unweit eines Dorfes Raft zum Ausruhen gemacht werden. Bald sammelten sich die Dorfbewohner und gafften mit vollkommener Theilnahmlosigkeit die Jammergestalten an, welche in verzweiflungsvoller Gleichgültigkeit sich in dem dürstigen Schatten einer Zwergakazie oder eines dünnen Gebüsches zu Boden geworfen hatten. Mit stumpfer Ergebung ertrugen die unglücklichen Wanderer ihr trauriges Los, nur hie und da wehlagte ein Kind oder bat eindringlich die verschmachtende Mutter um Brot. In leise flüsternden Gruppen saßen die jüngeren Männer in der Nähe von Stanleys Zelt, während weitab die Weiber zu zweien oder dreien ihre sorgenvollen Befürchtungen für die Zukunft mit einander austauschten.

Plötzlich erhob ein kleiner Knabe gellend seine Stimme: „O, ich sehe Uledi und Katschetsche den Berg herabkommen, und es folgt ihnen eine Menge Männer!“

„Was? — Wie? — Wahrhaftig?“ klang es hastig durch die Gruppen, man sah dunkle Gestalten aus dem vertrockneten Grase aufspringen und aus dem Schatten der Büsche hervorkommen, und viele Augen richteten sich auf den weißlich schimmernden Bergabhang.

„Ja, es ist wahr!“ tönte es durcheinander. „Es ist wahr! La il Allah il Allah! Ja, Dank sei Allah! Ja, es giebt Nahrung und Speise! Endlich Nahrung! Ach, dieser Uledi! Er ist ein Löwe, wahrhaftig! Wir sind gerettet, Allah sei Dank!“

Auch Uledi und Katschetsche hatten unterdes die Karawane erkannt. Ungestim drängten sie sich durch das Gras und eilten in weiten Sprüngen, einen Brief hoch emporhaltend, den Berg hinab. Sie stürzten auf Stanley zu, der erwartungsvoll vor dem Zelte stand, und legten die Matanda, die sie brachten, in seine Hände. Dicht gedrängt sammelten sich alle Leute um ihren Meister, und mit lauter Stimme las Stanley ihnen, die Worte in Kiswahili übersetzend, folgenden Brief vor:

„Boma,
Englische Faktorei.

Boma, 6. August 1877.
6 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens.

An H. M. Stanley, Esq.

Geehrtester Herr!

961788 — 931923

Ihr uns sehr willkommener Brief gelangte gestern um 7 Uhr abends in unsere Hände. Sobald wir von dem Inhalte desselben Kenntnis genommen, trafen wir augenblicklich Anstalten, Ihnen solche Artikel, wie Sie sie verlangten, soweit dies der grade auf Lager befindliche Vorrat erlaubte, und auch noch andere Gegenstände zu senden, von denen wir glaubten, daß sie in jener Örtlichkeit Ihren Bedürfnissen entsprechen würden. Sie werden sich überzeugen, daß wir für Sie selbst funfzig Stück Zeug, jedes 24 Ellen lang, und mehrere Säcke mit verschiedenen Waren senden; ferner mehrere Säcke Reis, süße Kartoffeln, auch einige Pakete mit Fischen, eine Rolle Tabak und eine Flasche Rum. Die Träger sind alle bezahlt, sodaß Sie sich gar nicht um dieselben zu kümmern brauchen. Das ist alles, was wir in geschäftlicher Beziehung zu sagen haben. — Es hat uns unendlich leid gethan, zu hören, daß Sie in so höchst trauriger Lage in unserer Nähe angekommen sind, aber wir übersenden Ihnen doch unsere wärmsten Glück-

wünsche und hoffen, daß Sie bald Boma erreichen werden (dieser Ort wird von uns Boma genannt, obgleich auf der Karte Embomma steht). Nochmals die Hoffnung aussprechend, daß Sie bald ankommen werden, und daß Ihre Gesundheit nicht gelitten hat, verbleiben wir

Ihre

aufrichtigen Freunde
Hatton und Cookson.

(Gez.) A. da Motta Veiga.
J. W. Harrison.“

Uledi und Katschetsche statteten darauf ihren Reisebericht ab. Schon auf der Mitte des Weges hatten ihre Führer, eingeschüchtert durch Drohungen der Eingebornen, sie feige verlassen. Die vier Wangwana setzten indessen kühn die Reise allein fort und kamen, nachdem sie mehrere Stunden lang auf einer Straße fortgegangen waren, nach Eintritt der Dunkelheit in einem Dorfe an, in welchem sie erfuhren, daß Boma tiefer stromabwärts läge. Außerstande sich Wegweiser zu mieten, beschloßen sie nun, dem Laufe des Kongo an seinem Ufer entlang zu folgen.

Glücklich erreichten sie so nach einem angestrengten Marsche über Berg und Thal eine Stunde nach Sonnenuntergang Boma, erkundigten sich dort bei einem Eingebornen nach dem Hause des „Ingreza“* und wurden nach der Faktorei von Hatton und Cookson gewiesen, welche unter der Oberaufsicht der Herren A. da Motta Veiga und J. W. Harrison stand. Hier seien sie, erzählte nun Katschetsche weiter, an einen kleinen, weißen Mann gewiesen worden, der eine Brille getragen. Dieser hätte ihre Makanda geöffnet, eine Weile darin gelesen und dann gefragt, wer von den vieren Robert Feruzi wäre. Robert hätte selbst auf englisch geantwortet und einen Bericht, in Erwiderung auf viele Fragen, über die Reisen und Abenteuer der Expedition gegeben. Unterdessen hätte der kleine Herr mit der Brille den Köchen aufgetragen, eine Menge von Speisen zu bereiten, die ihnen, den Wangwana, da sie seit dreißig Stunden überhaupt nichts mehr zu essen gehabt, wahrlich sehr nötig gewesen wären.

* Engländer.

Inzwischen hatte sich der Zug der Träger, welche zugleich mit den zurückkehrenden Boten an Stanley aus der Faktorei gesandt waren, dem Lager genähert. In Menge gingen die Wangwanda denselben dienstfertig entgegen, nahmen den ermüdeten und in Schweiß gebadeten Leuten die Lasten ab, brachten sie vor Stanleys Zelt und warfen sie dort mit außerordentlichem Nachdruck auf den Boden, mit Ausnahme jedoch der binjenumflochtenen Rumflasche, die sie mit sichtlichcr Vorsicht Stanley übergaben.

Während nun die Säcke aufgetrennt und die Lebensmittel ausgepackt wurden, erhob Murabo, der Bootjunge, seine Stimme und stimmte einen hellen, laut anschwellenden Triumphgesang an, in welchem er mit vielem Lobe der weißen Männer an der zweiten See gedachte. Von den großen Katarakten sang in improvisierten Versen der schwarze Barde, von den Kannibalen und Heiden, vom Hunger, den weiten Wüsten, den großen Binnenseen und den geldgierigen Stämmen des Hochlands: jetzt aber, schloß er, wäre die Reise vorüber, aus der „Hungerhölle“ hätten die Brüder ihres Herrn sie jetzt erlöst, schon witterten sie alle die Winde des westlichen Oceans. Und hell und laut fielen am Schlusse jedes Verses Männer und Weiber im Chore ein:

So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet!
 O Freunde, singet laut, singt dieser großen See!

„Nun genug, so fällt denn darüber her!“ sagte Manwa Sera endlich, dem Gesange ein Ende machend. Fast erstickten ihn die Leute, indem sie sich massenhaft um ihn drängten. Schürzen, Näpfe und allerhand Geräte wurden ihm entgegengehalten, doch keins blieb leer; überall hinein wurden Reis und Fisch und süße Kartoffeln in reichlichen Portionen ausgeteilt. Die jüngeren Männer und Weiber holten Wasser herbei, andere hinkten fort nach Brennmaterial, und überall entfaltete sich im Lager, in welchem eben noch Verdrossenheit und mürrischer Stumpfsinn geherrscht hatte, ein munteres Leben. Viele Leute konnten die Zeit nicht erwarten, bis die Speisen gekocht waren, sondern verzehrten den Reis und die Fische roh.

Als aber die Lebensmittel alle verteilt waren, und als auch aus dem Krüge mit Rum in genau zugemessenen Portionen einem jeden etwas in seinen Becher gegossen worden war, als danach das ganze Lager sich in einem Zustande freudiger Erregung befand

und gruppenweis die brodelnden Kochtöpfe an den lustig flackernden Feuern umstand: wandte sich endlich Stanley seinem Zelte zu, begleitet von Uledi, Katschetsche und den Zeltknaben, welche, wie es schien, Zeugen der Freude sein wollten, mit welcher der Meister die ihm bestimmten Vorräte entgegennehmen würde.

Vorsichtig auspackend und jeden einzelnen Gegenstand fast zärtlich anfassend, überreichte Katschetsche zunächst einige geheimnisvolle Flaschen, indem er mit verschmiztem Lächeln Stanleys Gesicht beobachtete und daraus das Vergnügen ablas, mit dem dieser auf die Etiketten blickte: englisches Ale! Sherry und Portwein! Champagner! Dann folgte Brot, Weizenbrot, nicht das brettartige Kaffavabrot der letzten Monate! Butter! Ein Päckchen Thee! Kaffee! Zucker! Sardinen und Lachs! Plumpudding! Eingemachte Johannis-, Stachel- und Himbeeren!

Der langdauernde Krieg, den alle gegen die Hungersnot geführt, die enge Belagerung, in der von allen Seiten anstürmende Leiden sie gehalten, war nun vorüber: alle Mitglieder der Expedition schwelgten im Überfluß! Am Morgen noch auf ein paar Nüsse und grüne Bananen angewiesen, waren sie jetzt auf einmal wie durch einen Zauberschlag mitten in die Üppigkeit der Kulturwelt hineinversetzt. Nie erschien Stanley das dürre, wüste Afrika so niedrig, so verächtlich als jetzt, wo die Herrscherin Europa ihm entgegentrat und ihre reichen Gaben ihm darbot.

Nachdem alle an den Speisen sich erquickt, wurden endlich auch die Zeugballen geöffnet. Fröhlich warfen die Wangwana die altersgrauen und zerlumpten Zeugreste, die sie als Kleidung trugen, ins Feuer und kleideten sich neu in die weißen oder buntbedruckten Zeuge, welche ihres Meisters Brüder ihnen gesandt hatten. Freilich die tief eingefallenen Wangen ließen nicht so geschwind sich verändern: Monate vergingen, bis die hageren Gesichter sich wieder füllten und ihre frühere gesunde Bronzefarbe wieder gewannen.

Am nächsten Morgen machten Uledi und Katschetsche sich von neuem nach Boma auf. Wieder trugen sie eine Makanda mit sich, den Dankesbrief, in welchem Stanley sich beeilte, bevor er selbst nach Boma kam, den Herren von der englischen Faktorei für ihre schnelle und wirksame Hülfe seinen tief empfundenen Dank auszusprechen. Dann setzte sich in der gleichen Richtung die Karawane über das Hochland in Bewegung.

Schon am folgenden Tage kehrten die wackeren Eilboten zu ihr zurück. Herr Motta Veiga meldete durch sie eine Gesellschaft an, welche zur Bewillkommung Stanleys bis zur Hälfte des Weges von Boma her ihm entgegenkommen wollte.

Es war am 999. Tage nach seiner Abreise von Zanzibar — am 9. August 1877 — als Stanley mit seiner Karawane seinen letzten Tagemarsch in Afrika antrat. Die Gegend war öde und fahl. Massen von kleinen Steinen waren auch hier wieder über den Pfad und die Wüste zerstreut. Traurig wogte das dünne, dürre Gras auf der Hochfläche; nur in den Niederungen hatte es eine schwache Färbung von Grün.

Langsam stieg der lange Zug an einem Abhange hinunter, als vor ihm einzelne Hängematten und eine Gruppe weiß gekleideter Männer sichtbar wurden. Ein verwundertes Gemurmel lief durch die Reihen. Noch eine Viertelstunde, und Stanley stand vier Weißen von Angesicht zu Angesicht gegenüber — wirklich vier weißen Menschen!

Fast erschrak Stanley. Nachdem er jahrelang nur schwarze oder bronzefarbene Gesichter gesehen hatte, ergriff ihn beim Anblick der blassen Gesichter der Kaufleute von Boma, die doch auch reichlich von Afrikas Sonne gebräunt waren, einen Augenblick ein unwillkürlicher Schauer. Etwas Geisterhaftes und Gespenstiges schien ihm darin zu liegen, was ihm den unheimlichen Zauber erklärte, den er selbst oft auf die Wilden ausgeübt hatte.

Auch die Selbstbeherrschung, welche die Weißen zeigten, fiel ihm sehr auf. Da war nichts von dem hochfahrenden, dünkelfaften Wesen, das er so oft an den eingebornen Häuptlingen wahrgenommen hatte. Und wie passend sie ihre Worte zu wählen verstanden! Wie aufs Haar genau sie ihre Gedanken auszudrücken mußten! Wie vollkommen verständlich sie ohne alle begleitenden Gebärden, wie ausdrucksvoll selbst ihre Mienen waren!

Und diese mit tadelloser Sauberkeit gekleideten, gütig und fein redenden Weißen begrüßten ihn als Freund und Stammgenossen! Allein er wagte nicht, sich als ihnen gleichstehend zu betrachten. Ihre ruhigen Augen erregten ihm eine gewisse Scheu, und die fleckenlose Reinheit ihrer Anzüge blendete und beschämte ihn zugleich. Nur als eine Art Mittelsperson zwischen ihnen und seinen Negern glaubte er sich ansehen zu können.

Mit warmer Herzlichkeit beglückwünschten die Weißen den

kühnen Entdecker und drückten ihre große Freude aus, ihn unter sich zu sehen. Am Grenzdorfe stand der König der Eingebornen bereit, um Stanley seine Ehrfurcht zu bezeigen. Rheinwein und Champagner und was sonst zu einem guten Mahle gehört, war zur Hand, um Stanleys Ankunft unter Freunden fröhlich zu feiern. Natürlich wurden dabei auch die treuen Wangwana nicht vergessen.

Endlich wurden zur Rückkehr die Hängematten bestiegen: ein allgemeiner Reisebrauch, dem auch Stanley trotz anfänglicher Weigerung sich fügen mußte. An einem sanften Abhange ging es in ein Thal hinunter, welches sich zu einer Niederung allmählich erweiterte. Bald wurde Stanley, während er in seiner Hängematte lag, über die Spigen des hohen Grases hinweg ein aus Balken gezimmertes Gebäude gewahr, welches ihm die Blockhäuser seiner Heimat in lebhafte Erinnerung rief. Es näherte sich mehr und mehr, und nach kurzer Zeit machten die Träger neben einem weiß angestrichenen Pfahlzaune halt, über welchem sich auf starken Pfählen das Haus wie ein viereckiger, zweistöckiger Kasten erhob. Er war in Boma.

Sein erster Gang galt dem Strome, welcher in majestätischer Breite ruhig und stolz an der Faktorei vorüberfloß, derselbe Strom, welcher ihn eines bewährten Freundes und vieler treuer Seelen beraubt hatte, welchen er vor wenig Tagen noch hatte vor Wut weiß schäumen sehen und den Donner brausend übertönen hören.

In demselben Augenblicke kam ein Dampfer, die Kabinda, den Strom heraufgefahren. Die Leute von der Expedition drängten sich um Stanley. Die Wanjamwezi darunter und die Waganda hatten es niemals glauben wollen, daß es irgend etwas Wunderbareres unter den Schiffen geben könne als die Lady Alice: jetzt schauten sie mit weit geöffneten Augen in sprachloser Bewunderung auf das „dicke Eisenkanoe“ hin, das auf ihrem Strome, von Feuer getrieben, einherfuhr.

Zwei Tage der Rast waren Stanley in Boma gegönnt, Tage, welche das aufgeregte Gemüt beruhigten und den ermatteten Körper erfrischten, Tage freundschaftlicher Feste, unzähliger Toaste, herzlichen Verkehrs. Dann schiffte sich die ganze Expedition auf der Kabinda ein und dampfte den Kongo hinab.

Die Landschaftsscenerie unterhalb Boma erinnerte Stanley an die Zeiten der langen Stromfahrt; die Farbe der Gewässer, die ungeheure Breite des Stromes, die zahlreichen Inseln riefen

ihm jene Tage unablässiger Verfolgung, endloser Kämpfe lebhaft in das Gedächtnis, und damit zugleich die dort verlorenen Freunde, welche er nun nicht mehr auffordern konnte, an dem Entzücken derer teilzunehmen, die erhalten geblieben waren und jetzt als treue Genossen auch der Freude sicher mit ihm durch das breite Mündungsportal des Kongo in den Ocean hinausglitten.

Gleichsam in ehrfurchtsvoller Demut schien der gewaltige Strom in das Weltmeer sich zu ergießen. Bei diesem Anblicke fühlte Stanley sein Herz erglühen von reinsten Dankbarkeit gegen Den, dessen Hand ihn beschützt und dessen Gnade ihm vergönnt hatte, durch den dunklen Weltheil von Osten bis nach Westen hindurchzudringen und seinen gewaltigsten Strom bis zu seiner Ausmündung in den Ocean zu verfolgen.

Der Dampfer wandte sich nach Norden. Nach einigen Stunden lenkte er ein in die schöne Bai von Kabinda, an deren Südgüste die unternehmende Firma Hatton und Cookson eine andere Faktorei besaß. Hier fand die Expedition die freundlichste Aufnahme. Stanley wurde in einem Landhäuschen einquartiert, das, von Gärten umgeben, eine freie Aussicht auf das Meer gewährte, während die Leute in einem großen Schuppen nah am Gestade der Bai untergebracht wurden.

Als Stanley am nächsten Morgen dorthin ging, um seine Leute zu begrüßen, fand er zu seinem Schrecken, daß einer der Wangwana bei Sonnenaufgang gestorben war, und daß die übrigen sich alle in einem bedenklichen, ja für manche lebensgefährlichen Zustande befanden. Der jähe Stillstand aller Thätigkeit, die plötzliche Ruhe nach der angestrengtesten Bewegung hatte sie überwältigt und jetzt, wo für alle ihre Bedürfnisse auf das reichlichste gesorgt war, in einen Zustand dumpfen Hinbrütens versetzt, aus dem sie nur schwer zu erwecken waren. Es war eine aus Unthätigkeit erzeugte Melancholie, welche gleichmäßig Körper wie Geist lähmte.

Merkte doch Stanley selbst bald an sich eine ähnliche Wirkung der plötzlichen Veränderung der Verhältnisse. Keine Lektüre interessierte ihn mehr. Boz erschien ihm wie ein abgeschmackter Schwärzer; die schönsten Gedichte kamen ihm schal und matt vor;

Unterhaltung ermüdete ihn; häufig fühlte er während der Mahlzeiten sich dicht am Einschlafen. Und doch war die Liebe zur Geselligkeit und das Gefühl, seinen freundlichen Wirten zu großem Danke verpflichtet zu sein, für ihn ein gesundes Reizmittel und ein heilsamer Zwang. Aber die armen, ungebildeten Fremdlinge, deren Heimat auf der Ostseite des Welttheils lag, was hatten sie, das sie hätte aufregen und zu frischer Lebensthätigkeit anspornen können?

„Wünscht ihr denn nicht Zanzibar wiederzusehen, meine Jungen?“ fragte er sie.

„Ach, das ist weit weg. Nein, Herr, spricht nicht so. Wir werden es ja doch nie wiedersehen“, war die trübe Antwort.



Die Expedition in Rabinda.

„Aber ihr werdet sterben, wenn ihr in dieser Weise fortlebt. Wacht auf, rüttelt euch auf, zeigt, daß ihr Männer seid!“

„Kann ein Mensch mit Gott streiten? Wer fürchtet denn den Tod? Laßt uns ungestört sterben und auf ewig zur Ruhe kommen!“

Die armen, treuen Seelen! Ohne Krankheit, nur an dieser lähmenden Verdrossenheit und verhängnisvollen Gleichgültigkeit gegen das Leben starben nach wenigen Tagen vier, noch drei während der Überfahrt und eine Frau, als schon die grünen Wipfel der Heimatsinsel vor den Heimkehrenden auftauchten. Aber allen leuchtete ein Trost in der finstern Todesstunde: „Wir haben unsern lieben Meister an die große See gebracht, und er hat

seine weißen Brüder gesehen. *La il Allah il Allah!*“ sagten sie — und starben.

Und das waren dieselben Leute, welche so oft mit Begeisterung Stanleys Anforderungen entsprochen, so oft in der größten Gefahr ihren Heldenmut bewiesen, mit unüberwindlicher Tapferkeit Leiden und Mühsal ertragen hatten! —

An der Kongomündung befand sich damals der portugiesische Major Serpa Pinto, im Begriffe seine große Reise quer durch Süd-Afrika anzutreten. Auf die Kunde von der Ankunft Stanleys in Kabinda begab er sich sofort zu ihm und begrüßte in tiefer Bewegung den großen Reisenden, der „trotz seiner kleinen Gestalt“ in Serpa Pintos Augen „ein Riese zu sein schien“. Im Namen der portugiesischen Regierung bot er Stanley seine Dienste an und veranlaßte den Commodore Marques, das Kanonenboot *Tamega* Stanley zur Weiterfahrt nach San Paulo de Loanda zur Verfügung zu stellen. Mit dankbarem Händedruck nahm Stanley für sich und die Seinen das Anerbieten an: am 20. August ging die Expedition, 114 Köpfe stark, an Bord des *Tamega*, welcher sie in wenig Tagen nach San Paulo de Loando brachte. Serpa Pinto war stolz darauf, Stanley bei sich zu Gast zu haben: der Wackere war, wie überhaupt jedermann in der Kolonie, auf das eifrigste bestrebt, sich der Expedition nützlich und angenehm zu erweisen. Die Kranken wurden in das Regierungshospital aufgenommen, wo sie sorgfältige Pflege fanden, Stanley bot der General-Gouverneur Albuquerque ein Kanonenboot an, um ihn zurück nach Europa, nach Lissabon, zu bringen. Allein, entschlossen seine Leute nicht eher zu verlassen, als bis er sie in ihre Heimat zurückgebracht hätte, lehnte Stanley mit vielem Danke das lockende Anerbieten ab; vielmehr erwog er ernstlich bei sich den Plan, zu Lande quer durch Afrika seine Wangwana nach Zanzibar zurückzuführen.

Diese Erwägung beendigte Kapitän John Purvis, welcher Stanley die Überfahrt der Expedition nach der Kapstadt in dem Kriegsschiffe *Industry* anbot.

So langte sie nach fünfwöchentlicher Rast in San Paulo de Loando am 21. Oktober in der Simons-Bai am Kap der guten Hoffnung an. Auch während dieser Überfahrt noch hatten die zahlreichen Patienten dem Schiffsarzte recht schwierige Aufgaben gestellt. Bei vielen flackerte die Flamme des Lebens immer noch unstät oder war zu einem bloßen Funken herabgesunken, den zu

ruhigem Glanze wieder anzufachen meist mehr Geduld und Takt als Medizin erforderte.

Erst in der Simons-Bai trat ein glücklicher Umschlag ein. Stanley erhielt eine Einladung von Commodore Francis Sullivan, als sein Gast im Admiralsgebäude bei ihm zu wohnen. Gern nahm er die Freundlichkeit für einige Tage an. Allein sehr heftige Stürme verzögerten seine Rückkehr nach dem Schiffe über Erwartung. Die Wangwana wurden deshalb ängstlich und fragten sich besorgt, ob sie in diesem fernen Hafen allein gelassen werden sollten. Bei seiner Rückkehr fand sie deshalb Stanley noch schwermüthiger, als er sie verlassen hatte. Er fragte sie, was sie denn bekümmere.

„Du willst natürlich jetzt nach Uyah* zurückkehren“, antworteten sie traurig.

„Warum?“

„O, sehen wir denn nicht, daß du mit deinen Freunden zusammengetroffen bist; und während dieser Tage haben wir es herausgeföhlt, daß du uns binnen kurzem verlassen willst.“ Und bitterer Kummer lag bei diesen Worten in ihren Mienen.

„Wer hat euch das gesagt?“ fragte Stanley lächelnd.

„Unsere Herzen, und die sind sehr schwer!“

„Würde es euch gefallen, wenn ich euch nach Zanzibar begleitete?“

„Warum fragst du nur, Meister? Bist du nicht unser Vater?“

„Nun wohl! Es kostet aber viel Zeit, um euch zu lehren, daß man sich auf das Versprechen eines Vaters verlassen soll. Ich habe euch schon oft gesagt, daß nichts mich veranlassen soll, mein euch gegebenes Wort, daß ich euch in die Heimat zurückbringen werde, zu brechen. Ihr seid treu gegen mich gewesen, und ich werde treu gegen euch sein. Wenn wir kein Schiff bekommen können, das uns mitnimmt, so will ich den ganzen weiten Weg mit euch wandern, bis ich euch den Pfad zu euren Freunden in Zanzibar zeigen kann.“

„Jetzt sind wir dankbar, Meister!“ erwiderten sie mit sichtlicher Erleichterung. Und wirklich sah Stanley von diesem Tage an keine traurigen Gesichter mehr.

* Europa.

Commodore Sullivan traf unverzüglich Vorbereitungen zum Überschiffen der Expedition nach Zanzibar. Überdies erhielt er ein Telegramm von den Lords der britischen Admiralität in London, welches ihm weitgehende Vollmachten zu diesem Zwecke erteilte. Doch wurde ein Aufenthalt von einigen Wochen notwendig, da die Industrie einiger Ausbesserungen bedurfte.

Während dieser Zwischenzeit wurde Stanley von den angeseheneren Kolonisten in Süd-Afrika von der Kapstadt bis Natal mit Einladungen förmlich überschüttet, Behörden und Private wetteiferten mit einander, ihn in jeder Weise zu erfreuen und auszuzeichnen, sodas er glaubte, einen großen Anteil an der Genesung seiner Begleiter der aufrichtigen Herzlichkeit der Gastfreundschaft mitzuschreiben zu müssen, die sie in der Kap-Kolonie genossen.

Nur ein Mann fehlte, dessen Gegenwart allen Festlichkeiten noch höheren Glanz würde verliehen haben. Der Gouverneur der Kolonie Sir Bartle Frere war damals abwesend. Und doch würde es für Stanley eine besondere Freude gewesen sein, diesen langjährigen Freund Livingstones persönlich kennen zu lernen, wie auch nicht minder für diesen, unter den Begleitern Stanleys mehrere der Getreuen zu finden, welche vier Jahre zuvor die Gebeine jenes frommen Helden vom Ufer des Bangweolo-Sees auf ihren Schultern bis an die Küste des Indischen Oceans getragen hatten. Lady Frere vertrat ihren Gatten. Die „große Dame“, wie die Wangwana sie nannten, lud die ganze Expedition zu sich nach Stellenbosch ein. In einer Stunde führte die Eisenbahn sie dorthin. Es war das erste Mal, das die Söhne Zanzibars den „Feuerwagen“ sahen, der unter allen Wundern der Civilisation, die sie bisher kennen gelernt, ihnen als das wunderbarste Zeugnis der überlegenen Intelligenz der Europäer erschien. In Stellenbosch wurden mehrere Festlichkeiten zur Belustigung der Expedition veranstaltet, und schließlich wurden alle, Männer, Weiber und Kinder, mit vielerlei nützlichen Andenken an ihren Besuch von der Lady beschenkt. Dazu ließ der erste Minister der Kolonie alle in neue wollene Röcke kleiden, was für das kühle Klima des Kaps sehr angemessen war. Auch eine besondere Vorstellung im Theater wurde für die Wangwana gegeben, bei welcher zumal die Seiltänzer so donnernden Applaus ernteten, wie er ihnen vielleicht noch niemals sonst war gespendet worden. —

Am 6. November stach die *Industry* wieder in See; 20 Tage später tauchte die palmenreiche Insel Zanzibar aus dem Meere auf. Freudestrahlend erkannten die Reisenden die Gestade, die Buchten, den hochragenden Palast des Sultans, den aufschwellenden Berggrücken, an dessen Fuße ihre Hütten und Gärtchen lagen. Ein ungestümes Entzücken bemächtigte sich ihrer, als sie alles das nun wieder sahen, was sie in ihrer Verzweiflung als auf ewig für sie verloren geglaubt hatten.

Der Kapitän hielt die Ungeduldigen nicht an Bord zurück. Die Boote wurden alle auf einmal hinabgelassen, und sie drängten sich auf der Fallreepetreppe und den Leitern, jeder der Erste hineinzukommen.

Für die Leute am Strande war es eine Überraschung, aus einem englischen Kriegsschiffe so viele dunkelfarbige Männer in weißen Kleidern und Turbanen auf die Küste zufahren zu sehen. Waren es Sklaven? Nein, dazu waren sie zu gut gekleidet. Aber was denn sonst? fragten sich die immer dichter sich ansammelnden Gruppen am Ufer.

Der Kiel des ersten Bootes stieß auf den Strand: die ungeduldigen Burschen sprangen hinaus, liefen den Abhang der Küste hinauf und tanzten vor Entzücken auf dem Sande ihrer Insel. Dann knieten sie nieder, beugten ihr Gesicht bis an den teuren Boden hinab und dankten mit tiefer Rührung Allah in lauten Gebeten. Und am Strande entlang lief von Gruppe zu Gruppe die frohe Botschaft: „Es ist Bana Stanleys Expedition, die heimgekehrt ist!“

Darauf kommen Freunde und Bekannte herbeigeeilt. Jeder hat tausenderlei zu fragen, jeder brennt vor Verlangen, alles zu erfahren. Wo waren sie gewesen? Wie waren sie dazu gekommen, auf einem Kriegsschiffe zu fahren? Was hatten sie gesehen? Wer ist gestorben? Wo ist der und der? Ihr seid über Njangwe hinaus bis an die andere See gegangen?

Unterdessen kommen und gehen die Boote. Immer mehr der heimgekehrten Braven landen, hüpfen und springen umher, schütteln ihren Landsleuten die Hände und umarmen sie innig und ungestüm, einander in die Arme springend. Manches Auge wird feucht, manche Schreckensgeschichte wird erzählt von Leiden und Not, von Unglück und Tod. Alle Neuigkeiten sollen auf einmal mitgeteilt werden: aber an den zahllosen Erleb-

nissen der ungeheuren Reise wird man noch Jahre lang zu erzählen haben.

Bald genug war das Schiff seiner sonderbaren Passagiere — 108 waren heimgekehrt — ledig; als letzter von der Expedition verließ es Stanley und begab sich an Land nach dem Hause seines Freundes Augustus Sparhawk.

Am nächsten Tage begegnete er Mabruki, seinem Flintenträger, einem derben, jungen Burschen mit glänzenden Augen.

„Nun, Mabruki“, fragte Stanley, „sage mir, hast du deine Mutter gesehen?“

Der gespannte Gesichtsausdruck des jungen Negers wird weicher; aus seinen Augen strömt eine solche Flut von Licht hervor, daß man sieht, wie übervoll von Glückseligkeit er ist. Mit einem leichten Hin- und Herschwancken des Kopfes antwortet er:

„Ja, Meister.“

„Ist sie ganz wohl? Wie sieht sie aus? Was sagte sie denn, als sie ihren Sohn als einen so großen, starken Burschen wieder sah? Erzähle mir doch alles.“

„Ich will es Ihnen erzählen — aber ach! sie ist recht alt geworden. Sie erkannte mich zuerst gar nicht, weil ich die Thür unsers Hauses aufbrach, denn ich landete mit zu allererst und lief gleich den ganzen Weg vom Boote bis zum Hause. Sie saß und plauderte mit einer Freundin. Als die Thür sich öffnete, rief sie aus: «Wer ist da?»

«Mi—mi, ma—ma! Ich bin es, Mutter. Ich bin es — Mabruki, Mutter. Ich bin es, ich bin vom Kontinent zurückgekehrt!»

«Was? Mabruki, mein Sohn?»

«Ja, ich bin es wirklich, Mutter.»

„Sie wollte es kaum glauben, daß ich zurückgekehrt wäre, denn sie hatte nie etwas von mir gehört. Aber bald versammelten sich alle Weiber aus der Nachbarschaft rings herum an der Thür, während das Haus voll war, um die Neuigkeiten zu hören, und sie schrienen und lachten und schwatzten alle sehr schnell, und das dauerte bis spät in die Nacht. Sie ist sehr stolz auf mich, Meister. Als das Mittagessen fertig war, setzten sich mehr als zwanzig hin, um es mit uns zu teilen. «D», sagten sie alle, «du bist wirk-

lich ein Mann, denn du bist weiter gereist, als irgendein Araber je gereist ist.» —

Nunmehr ging es an die Ablohnung der Getreuen. Alle wurden nach dem Hause des Herrn Sparhawk geladen; die gleiche Botschaft erging auch an die Verwandten der Gestorbenen mit der Aufforderung, die nötigen Zeugen zur Stelle zu bringen.

Am fünften Morgen nach der Ankunft drängten sich Männer, Weiber und Kinder in Begleitung von Hunderten von Freunden auf der Straße und in dem Hause, um den ihnen gebührenden, ehrlich verdienten Lohn zu erhalten.

Nach den Männern kamen die Frauen an die Reihe. Ihrer dreizehn hatten alle Anstrengungen der langen Reise ausgehalten, hatten dem rauhen Lager in den Tiefen der Wildnis einen Anstrich von Behaglichkeit zu geben verstanden, hatten ihre Gatten stets ermutigt und zum treuen Ausharren gemahnt: alle wurden reichlich bedacht.

Auch die Kinder hatten oft den Meister mit ihrem kindlichen, sorglosen Geschwätz mitten in bedenklichen Lagen zerstreut und beruhigt: sie wurden alle belohnt. Selbst die Säuglinge, die mitten in Afrika erst das Licht der Welt erblickt hatten und jetzt inmitten der glücklichen Männer und stolzen Frauen vergnügt freischnitten und krächten, wurden nicht vergessen.

Der zweite Jahrtag wurde dem Anhören aller Ansprüche auf die Löhnung, welche den treuen Toten geschuldet wurde, gewidmet. Wie viel Kummer wurde wach, als die lange Liste der in jedem Gefechte Gefallenen verlesen wurde! Jeder nahe verwandten Frau oder Witwe wurde der Lohn ohne weiteres ausgezahlt. Aber auch unberechtigte Ansprüche wurden erhoben. Dieser war nur ein guter Bekannter des Verstorbenen gewesen, jener sein Mitsklave oder bei dem Tode des Herrn zugleich mit dem Verstorbenen frei gelassen worden. Alle solche Ansprüche mußten natürlich abgewiesen werden.

Fünf Tage erforderte die Regelung aller Ansprüche: dann hatte die anglo-amerikanische Expedition aufgehört zu existieren. —

Am 13. Dezember 1877 fuhr der Dampfer Pachumba von Zanzibar nach Uden. An Bord desselben hatten Stanleys Freunde für diesen eine besondere Staatskajüte bestellt.

Frühzeitig waren all die getreuen Wangwana aufgebrochen, um ja rechtzeitig zur Abfahrtsstunde einzutreffen. Am Strande

standen sie alle versammelt, jeder in den malerischen Anzug seiner Landsleute gekleidet. Die weiten, schneeweißen Dirschdachehs und die breiten Turbane gaben ihrer Erscheinung eine gewisse Würde. Jeder trug zudem einen leichten Spazierstock in der Hand. Mehrere hatten sich schon hübsche, kleine Besitzungen, Häuser und Gärten, von ihren Lohngelbern gekauft und damit den Beweis geliefert, daß die lange Reise mit ihren Beschwerden, Leiden und bitteren Erfahrungen doch auch viel Segen geschafft und sie klug und verständig gemacht hatte.

Stanley kam am Strande hinab, um in das Boot zu steigen. Aber die braven, treuen Gefährten liefen voran, stießen das Boot in das Meer zurück, hoben den Meister auf ihre Köpfe und trugen ihn durch die Strandwellen in das Boot.

Herzlich drückte er allen die Hände zum Abschied, immer wieder und wieder; endlich fuhr das Boot ab.

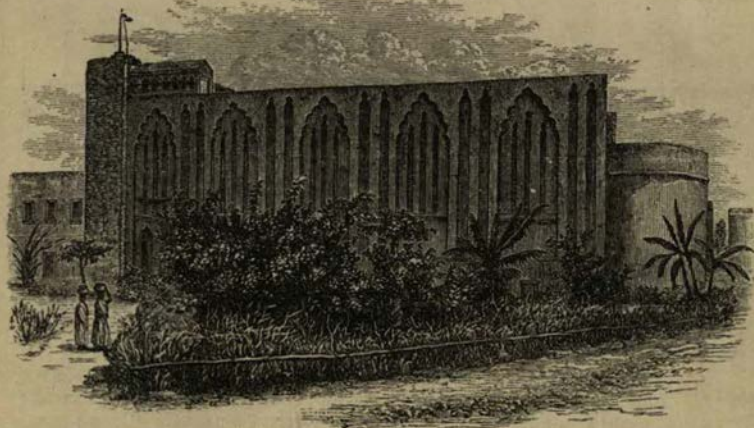
Einen Moment berieten sie sich unter einander, dann liefen sie am Strande hinab, sprangen hastig in ein großes Boot und ruderten hinter Stanley drein. Sie folgten ihm so bis an das Dampfboot. Eine Deputation erschien an Bord, an ihrer Spitze der kühne Uledi, der wackere Katschetsche, Robert Feruzi, Stanleys unentbehrliches Factotum, Zaidi und Wadi Nehani, der frühere Schatzmeister. Sie versicherten Stanley, daß sie ihn noch immer als ihren Herrn und Meister ansähen, und daß sie Zanzibar nicht eher wieder verlassen wollten, als bis sie einen Brief von Stanley erhalten hätten, der ihnen seine glückliche Ankunft in seinem Vaterlande melde. Er hätte, sagten sie, um ganz Afrika sie herumgeführt, um sie in ihre Heimat zurückzubringen, und sie müßten erst wissen, daß er sein eigenes Vaterland erreicht hätte, ehe sie aufbrechen würden, um neue Abenteuer auf dem Kontinente zu suchen. Sie schlossen in ihrer Einfachheit mit der Versicherung: „Wenn du unsere Hülfe brauchen solltest, Meister, um nach deinem Vaterlande zurückzugelangen, so wollen wir von Herzen gern dir folgen.“

An jedes Gesicht, wie sie so vor ihm standen, knüpfte sich für Stanley die Erinnerung an irgendein Abenteuer oder an eine Gefahr, an einen Triumph oder an einen Verlust. Noch einmal trat einen Moment die ganze Reise vor seine Seele mit ihren Gefahren und Stürmen, mit ihren Kämpfen und Mühsalen, in denen diese einfachen Männer durch die Sympathie gemein-

schaftlichen Leidens ihn getröstet hatten. Durch welche wunderbaren Wechselfälle des Lebens waren sie ihm gefolgt! Was für eine hochherzige Treue hatten sie ihm bewiesen! Fürwahr, einer langjährigen und starken Freundschaft Band wurde zerrissen, als der Dampfer die Anker lichtete.

Das war der Abschied.

Auf viele Jahre der Zukunft noch wird in den Häusern Zanzibars die Geschichte der wunderbaren Reise quer durch den dunklen Weltteil erzählt werden, und alle Teilnehmer derselben werden Helden sein unter ihren Freunden und Verwandten. Und mit Recht. Zu Helden gemacht aber hatte diese schlichten, unwissenden Söhne Afrikas der Mann allein, um dessen Stimme sie sich geschart von dem ersten mörderischen Kampfe in dem wilden Binjata bis zu dem letzten Hinabschwanken nach Boma, der Mann, dem es mit Hilfe ihrer willigen Hände und ihrer braven, pflichttreuen Herzen gelungen war, die drei großen Probleme der afrikanischen Geographie zu lösen, mit der Entdeckung des Kongolaufes dem Erdteile sein größtes Geheimnis zu entreißen, und der jetzt hinter sich das dunkelgrüne Gestade Afrikas langsam hinabsinken sah, bewegten Herzens, voll innigen Dankes gegen Gott, der ihn behütet! — 961788 — 931923



Neue Kirche in Zanzibar.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Kamerun.

Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.

Der reisern Jugend erzählt von

C. Falkenhorst.

Dritte Auflage. Mit 43 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.

Der Schauplatz dieser Erzählung ist Kamerun, die bekannteste aller deutschen Kolonien. Den Lesern dieser reich illustrierten Jugendschrift wird dabei zugleich ein lebensvolles Bild von Land und Leuten in den westafrikanischen Kolonien geboten.

Der Bauberer vom Kilima-Ndjaru.

Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika.

Der reisern Jugend erzählt von

C. Falkenhorst.

Zweite Auflage. Mit 54 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser unternahm es, der deutschen Jugend statt der amerikanischen Indianergeschichten Erzählungen zu bieten, welche geeignet sind, auch bei dem heranwachsenden Geschlecht Interesse für unsere neuen Colonien zu erwecken. Die vorliegende Erzählung spielt in den Gebieten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, an den Schneebergen des Kilima-Ndjaru.

Gustav Nachtigals

Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Übersichtskarte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Nordenskiölds

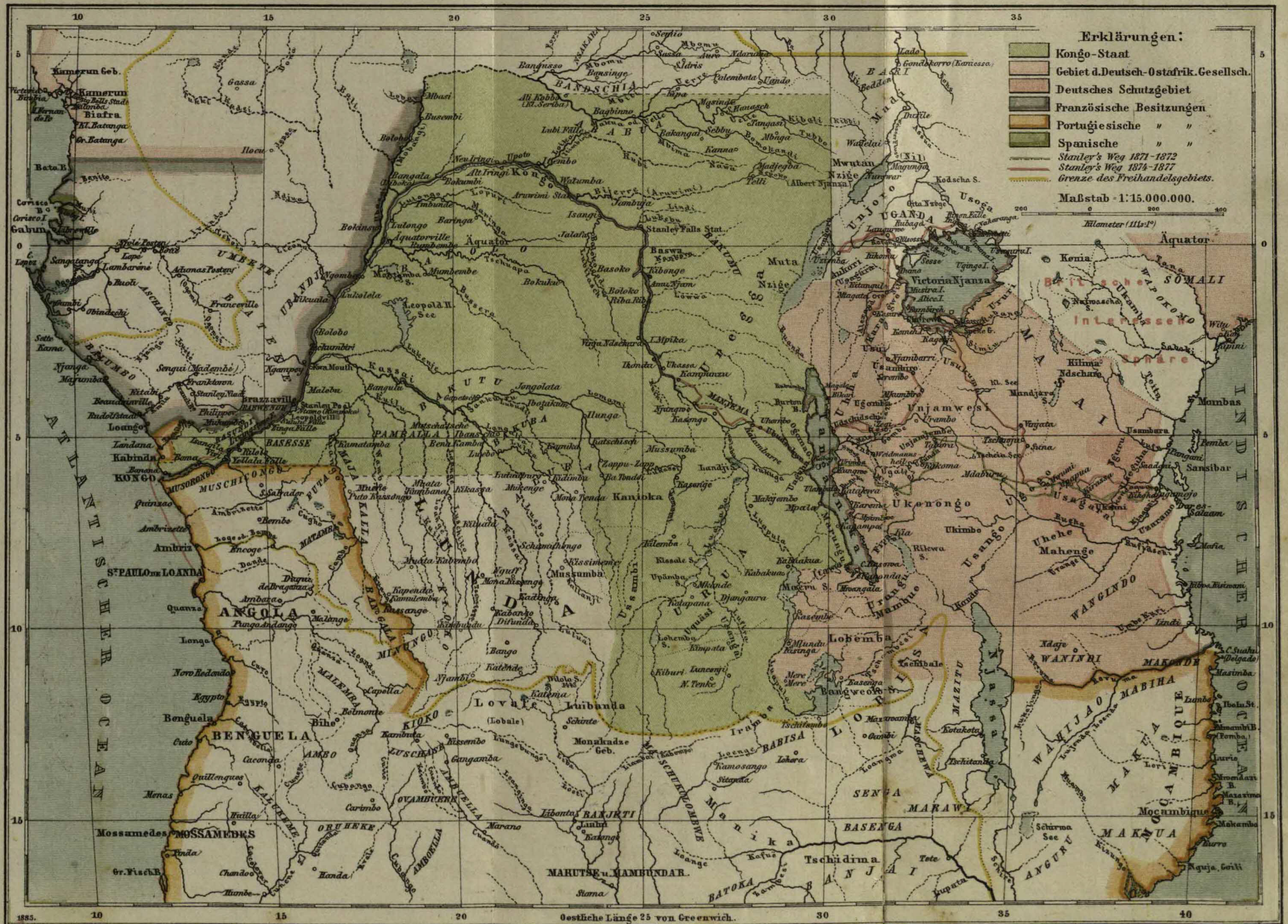
Begafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

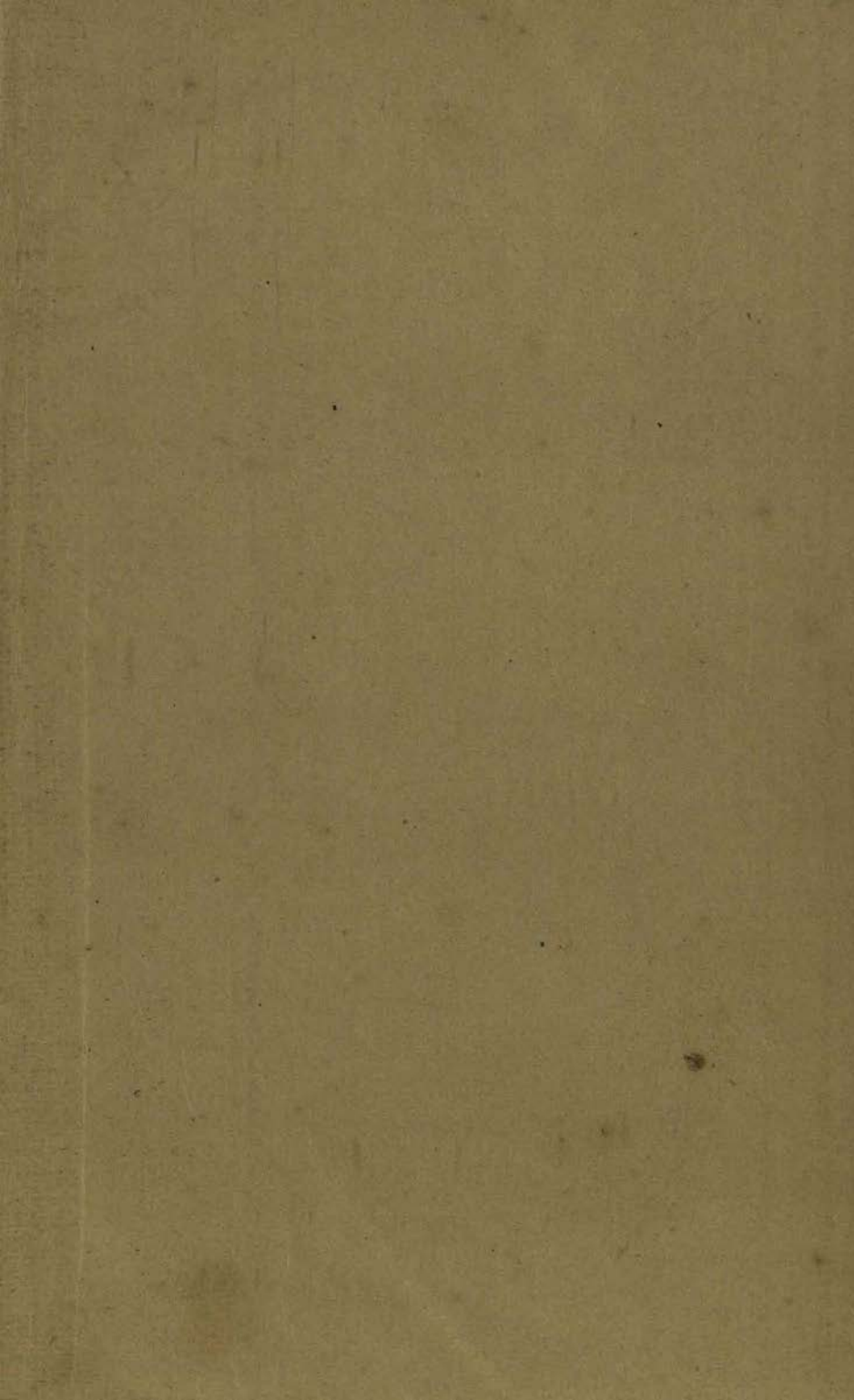
in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitäns Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und D. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die vorstehenden Bearbeitungen der berühmtesten neueren Reisen haben sich als echte Volksbücher und vorzügliche Jugendschriften zahlreiche Freunde erworben und bilden eine empfehlenswerte Lektüre für alt und jung.

ÜBERSICHTSKARTE VON CENTRALAFRIKA.



- Erklärungen:**
- Kongo-Staat
 - Gebiet d. Deutsch-Ostafrik. Gesellsch.
 - Deutsches Schutzgebiet
 - Französische Besitzungen
 - Portugiesische " "
 - Spanische " "
 - Stanley's Weg 1871-1872
 - Stanley's Weg 1874-1877
 - Grenze des Freihandelsgebiets.
- Maßstab 1:15.000.000.
- Kilometer (11 1/2^l)



12639

